Auswahl

aus den

Papieren eines Unbekannten.

Herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

Zweiter Band.

Des Frauenspiegels zweiter Band.

Stuttgart,

bei A. F. Macklot.

1820.

Inhalt.

Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrin von Mainau . . . . . . Seite 1

Liebe am Hofe 121

Der Namenstag 231

Die abgewehrte Rache 257

Erinnerungen
aus
dem Leben der Pfarrin von Mainau.

Erstes Buch.

Hörte der Mensch nur sich selbst, schaute er, das Aug' nicht mehr emporgerichtet, nur auf Lebendiges der Erde, wo bliebe die Unschuld, wo das unablässige Bestreben, rein zu seyn in jedem Wort, in jeder That?

Jacobi.

Da jetzt Schriftstellerei ein ganz gewöhnliches Geschäfte geworden ist, und selbst von meinem Geschlechte immer mehrere mit der Feder hinter dem Ohr auf dem Schauplatze der Welt erscheinen, so ist mir auch der Gedanke in den Sinn gekommen, jetzt, da meine alten Hände bei gewöhnlicher Arbeit so leicht ermüden, die müssigen Stunden dem Schreiben zu widmen. Nicht eben, daß ich auf einen Platz im gelehrten Deutschland ausgehen, oder mich vor das Tribunal der Kunstrichter stellen und um geneigtes Urtheil flehen wollte; so weit geht mein Ehrgeiz nicht, und weibliche Schüchternheit, oder Stolz, oder Eitelkeit gebietet mir, mich mit meinem schriftstellerischen Wirken auf das Frauengemach zu beschränken, und die Spätlinge meiner Bequemlichkeit und meines Müssigganges, statt sie wie ungerathene Kinder in die Welt zu stoßen, vielmehr unter Schloß und Riegel vor den Augen der Welt zu verbergen. Meine Vorhänge sind zugezogen, die Thür ist gesperrt, und wenn ich die Feder niedergelegt habe, reibe ich mir die Finger sorgfältiger ab, damit keine Spur der Tinte meine Autorschaft neugierigen Blicken

verrathen möge. Doch ist es bei dem allen keineswegs mein Wille — was ja thöricht wäre — mein Licht unter den Scheffel zu stellen, oder, was ich bei Tag gewebt, in der Nacht wieder aufzutrennen; dann wär' es besser, mit dem Finger in die Luft, oder höchstens in Schnee zu schreiben; nein, mein Werk soll gelesen und wieder gelesen, ja, es soll bewundert und geliebt werden; keiner meiner Leser oder Leserinnen soll es gleichgültig öffnen, oder ohne Wohlwollen gegen die Verfasserin weglegen. Allen soll es lieb und werth seyn. Und das sind nicht etwa stolze Hoffnungen, Luftschlösser der Eitelkeit und leere Träume, die mit der aufgehenden Sonne zerrinnen, sondern Aussprüche einer Ueberzeugung, die auf die Kenntniß meines Publikums gegründet ist. Noch ist dieses Publikum klein, aber es wächst mit jedem Tage bei, und vergrößert sich, so Gott will, alljährlich; und wie ich mit der größten Zuversicht weiß, daß mein Andenken in dem Herzen meiner Enkel nicht ersterben wird, so darf ich auch erwarten, daß meine Urenkel, die ich schon in langen fröhlichen Reihen vor mir sehe, und nur gleich an mein Herz drücken möchte, auch nach ihrer Aeltermutter fragen und sich freuen werden, daß sie ihrer gedacht und sie geliebt hat, ehe sie geboren waren. Diesem jungen, um mich her aufkeimenden Geschlechte, diesen Lieblingen meines Herzens, sind diese Blätter gewidmet. Könnte ich ihnen doch alle meine Liebe und Zärtlichkeit einhauchen, damit diese, wie ein unvergängliches Arom, wenn ich selbst lange schon Staub und Asche

bin, meine künftigen Leser und Leserinnen, von einem Geschlechte zum andern, daraus anwehen und die Blüthen ihrer zarten Herzen aufhauchen möchte. Meine äußern Güter werden, so wie ich selbst, ein Raub der Zeit; sie verwandeln ihre Gestalt, oder gehen wenigstens in fremde Hände über; aber die frohe Liebe, mit der ich die Meinigen umfasse, ist ein Eigenthum dieser Theuern, das die Zeit so wenig zerstören, als das Grab sie einschließen kann. Unter dem Schirm einer solchen Liebe bin ich erwachsen; sie ist auf meine Kinder übergegangen, und mit Freuden werde ich inne, daß sie auch in dem Herzen der Kinder meiner Kinder Wurzel schlägt. Ich weiß also ganz gewiß, daß, so wie ich selbst meine Blicke oft von dem jüngern, blühenden Geschlecht zu denen wende, welche meine Jugend pflegten, und wie dieses Zurückblicken auf die Todten meine Liebe zu den Lebenden nur noch mehr entflammt, so auch die Meinigen das Andenken an mich suchen und die sichtbaren Zeichen desselben in Ehren halten werden. Dieser Glaube ist es vornehmlich, der mich antreibt, diese Blätter zu schreiben, und sie mit den theuersten Erinnerungen anzufüllen. Soll ich nicht wünschen, dem, was in meinem Herzen lebt, auch außer mir Leben zu geben? das Andenken der verehrten Eltern, so gut ich es vermag, in bestimmten Umrissen bei den Meinigen zu erhalten? und auch nach meinem Tode noch, so wie jetzt, mit den Meinigen zu sprechen, ja selbst mit denen, die ich noch nicht kenne, die ich mir aber den theuern Lieblingen, welche mich

jetzt umgeben, ähnlich bilde? Dieser Gedanke hat etwas unaussprechlich Reizendes für mich; ich fühle mich durch ihn verjüngt, und ich hoffe, daß dieses Gefühl dem Werke, das ich so eben beginne, nicht nachtheilig seyn soll.

Uebrigens glaube ich, bei dieser meiner Beschränkung auf ein Publikum, dessen Aeltermutter ich bin, nicht nöthig zu haben, mir einen großen Zwang aufzulegen; vielmehr werde ich mich des Vorrechtes meiner Jahre bedienen, und mit Bequemlichkeit sprechen. Ich werde Euch Erinnerungen aus der einfachen Geschichte meines Lebens geben, diese aber so oft unterbrechen, als es mir beliebt, und, wenn mich der gerade Pfad ermüdet, bald hier bald dorthin ausbeugen, wo mich eine anmuthige schattige Stelle zum Ausruhen einladet. Ein wenig Redseligkeit muß dem Alter schon nachgesehen werden. Die Zeit rückt nur allzu schnell heran, wo sich unser Mund auf immer verschließt; warum sollen wir nicht von der so erfreulichen Gabe der Rede einen fleißigen Gebrauch machen, so lange es uns noch verstattet ist? Ich lasse mich daher gern und sorglos gehen, so lange man mir zuhört; und ich drücke jetzt in Gedanken meiner Henriette die Hand für die Gefälligkeit, mit der sie meiner Rede ihr Ohr leiht und mich unvermerkt auf dieses oder jenes beliebte Thema bringt. Dieses Opfer ist mehr werth, als die Jugend gewöhnlich glauben mag. Gibt es wohl etwas öderes und traurigeres, als die Einsamkeit eines Greises, zu dem niemand hinrückt, die Geschichten seiner Ju-

gend zu hören? Für ihn hat die Zeit des langen unwillkührlichen Schweigens schon diesseits des Grabes angefangen; sein Geist verdüstert sich früher, weil ihm die erheiternde Mittheilung gebricht; und da kein lebendiges Wort das frische Bild der Gegenwart in ihm erweckt, so sieht er, in sich selbst versunken, wie im Nebel nur dämmernde Gestalten schwimmen. So ist schon sein Lehnstuhl ein Sarg für ihn, und sein verlassenes Zimmer ein Grab, in dem er sich sterben sieht. Darum hat mich unter allen Beweisen der Liebe, die mir meine Kinder gegeben haben, keiner mehr gerührt, als ihr Bemühen, die Erinnerungen früherer Zeit in meiner Seele lebendig zu erhalten, indem sie mir gern zuzuhören schienen; vielleicht weil ich hierin eine Entäußerung der jugendlichen Selbstsucht sah, deren Besiegung noch mehr verlangt, als bloßes Pflichtgefühl, die eine große und lebendige Liebe fordert.

* * *

Worin liegt wohl der Zauber, der uns alle so unwiderstehlich in die Geschichte unserer Jugend zieht? Gewiß sind es nicht immer die Erinnerungen an die dem Alter versiegten Quellen mannigfaltiger Genüsse; noch weniger der Reiz der Eitelkeit, der uns zur Betrachtung unserer frühern, nun abgewelkten Blüthe lockt. Wie Viele, die ihr Alter nicht gegen ihre Jugend vertauschen möchten, träumen sich doch mit Lust in ihre Kindheit hinein, und suchen in den

kleinsten Erinnerungen gleichsam die Reliquien jener heiligen Zeit zusammen. In diesem Beiworte, das ich eben der Kindheit gegeben, liegt wohl der Aufschluß. Wie uns überhaupt der Anblick der kindlichen Natur rührt, in welcher wir ein heiliges Geheimniß des Lebens sehen, so wenden wir uns mit erhöhter Theilnahme der eigenen Kindheit zu, und betrachten gern jedes Blatt der zusammengedrängten Knospe, von seinem ersten Anfange durch alle Fortgänge seines Entfaltens, bis es, von Sonnenschein und milden Lüften gelockt, die schützenden Hüllen durchbricht, alle seine Farben zur Schau legt, und nach kurzer Freude verwelkt. Und wie wir uns auch im Traume selbst beschauen, als ob wir ein fremdes Wesen wären, und doch immer das Gefühl unserer eigenen Persönlichkeit das Räthsel durchbricht, und darin etwas wunderbar Anziehendes liegt; so betrachten wir auch unsere Jugend in jener Nebelferne mit dem sich durchkreuzenden Gefühle des Fremden und doch uns Angehörigen. Eine fromme und frohe Jugend aber hat noch einen eigenthümlichen Reiz. Wie wir alle ein geheimes Sehnen nach dem verlornen Paradiese der Menschheit fühlen, und dieses immer heftiger wird, je mehr wir ihre Ausartung inne werden, so versenken wir uns gern in den glücklichen Wahn unserer Kindheit, wo das Leben noch von dem Schleier goldner Morgennebel bedeckt, unter der duftigen, wogenden, geheimnißvollen Hülle eine Welt von Schönheit und Güte, von Tugend und Frömmigkeit zu enthalten schien. Je besser sich aber ein Herz in

seiner Jugend bewahrt hat, desto fester wird es an diesem Glauben hängen; wer ihn immer erhalten könnte, würde immer kindlich glücklich seyn. Dieß ist nur Wenigen beschieden; die Andern müssen sich mit der Erinnerung trösten. Ich erfuhr freilich bald genug, daß die Welt nicht so war, wie ich sie hinter jener Nebelhülle geträumt und gewünscht hatte: aber ich gewann dagegen, durch die häuslichen Verhältnisse, in die mich Gott gesetzt hatte, sehr bald die Ueberzeugung, daß sich jeder mit gutem und kräftigem Willen, wenn er Gott zu Hülfe nimmt, recht anmuthige Plätze in diesem Thale der Prüfung anbauen könne. Diese Ueberzeugung ist die Grundlage meines Lebens geworden. Ich habe mich wohl dabei befunden; und wie oft auch die Gegenwart meinen Wünschen feindlich entgegen getreten ist, so ist doch dadurch der Glaube an die Unzerstörbarkeit des innern Glücks, das wir uns selbst, oder eigentlicher zu reden, welches Gott uns zum Lohn eines frommen Willens gibt, nie erschüttert, sondern vielmehr verstärkt worden. Die Zufriedenheit, die mir dieser Glaube gegeben hat, ist auch der Welt bei mir zu statten gekommen. Die Dinge außer uns nehmen immer viel von der Farbe unsers Gemüthes an, und da die meinige heiter war, so erschien mir auch die Welt so, und ich überredete mich gern, daß das Böse in ihr nur Ausnahme sey. Diese Ausnahmen aber suchte ich, so viel als möglich, von mir und den Meinigen abzuwehren, ertrug das Unvermeidliche mit Geduld, und vergaß es so geschwind, als ich konnte.

Jene Heiterkeit mag wohl zum Theil eine Gabe der Natur und ein Erbe von meinen Eltern seyn; aber ich bin mir sehr wohl bewußt, daß jene Anlage noch durch etwas Anderes, von ihr Verschiedenes genährt und befestigt worden ist. Dieses Andere ist der Glaube an die väterliche Regierung der Welt. Zwar könnte ich auch diesen Glauben ein Erbe nennen, das ich von meinen Eltern empfing; denn so weit ich in meine Kindheit zurück denken mag, so find' ich ihn in mir, ohne daß ich zu sagen wüßte, auf welche Weise er erzeugt worden sey. Der Unterricht, den ich erhielt, hat nur in bestimmtere Worte gefaßt, was schon in meiner Seele lag; aber er hat mir keine größere Gewißheit gegeben, als ich schon hatte. Solchen wörtlichen Unterricht erhalten wohl die meisten Kinder christlicher Eltern, und doch fehlt dem Glauben der meisten das innere Leben, und die heitere Gewißheit bleibt aus, welche die Frucht des Glaubens seyn soll. Man kann ihnen nicht abstreiten, das gelernt zu haben, was zum Glauben gehört; aber sie besitzen es nicht. Sie können es weglegen, wie sie ihren Katechismus nach geendigten Schuljahren weglegen, ohne daß sie etwas dadurch verlieren; denn man verliert nur das, was man hat, nicht das, wovon man nur den Titel besitzt und die Ueberschrift. Von einem solchen Titular-Glauben hielt mein Vater nichts. Der rechte Glaube, pflegte er zu sagen, muß der Kern und Mittelpunkt des ganzen Menschen seyn; und wie sich aus dem Samenkorn, das in die Tiefe der Erde

gelegt ist, der Baum mit Stamm, Aesten und Blättern ausbreitet, und durch seinen fröhlichen Wuchs immer noch die Kraft des Kerns, aus dem er erwachsen ist, verkündigt, so muß sich auch in allem Thun und Reden des glaubigen Menschen, ohne daß er es weiß und daran denkt, der Glaube, von dem er durchdrungen ist, kund geben. So habe es Christus gemeint, wenn er sagt: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Ohne einen solchen, den ganzen Menschen durchdringenden Glauben, setzte mein Vater hinzu, sey weder ein frommes Leben, noch eine rechte Ergebung in den göttlichen Willen möglich; und doch liege in der Zusammenstimmung des menschlichen Willens mit dem göttlichen einzig und allein das Geheimniß der christlichen Freiheit und unserer Erlösung. Dem Gesetze gehorche auch der Knecht, weil er müsse; wir aber wären freie Glieder Christi durch die Liebe unsers ewigen Vaters. Was ist denn aber die Liebe, als eben das Einigseyn, die freie und freudige Uebereinstimmung mit dem Willen dessen, den man liebt? Und ist wohl Liebe ohne Glauben in irgend einem Verhältnisse möglich?

Je mehr ich diese Worte meines Vaters bedenke, und je mehr ich sie mit seinem ganzen Wesen und Thun vergleiche, das auch, nur nach weiblicher Art, das Thun und Wesen meiner Mutter war, desto mehr überzeuge ich mich, daß ich jenen Glauben, der die unversiegliche Quelle meiner Heiterkeit ist, an der Brust meiner Mutter eingesogen, und durch das Zusammenseyn mit meinen guten und frommen

Eltern unbewußt in mir genährt und groß gezogen habe. Ihre Liebe war das erste, was ich erfuhr; dieser Liebe war ich wie meines Daseyns gewiß; ich glaubte an sie, ehe ich etwas anders denken oder begreifen konnte; und als ich auf eine unsichtbare, ewige Quelle aller Liebe gewiesen wurde, trat das, was in meinem Innern lag, nur, wie eine umschlossene Blüthe, aus der Hülle an's Licht. Gott und Liebe klangen mir immer wie gleichbedeutend; das Eine führte zu dem Andern; in beiden lag mir eine innige Heiligkeit. Ich erinnere mich, da ich als ein kleines Kind der Beschäftigung eines Vogel-Paars mit ihren Jungen zugesehen hatte, ich zu meiner Mutter sagte, diese Vögelchen hätten Gott gewiß recht lieb, und selig würden sie sicher auch. — Von der Möglichkeit einer strafbaren Liebe hatte ich keinen Begriff.

* * *

Nie kann ich an meine Kinderjahre zurück denken, ohne mich in dem engen Stübchen zu sehen, wo wir, wie in einem Paradiese der Zufriedenheit, Winter und Sommer zusammenlebten. Das Haus, welches wir bewohnten, war eben das, worinnen auch mein Vater geboren war; in derselben Stube war auch er unter den Augen seiner Eltern aufgewachsen; und hier stellte sich ihm, wie er sagte, seine ganze Jugend wie in einer camera obscura dar, und auf dem dunkeln Grunde trüber Erinnerungen meist recht

glänzend und sonnig. Die Straße, in welcher das Häuschen lag, war eng; vom Himmel war wenig zu sehen; aber nach dem Hofe hinaus war ein offener Gang, den die Sonne beleuchtete. Hier hatte er die meisten Sonnentage seiner Jugend zugebracht; hier hatte er Blumen in Scherben gezogen; hier hatte er gelesen, gelernt, gearbeitet, phantasirt; hier hatte er seiner Mutter, die ihm bisweilen Gesellschaft leistete, vorgepredigt. Dieser offene Gang war auch noch im späten Alter sein liebster Aufenthalt. Zu ihm trug er seinen Sessel, wenn er recht seelenvergnügt seyn wollte; hier erzählte er uns am liebsten die Geschichte seiner Jugend, und zeigte uns die Blumen, die er als Knabe aus dem Samen gezogen und immer vervollkommnet hatte. Es ist unglaublich, mit welcher Sorgfalt er diese Urenkel seiner Kindergärten pflegte, und welche Freude er hatte, wenn sie, nach überstandenem Winter, im Frühling von neuem trieben. In dem letzten Jahre seines Lebens geschah es, daß ihm seine ganze Blumenflor durch Zufall erfror. Als er es bemerkte, war er erst still; dann sagte er, sein graues Haupt schüttelnd: „sie sind vor mir heimgegangen; ich werde sie auf meinem Wege finden.“ Er pflanzte keine neuen, und ehe der Mai kam, war er todt.

In einem der letzten Sommer, als er auch in diesem tragbaren Paradiese recht heiter war, sagte er: „Man erzählt von den Königen der Perser, daß sie ihre Residenz nach der Jahreszeit verändert haben; auch der König von Frankreich zieht im Som-

mer auf irgend ein Lustschloß, wo es oft traurig genug seyn soll. Ich möchte wissen, ob ich es nicht eben so gut habe, und besser? Ich genieße die Freuden eines solchen Umzugs nicht etwa Einmal im Jahr, sondern, wenn ich will, alle Tage, und ohne die geringste Beschwerlichkeit. Niemand hat dabei eine Last, und mein ganzes Volk zieht mit und umgibt meinen Thron. Was ich hier sehe, ist mein, und in meinem ganzen Reiche ist der tiefste Friede und allgemeine Zufriedenheit; es müßte denn seyn, daß meine gute alte Sabine nicht mit mir zufrieden wäre" — er reichte dabei meiner Mutter die Hand — „aber die hat ja auch diese fünf und vierzig Jahre her keinen andern Willen gehabt als den meinigen. — Nun, das ist mehr, als sich irgend ein König rühmen kann; mehr als einer schaffen kann, wenn er auch alle Güter seines Reichs und allen Schweiß seiner Unterthanen aufbieten wollte. Es gehört doch nicht viel dazu, um so seelenvergnügt zu seyn — oder auch," setzte er nach einer kurzen Pause hinzu — „vielleicht recht viel; denn es ist doch nur eine Gabe Gottes, die nicht jedem verliehen ist. Mein guter seliger Vater hatte sie nicht empfangen."

* * *

Mein Vater gehörte zu den Menschen, die das Glück innerer Ordnung und Klarheit mühsam errungen haben, und sein festes, unerschütterliches Wesen, so wie eine gewisse Sprödigkeit, die ihm noch

bei minder bedeutenden Dingen übrig geblieben war, zeugte von dem Kampfe, durch den er die feindseligen Elemente seines Daseyns überwunden hatte. Der größte Theil seiner Kindheit war ihm düster gewesen, wie die Stube, in die er eingesperrt war, meist um Erbauungsbücher vorzulesen oder vorlesen zu hören, welche die Welt als ein Jammerthal, die Menschen als Kinder des Satans, und jeden Genuß als eine Lockung der Hölle darstellten. Sein Vater, ein strenger, oft harter Mann, war mit dem traurigen Glauben erfüllt, daß, wer Gott gefallen wolle, nicht aufhören dürfe, seine Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen; und in diesem Sinne verbot er sich und andern die unschuldigsten Freuden, weil sie der Selbstvernichtung entgegen waren, in die er die Vollkommenheit eines frommen und gottseligen Lebens setzte. Die Mutter war von sanftem und mildem Wesen, aber ihrem Manne gänzlich unterworfen, zu dessen religiösen Ansichten sie sich auch, doch, ohne es zu wissen, mehr mit dem Munde als mit dem Herzen bekannte. Von mehreren Kindern war ihr nur Ein Knabe geblieben. Auf diesen trug sie alle Liebe eines mütterlichen Herzens über, aber ihr Mann durfte nicht wissen, wie sehr ihr Herz an dem Kinde hing. Wie sehr sie indeß ihr Gefühl zurückhalten, und welche Gewalt sie sich anthun mochte, so fühlte der Knabe doch die verheimlichte Liebe der Mutter in seinem eigenen Herzen, und hielt sich zu ihr, so oft er durfte. „Auch wenn mich meine Mutter mit Worten strafte,“ sagte mein Vater bisweilen, wenn er

von seiner Erziehung sprach, „und ich weinen mußte, fühlte ich ihr Gemüth doch auch in ihrem Zorne; es war mir immer, als ob ich durch Gewölk den blauen Himmel sähe, und den milden Abendstern ihrer Liebe daran. Wenn sie aber freundlich mit mir sprach, mußte ich immer an den Frühling denken, den ich damals nur aus dem Grünwerden der Linden um die Kirche her und aus dem Aufblühen der Primeln vor unserm Fenster kannte, und darum noch viel herrlicher dachte, als er wirklich ist."

Das mochte so bis zum fünfzehnten Jahre gedauert haben, in welcher Zeit er nur den Unterricht seines Vaters genoß. Jetzt wurde er endlich in die öffentliche Schule geschickt, und hier fing ein neues Leben für ihn an, obgleich die Strenge der häuslichen Clausur und Ascetik in allem Uebrigen nach wie vor fortging. Die Schulstube mit ihren zwölf oder fünfzehn Insaßen war ihm jetzt eine Welt, die er anfänglich kaum mit scheuen Blicken zu mustern wagte; und schwerlich hat je ein Kaiser oder König in aller seiner Herrlichkeit mehr Ehrfurcht eingeflößt, als der Rector meinem Vater, wenn er auf seiner Lehrkanzel saß. „Er werde nie vergessen," sagte er oft, „wie ihm in den ersten Tagen zu Muthe gewesen, wenn der freundliche und ehrwürdige Mann seine Blicke beim Lehren besonders auf ihn gerichtet, oder ihn gefragt, und seine Antworten gebilligt oder liebreich berichtigt habe. Damals habe er zuerst erfahren, wie die Persönlichkeit eines Lehrers auf das Gemüth wirke, und wie auch Lehren ein Erziehen

werde, wenn der ganze Mann mit Kopf und Herzen beim Lehren sey." — Auch das war ihm unvergeßlich, wie am Schlusse des ersten Schuljahres der Rector mit den Probearbeiten das Katheder bestiegen, und ihm das Herz voll Erwartung geklopft habe. Das sey noch heftiger geworden, als die Reihe an seine Arbeit gekommen; ja er sey erblaßt und habe kaum zu athmen gewagt. Das Urtheil sey günstig ausgefallen, und der Rector habe ihn sehr liebreich dazu angesehen und nach der Schule zu sich beschieden. „Als ich mich zu ihm begab," fuhr mein Vater fort, „und an die halbgeöffnete Thür leise anklopfte, rief mir der gute Mann von Innen entgegen: Nur herein, Rudolph, nur herein; er ist willkommen. Dann kam er auf mich zu, und sagte: „Seine Arbeiten haben mir Freude gemacht; ich habe es ihm aber nicht so vor Allen sagen mögen, damit es keine Mißgunst bei den Uebrigen gibt. Er hat noch immer Viel zu lernen; aber, wenn er so fortfährt, kann er mit Gottes Hülfe mein bester Schüler werden. Ich will ihm gern auch außer der Schule beförderlich seyn. Komm er bisweilen zu mir, und sey er nicht schüchtern." Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich. Noch kein fremder Mensch hatte so freundlich zu mir gesprochen oder so aufmunternd. Ich ergriff seine Hand, küßte sie, und ließ heiße Thränen darauf fallen, die, ohne daß ich es wußte, meinen Augen entströmten. Ich kam wie trunken nach Hause und konnte kaum die Zeit erwarten, wo ich meiner Mutter Alles berichten könnte.

Sie hörte es mit stiller Freude an und hatte es gewiß dem Vater wieder erzählt. Wenigstens war er am folgenden Morgen viel freundlicher, als gewöhnlich, gegen mich; und als ich bei der Arbeit saß, fuhr er mir einigemal mit der Hand über den Kopf weg, was er sonst nie gethan hatte, und lobte die Reinlichkeit meiner Schrift. Das war seit mehreren Jahren das erste Lob, das ich aus seinem Munde gehört hatte. So war mir auch dieser Tag ein köstliches Nachfest, und ich bildete mir in der That ein, es könne in der ganzen Stadt, ja auf der ganzen Welt, keinen glücklichern Menschen geben, als mich."

Diese beiden Tage, erzählte mein Vater weiter, wären der Anfang einer neuen Epoche seines Lebens geworden. Die Lust zum Lernen hätte sein Gemüth wie eine Flamme ergriffen; die Liebe zu seinem Lehrer hätte ihm auch Liebe zu den Wissenschaften eingeflößt und ihn mit einer solchen Freudigkeit erfüllt, daß ihm kein Hinderniß mehr unüberwindlich geschienen. An Kämpfen hab' es dabei freilich nicht gefehlt. Seinem Vater habe selbst das eifrige Studiren allzu weltlich geschienen; und er habe ihn nur durch den pünktlichsten Gehorsam in allen andern Dingen, durch die strenge Regelmäßigkeit seines Lebens, und vorzüglich durch die Klugheit seiner Mutter einigermaßen beruhigen können. Aber innerlich zufrieden war er nicht. Es sey ihm überhaupt nicht recht gewesen, daß sein Sohn auf dem Studiren bestanden, indem ihn die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, in die er dabei nothwendig gerathen müßte, und vorzüglich die

unvermeidliche Entfernung von dem våterlichen Hause und seiner Aufsicht, wo er ihn allein gegen die Fallstricke der Welt sicher glaubte, unbeschreiblich ångstigte. Nach seinem Willen håtte sich mein Vater dem Rechnungsamte gewidmet, das er selbst verwaltete, und mit dem er ihn deshalb vollkommen bekannt gemacht hatte. Die Vorstellungen des Rectors, daß er doch seinen Sohn nicht in dem Berufe stören möchte, den ihm Gott durch seine Gaben und seinen Fleiß augenscheinlich vorgeschrieben habe, nöthigten ihm allmåhlig die Einwilligung ab, die er aber gern wieder zurückgenommen håtte, als mein Vater erklårte, daß er sich dem geistlichen Stande widmen wolle. Der Gedanke an die große Verantwortung, welcher ein Seelsorger unterliege, verbunden mit der, wie es ihm schien, immer steigenden Ruchlosigkeit der Welt, die zu bekåmpfen Lehren und Predigen viel zu schwache Mittel wåren, setzte ihn in die größte Angst, die kaum den Belehrungen des Rectors, so viel Gewicht er auch bei meinem Großvater hatte, den Bitten der Mutter und dem festen, obgleich bescheidenen Beharren meines Vaters wich.

* * *

Die Erfahrungen, welche mein Vater während seiner Schuljahre an sich gemacht hatte, begleiteten ihn sein ganzes Leben hindurch, und waren die Quelle seines lebhaften Antheils an den Schulen, denen insbesondere, welchen die Erziehung des Volkes an-

vertraut ist. Er erklärte es für eines der schlimmsten Vorurtheile, das die Bequemlichkeit in Gang gebracht habe, daß die Schule nur eine Anstalt zum Unterricht, die Erziehung aber lediglich den Eltern anheim zu geben sey. Durch diesen Grundsatz werde alle Religion aus den Schulen verbannt, und an ihre Stelle der Katechismus gesetzt, der für sich nicht im geringsten besser sey, als irgend ein anderes Buch, und erst durch eine gottesfürchtige Erziehung Werth bekomme. Behaupten zu wollen, daß diese in allen Häusern von den Eltern gegeben werden könne, sey unverschämt; und bei der Ueberzeugung, daß dem nicht so sey, sie dennoch den Eltern zuschieben wollen, ruchlos. Nach der Ansicht meines Vaters sollte der Schullehrer der geistige Vater seiner Schüler seyn, und als solcher nicht weniger bemüht um ihr sittliches Gedeihen im weitesten Sinne, als der Gärtner um das Gedeihen seiner Blumen. Wie sich dieser um seine Zöglinge bemühe, nicht um des geringen Gewinnes willen, sondern weil ihn ihre Schönheit und fröhliche Entwickelung erfreue, so auch der Lehrer, dem nicht bloß der Kopf, sondern auch das Gemüth seines Schülers anvertraut sey, und der den ganzen innern Menschen entwickeln und bilden müsse. Den Unterricht um Lohn nannte er eine Taglöhner-Arbeit, und erklärte sie für die traurigste von allen erdenkbaren Handthierungen, weil der Handwerker des todten Stoffes Herr sey, der taglohnende Schulmeister aber widerspenstige Köpfe zu behandeln habe, die er nur durch Gewalt im Zaum halten könne.

Diese Gewalt aber wäre eine Tyrannei, weil sie nur um der Herrschaft des Einen willen geübt werde, der hier zugleich Gesetzgeber und Partei, Richter und Executor sey. Es wäre dann kein Wunder, wenn aus einem solchen Zuchthause der Willkühr die Knaben boshafter und trotziger, die Mädchen verschlagener und heimtückischer herauskämen. Ein solches Amt sey dann freilich ein Fluch und verdiene den Fluch; während daß der rechte Schullehrer der Segen seines Ortes wäre, und dem Pfarrer nicht im Geringsten an Würde und Wichtigkeit nachstände. Die großen Lasten seines Amtes könne nur das lebendige Bewußtseyn von der Heiligkeit seines Berufs und fromme Liebe erleichtern; wo aber diese Wurzel geschlagen, da finde sich auch leicht der rechte Ernst ein, der einen freudigen Gehorsam in die lernende Jugend bringe. Dieser freudige Gehorsam sey das eigentliche Ziel der Erziehung, und die Wurzel alles Guten. Er könne aber nur aus dem Vertrauen und dem Glauben an den Lehrer entspringen, und zwar aus einem freien und heitern Glauben. Dieß könne nur dann möglich seyn, wenn der Lehrer das Beispiel der Gewissenhaftigkeit, der Ordnung, der Frömmigkeit gebe, und sein Geschäft mit eben so viel Ernst als Heiterkeit treibe. Da wachse denn auch zugleich in der Jugend der Glaube an das Gute und Rechte mit, und befestige die Frömmigkeit, die ohne jenen ein hohler Klang sey, ihrer Seits aber wiederum den Glauben an das Gute und Rechte befestige und ihm eine höhere Richtung gebe. Wer an Gottes Vaterliebe,

Heiligkeit und Gerechtigkeit glauben solle, der müsse die Eigenschaften, so weit es menschliche Gebrechlichkeit erlaube, in den Menschen dargestellt sehen, und die Nachfolge Christi, in welchem sie sich am vollkommensten gespiegelt, bestehe eben in dem heilbringenden Streben hiernach. So wie Mitgefühl, Mitfreude und Mitleid aus einer unbegreiflichen Einrichtung unserer Natur hervorgehe, die uns zur Verähnlichung mit andern, ohne unsere Absicht, bewege; so sey auch eine solche Neigung in dem Gemüthe, sich das Sittliche geehrter und geliebter Menschen anzueignen. In der Jugend geschähe dieß fast ohne Bewußtseyn, wodurch die Erziehung in der Schule durch die Persönlichkeit des Lehrers noch wichtiger werde. Nächst den Eltern stehe der Lehrer der Jugend am nächsten; und da dieser nur in seinem abgeschlossenen würdigen Geschäft erscheine, so sey sein Beispiel darum noch wirksamer für die Grundlegung einer Ehrfurcht, die der eigentliche Boden für das Heilige sey. Wer dieses bedenke und die Verantwortung erwäge, die ein jeder auf sich habe, der auf Menschen zu wirken berufen sey, der könne sich unmöglich damit begnügen, den Schulkindern in den bestimmten Stunden das Vorgeschriebene einzulernen. Er werde vielmehr sein Amt als einen Gottesdienst betrachten, indem es ja wohl keine würdigere Art gebe Gott zu dienen, als wenn man Menschen zu Menschen mache, den Keim des Guten in ihnen entwickle, und sie dadurch zu Gott führe. Daraus folge aber, daß der Stand des Schullehrers, wenn

auch nicht dem Range, doch der Bedeutung nach, einer der allerwichtigsten im Staate, und seine Vernachläßigung eine der schwersten Sünden sey, die ein Fürst oder eine Regierung auf sich laden könne. Es sey auch wahnsinnig, das Dach zu schmücken, und den Grund zu vernachläßigen. Die äußere Ordnung könne in einem Volke freilich auch durch Zwang, Polizei und Soldaten erhalten werden; aber den Geist der Ordnung schaffe zuerst die Erziehung in den Schulen, die nachher in demselben Sinne in dem bürgerlichen Leben durch schickliche Einrichtungen, und auch wieder durch das Beispiel der Regierenden fortgesetzt werden müsse. Wie es wohl ein christlicher Fürst bei Gott verantworten wolle, wenn er dem ärmsten Theile seiner Unterthanen, die ja doch auch für ihn arbeiteten, nicht einmal durch eine gute Schulerziehung zu Hülfe käme, die ihnen allein zu menschlicher und christlicher Freiheit verhelfen, und ihren nichts weniger als beneidenswerthen Zustand erträglich machen könne? Nichts sey entsetzlicher, als der hochmüthige, recht eigentlich aus der Hölle stammende Wahn, der die unterste Classe der menschlichen Gesellschaft allein verurtheilt, den Fluch der ersten Eltern zu tragen, und ihn deshalb zur traurigsten Unwissenheit verdammt, damit sie nur ihre Bürde ohne Murren ertrügen. Er frage diese tyrannischen Ausleger des göttlichen Willens, ob denn nicht auch der gemeinste Taglöhner und Kothsaße das Ebenbild Gottes so gut an sich trage als der Fürst und der Edelmann? und ob er nicht also ein voll-

gültiges Recht auf die den Menschen von Gott ohne Unterschied offenbarten Güter habe? Wo die Schul-Erziehung vernachläßigt ist, setzte mein Vater hinzu, da pflegt es auch mit dem Gottesdienste schlecht zu stehen; wenigstens kann er nicht den Segen bringen, den er in wohl vorbereiteten Gemüthern hat. So kann es denn geschehen, daß durch gewissenlose Versäumung des Wichtigsten ein ganzes Volk allmählig dem Guten entfremdet, und an den irdischen Genuß, das heißt, auf den Weg aller Verbrechen und Laster gewiesen wird. Im besten Falle gibt ein dem Genusse gewidmetes Leben keine Befriedigung, und im Tode gewiß nichts weniger als Freudigkeit und Ruhe.

Mein Vater ließ es bei diesen Betrachtungen nicht bewenden. Wo sich nur Gelegenheit fand, sprach er zum Besten der Schulen, und veranlaßte unter seinen Mitbürgern manche, durch Geschenke und Vermächtnisse dürftige Anstalten zu unterstützen, und durch eigenen guten Willen das zu ergänzen, was die Regierung mangelhaft ließ. Mit großem Nachdruck und oft mit Erfolg bestritt er den Hochmuth der Vornehmen und Reichen, die ihre Kinder der öffentlichen Erziehung entzögen, und sie dadurch des größten Vortheils beraubten, den die Jugend bringen könne, nämlich der Gelegenheit, den Menschen an sich kennen und schätzen zu lernen. In der Schule gelte natürlich jeder nach dem, was Gott ihm an innern Gaben verliehen habe, und was er selbst aus sich mache; und da könne es freilich oft geschehen,

daß der Bauerknabe den Junker, und der Sohn des Taglöhners den des Ministers weit überträfe. Dieß zu erfahren sey nützlich, und fördere die Selbsterkenntniß besser als ein Beichtspiegel. Wem dieses zu hart dünke, und wer in der Gleichheit der Schule die Ansprüche des Verdienstes nicht dulden wolle, der müsse auch auf den Himmel Verzicht leisten, wo sicher mancher Fürst den Bauer um seinen Platz werde beneiden müssen.

* * *

Mein Vater schloß während seiner Schuljahre eine Verbindung, von der er zwar nur selten, aber nie ohne die tiefste Rührung sprach, und die ich hier nicht übergehen kann, da sie, durch eine ungewöhnliche Verkettung der Umstände, tief in sein inneres Leben eingegriffen hat. Unter seinen Schulgenossen fand er Einen, der, so bald er gewagt hatte, seine Blicke frei umher zu senden, ihn unter Allen am meisten angezogen hatte. Ausgezeichnet als der Erste seiner Classe, schien er auch durch seine Gestalt dieses Platzes werth. Ein hoher und edler Wuchs, ein reines Ebenmaaß der Züge, und ein angenehmer Ton der Stimme ließ ein harmonisches Gemüth erwarten; aber in seinen dunkeln Augen, über denen sich die schönsten Braunen wölbten, brannte ein stilles Feuer, und verrieth einen sinnigen Geist und tiefes Gefühl. Diese äußern Anzeigen täuschten nicht. Still und ernst ergriff er immer mit ganzer Seele das, was

er wollte, und rastete nicht, bis er es sich unterworfen hatte. Ausgezeichnet an Kenntnissen, war er doch bescheiden und sanft, die Freude seiner Mutter, die im Wittwenstande nur ihm lebte, und der Stolz des Rectors, der ihn wie ein Vater liebte. Dieses alles zusammen genommen erfüllte meinen Vater mit einer Art von Ehrfurcht gegen diesen Mitschüler, und er betrachtete ihn von den ersten Tagen an als das Muster, nach welchem er sich zu bilden hätte. Ihm sich zu nähern oder seine Freundschaft zu suchen, erlaubte ihm seine Schüchternheit nicht. So verging fast ein Jahr, während dem es nur bei einigen Versuchen der Annäherung blieb, als mein Vater, bei der Versetzung, der Nachbar dessen wurde, den er bis jetzt nur von fern bewundert hatte. Die Freude über dieses Ereigniß raubte ihm in den ersten Nächten den Schlaf. Immer sah er den herrlichen Emmanuel vor und neben sich, und immer sann er, wie er nur seine Freundschaft verdienen möchte. Nie hatte er noch sein Inneres so streng untersucht; nie hatte er sich so fest und ernstlich vorgenommen, rastlos gegen seine Mängel zu kämpfen; denn nur so, meinte er, könne er sich vielleicht der Freundschaft seines Nachbars würdig machen. Sein Wunsch ging bald in Erfüllung. Der äußere Verkehr, welchen die Nähe herbeiführte, bildete in kurzer Frist einen innern, der, ehe sie es selbst wußten, zur innigen Liebe wurde. Jeder mochte wohl in dem Andern finden, was er bedurfte und suchte, obgleich mein Vater behauptete, der Gewinn sey ganz auf seiner

Seite gewesen. Durch den Verkehr mit seinem Emmanuel habe das Leben zuerst für ihn eine heitere Gestalt gewonnen; das düstere Gewölk, das seine Seele umlagert gehalten, habe sich gelößt, und das immer gleiche Gemüth seines Freundes habe auch in ihm eine Stille und Ruhe erzeugt, in welcher sich seine Ansichten von Gott und der Welt verklärt, und die Beklommenheit gemindert hätte, die ihm durch die häusliche Erziehung, gegen seine Natur, aufgedrängt worden. „Jetzt erst," pflegte dann mein Vater zu sagen, „war der Tag für mich angebrochen, und ich sah das heitere Angesicht der Erde wie einen Spiegel der göttlichen Herrlichkeit, statt daß sie sich mir bisher nur wie ein wüstes Chaos in Nacht und Nebel gehüllt dargestellt hatte. Auch dem ernsten, ängstlichen Vater that die Erscheinung des heitern Jünglings wohl; er sah es gern, wenn ich ihn mit brachte, und es gab Zeiten, wo er durch ihn mit der Welt ordentlich ausgesöhnt schien. Die Mutter aber hatte ihm recht ihr Herz geschenkt. Sie nannte ihn unsern Engel; denn so, meinte sie, müßten die himmlischen Boten gestaltet seyn, wenn sie in menschlicher Gestalt auf die Erde herabstiegen."

So verfloß meinem Vater ein glückliches Jahr, und der Tag nahte, wo er die Schule mit der Universität vertauschen sollte. Beide Freunde hatten nur Ein Ziel, Ein Studium, Einen Vorsatz. In Einer Stube wollten sie leben und arbeiten; Alles wollten sie gemeinschaftlich thun, gemeinschaftlich lernen, gemeinschaftlich üben. Ihre ganze Seele war voll Glut

und Begeisterung. So ward ihnen der Abschied vom Hause leicht. Der Segen ihrer Eltern und des hochverehrten Rectors folgte ihnen. Mit Thränen in den Augen entließ sie der wackere Mann, und mit frommen Ermahnungen; und als sie sich abwendeten, um das Zimmer zu verlassen, sagte er für sich mit bewegter Stimme ihnen nach: „David und Jonathan, Orest und Pylades."

Ein heiterer Maitag begünstigte den Anfang ihrer Reise. Mit dem Bündel auf dem Rücken, das ihr weniges Eigenthum enthielt, den Wanderstab in der Hand und einer Bibel in der Tasche, schritten sie munter vorwärts. Der Weg flog unter ihren Füßen zurück. Sie fühlten keine Ermüdung. Ihr Ziel war Halle, wohin sie der Ruf des frommen Francke zog. Es war ihre erste Reise. Noch nie hatten sie die Welt so weit und groß gesehen, nie eine solche Freiheit genossen. Der Himmel schien ihnen blauer, die Sonne glänzender, Feld und Bäume schöner und frischer, als in den Umgebungen der Heimath. Alles gefiel ihnen, Alles entzückte sie, und immer rief und lockte sie der nächste Gegenstand noch freundlicher an. Nirgend kehrten sie, so lang es Tag war, ein; unter freiem Himmel deckten sie ihren Tisch, in dem Schatten der Bäume, an dem Rande einer Quelle, bei dem Concerte der Vögel um sie her und dem Zirpen der Grillen.

So kamen sie nach drei Tagen zum Ziel ihrer Reise, kehrten im Wirthshause ein, und fanden am andern Morgen schon eine Wohnung nach ihrem

Wunsch. Gegen Mittag waren sie vollkommen eingerichtet, und Alles in dem kleinen Stübchen an seinen Platz gestellt. Mein Vater war königlich vergnügt. Eine Wohnung, die er sein eigen nennen konnte, mit der Aussicht in's Grüne; Sonne und Heiterkeit vor sich, und den Freund seiner Seele an dem benachbarten Tische, nur durch die Breite eines Stuhls getrennt, das war mehr, als er je mit seinen kühnsten Wünschen erschwungen hatte. Damals schrieb er an seine Eltern: „Ich habe Gott nur Dank- und Jubel-Gebete zu bringen für alles Gute, das er mir hier bereitet hat, und das ich mit jedem Tage besser erkenne, je mehr ich es zu benutzen bemüht bin. Könntet Ihr, theure Eltern, nur hier seyn und sehen, wie unvergleichlich ich eingerichtet bin. Es ist ein wahres Paradies. Ehe die Sonne aufgeht, weckt mich der Gesang der Vögel von den Zweigen, die vor meinem Fenster blühen, und kaum hab' ich das Bett verlassen, so spielen schon die Strahlen der Sonne an der entgegengesetzten Wand, so daß wir das Fenster mit dem Tuche verhängen müssen, worein die liebe Mutter meine Wäsche geschlagen hatte. Auch wünschte ich Euch, daß Ihr Herrn Franckens Waisenhaus und alle seine von Gott so wunderbar gesegneten Anstalten sehen könntet. Ihr könnt es Euch gar nicht so groß und herrlich denken, als es wirklich ist, und wie viele hülflose Kinder und andere Menschen hier nicht nur des Leibes Nahrung und Nothdurft, sondern auch Unterricht und Anweisung zu allen nützlichen Dingen erhalten. Als ich das Alles

zum Erstenmal sah, was Herr Francke als ein armer Pfarrer, ohne irdische Mittel, nur durch Glauben und Vertrauen zu Stande gebracht, und hörte, wie Gott dieses große und fromme Werk durch gute Menschen gesegnet hat und noch segnet, hätte ich auf meine Knie fallen mögen, und ich konnte lang nicht sprechen vor Thränen und freudiger Wehmuth. Wir haben auch Herrn Francke besucht, Emmanuel und ich, und ob er gleich ein so großer Mann ist, hat er uns doch sehr gütig und freundlich aufgenommen. Er fragte auch nach unserm Oberpfarrer, der doch gegen ihn geschrieben hat, und er schien gar nicht auf ihn erzürnt zu seyn. Seine Predigten sind uns eine große Erquickung."

Anderthalb Jahre mochte dieses Glück gedauert haben, als Emmanuel vom Hause die Nachricht erhielt, seine Mutter sey krank und fühle die Annäherung ihrer letzten Stunde. Sie hatte keinen Wunsch mehr in der Welt, als noch Einmal ihren Emmanuel zu sehen, und ließ ihn deshalb bitten, nach Empfang dieses Briefes unverzüglich zu ihr zu eilen. Die mütterliche Bitte wurde auf der Stelle erfüllt. Mit schwerem Herzen trennten sich die beiden Freunde, und mit tiefer Betrübniß, die sie auf die traurige Veranlassung der Reise schrieben. Wie untröstlich würden sie erst gewesen seyn, hätten sie ahnden können, daß diese erste Trennung auch ihre letzte seyn sollte.

Die Hinreise zwar ging ohne Anstoß von Statten. Emmanuel fand seine Mutter noch am Leben; sie

schien ihren Heimgang nur aufgeschoben zu haben, um ihrem Sohne noch Einmal für seine kindliche Liebe zu danken und ihn zu segnen; denn kaum hatte sie die letzten Worte gesprochen, als sie verschied. Emmanuel schrieb Alles an seinen Freund, und meldete ihm den Tag seines wahrscheinlichen Eintreffens. Und sobald er seiner Mutter die letzte Pflicht erwiesen hatte, machte er sich wieder auf den Weg und eilte nach Halle zurück.

Der bestimmte Tag kam und verging; auch der nächste verging, und Emmanuel traf nicht ein. Täglich ging mein Vater auf die Landstraße hinaus und harrte des Freundes; aber täglich kehrte er einsam und traurig zurück. Er schrieb nach Hause um Nachricht. Aber wie groß war seine Bestürzung, als die Antwort kam, Emmanuel sey am bestimmten Tage bei guter Gesundheit abgereist; sein Außenbleiben sey unbegreiflich.

Mein Vater sah in dieser beängstigenden Nachricht die traurige Bestätigung einer Besorgniß, die sich seiner schon seit einigen Tagen bemächtigt hatte, daß preußische Werber, welche damals in mannigfaltiger Verkleidung großen und schönen Leuten auflauerten, seinen Freund mit List und Gewalt entführt haben möchten. So war es auch. Nach wenigen angstvollen Tagen erhielt mein Vater eine Botschaft, die sein Freund verstohlner Weise einem Bauern aufgetragen hatte. Diese Gewißheit, so schmerzlich sie an sich war, hatte doch etwas Beruhigendes; es konnte

doch eine Hoffnung daran geknüpft werden. Die Heftigkeit des Wunsches gab auch der Hoffnung Kraft. Daß diese unerfüllt bliebe, schien meinem Vater unmöglich.

Die Werber hatten, der Aussage des Boten nach, den Weg nach Magdeburg eingeschlagen. Mein Vater besann sich nicht lange, und nur Rath von seinem Herzen nehmend, eilte er mit aller seiner Baarschaft und seiner Matrikel in der Tasche nach Magdeburg. Sein erster Gang war zu dem Kommandanten der Festung. Er hatte sich eine Anrede ausgedacht; aber der rauhe Ton, mit der ihn der Mann beim Eintritte nach seinem Begehren fragte, zerstörte seinen Plan. Er trug ihm also mit Bescheidenheit in möglichster Kürze die Ursache seines Besuches vor, und bat ihn, zur Rettung seines Freundes mitzuwirken. So unschuldig war er, daß er glaubte, es bedürfe nur der einfachen Mittheilung einer so schändlichen Gewaltthat, um das Herz jedes rechtlichen Mannes, und eines bejahrten Feldherrn auf seine Seite zu bringen. So war es leider nicht. Ohne Theilnahme und ungerührt antwortete der Edelmann mit dem vorigen rauhen Tone, es liefen täglich Taugenichtse den Werbern in die Hände, die, wenn sie ausgeschlafen hätten, wieder frei gemacht seyn wollten. Mein Vater bemühte sich, ihm das Unstatthafte der Annahme in diesem Falle zu zeigen, und ward dringend; der Kommandant aber brach die ganze Unterhandlung mit den Worten ab: „er habe keine Zeit sein Lamentiren anzuhören; es wären auch überhaupt keine

Rekruten angekommen. Jener würde wohl nach Potsdam zur Garde gebracht worden seyn."

Unbeschreiblich niedergeschlagen, aber doch noch nicht aller Hoffnung beraubt, trat mein Vater noch an dem nämlichen Tage die Reise nach Potsdam an. Drei Tage lang setzte er hier seine Nachforschungen bei allen Regimentern fort, erhielt aber nichts als schnöde, oft höhnende Antworten, ohne auch nur über das Schicksal seines Freundes etwas Bestimmtes erfahren zu können. Die Lebhaftigkeit, mit der er seine Nachforschungen betrieb, erregte endlich Aufmerksamkeit; am dritten Abend erhielt er Befehl unverzüglich die Stadt zu verlassen, und dieser Befehl war mit Drohungen verbunden, gegen die keine Vorstellung Statt fand. So ging denn mein armer Vater, noch tiefer gebeugt und noch ärmer an Hoffnung, zu Potsdam hinaus, um, was ihm bei den Generalen nicht gelungen war, in Berlin bei dem Könige selbst zu versuchen.

Einem Jünglinge, der die Welt nur aus dem Plutarch kannte, und sich einbildete, daß die Gesetze der Gerechtigkeit in jeder Brust mit so heller und deutlicher Schrift geschrieben seyn müßten, wie in der seinigen, war es wohl zu verzeihen, wenn er sich mit dem Wahne zu trösten suchte, daß er durch ein ganz eigenes Mißgeschick nur an die wenigen herzlosen Menschen des preußischen Heeres gekommen seyn möchte. Auf dem Throne aber und in der Nähe des Thrones müsse Gerechtigkeit und Milde wohnen, und er habe sich selbst anzuklagen, daß er

so blindlings und unüberlegt immer nur auf das nächste Ziel losgegangen sey, statt sich sogleich an den zu wenden, der, als Stellvertreter Gottes und sein Ebenbild, jeder Ungerechtigkeit im Lande, so bald sie ihm zu Ohren käme, steuern müsse. Dieser Gedanke richtete ihn auf. Er bedachte, was er zu thun habe; entwarf in Gedanken seine Bittschrift, und nachdem es ihm damit, wie er meinte, nach Wunsch gelungen war, zweifelte er gar nicht, vielleicht schon am nächsten Tage mit einem Kabinetsbefehl in der Hand der Garnison zuzueilen, die ihm seinen Emmanuel vorenthielt, und dann an seiner Seite nach Halle zurückkehrend, das vorige innige Leben, und nach dieser schmerzlichen Unterbrechung noch inniger fortzusetzen. Diese heitern Hoffnungen beflügelten seine Schritte, und bald still in sich hinein betend, bald laut mit sich sprechend, kam er vor Sonnenuntergang in der Hauptstadt an.

Ermüdet wie er war, kehrte er sogleich in dem ersten unscheinbaren Wirthshause ein, das dem Thore zunächst lag. Der Wirth hieß ihn freundlich willkommen, und als er hörte, daß er aus Halle komme, und auch die Frage, ob er den Doctor Francke kenne, bejahte, reichte er ihm die Hand, setzte sich neben ihn, und wurde nicht müde, nach dem Manne zu fragen, von dem er schon so viel gehört, und auch einiges mit großer Erbauung gelesen habe. Da mein Vater diese Verehrung theilte, nnd jede Frage freudig und theilnehmend beantwortete, so knüpfte sich bald zwischen ihm und dem biedern Wirth ein Band

des Vertrauens, so daß ihm mein Vater sehr bald die Veranlassung seiner Reise erzählte, und seinen Rath begehrte, wie er am besten mit seiner Bittschrift an den König kommen könne. Während der Erzählung, die mein Vater mit immer steigender Innigkeit machte, legte der Wirth die Hände übereinander, sahe mit unverwandten Blicken auf den Boden und seine ausgestreckten Füße, und schien, da er keinen Ton von sich gab, und keine Miene veränderte, ohne Theilnahme zuzuhören. Als aber mein Vater mit den Worten geendigt hatte: „der König wird ihn nun frei geben, und in vier oder fünf Tagen sitz' ich wieder mit meinem Emmanuel in Halle und zu den Füßen Doctor Franckens,“ — sprang der Wirth auf, faßte meinen Vater mit den Händen an beiden Schultern und sagte mit großer Hast: „Mein Sohn, geh', geh', so schnell du kannst, damit du nicht verführt wirst, an Gott und Gottes Gerechtigkeit zu zweifeln.“

Mein Vater, über die Hastigkeit dieser Rede bestürzt, fragte ihn, wie er das meine. „Wie ich das meine?“ sagte der Alte. „Ich meine, daß man hier für einen großen und schöngewachsenen Kriegsknecht Seel' und Seligkeit hinopfert; daß man einen Menschen ums Leben bringt, der, aus jämmerlicher Noth vielleicht, ein schnödes Goldstück gestohlen hat; daß man aber aus frevelhafter Eitelkeit Menschen ungestraft stiehlt, ja diesen Diebstahl belohnt; daß die Luft hier den Neger-Sclaven frei, den gestohlnen Freien aber zum elendesten Sclaven macht; daß das

Portepee, das der Bürger seines Schutzes wegen theuer bezahlt, ein Freibrief für die gräßlichsten Gewaltthätigkeiten gegen den Bürger ist; daß die höchste Gewalt sich um diese Unthaten nicht bekümmert oder ihnen Beifall gibt — sieh', mein Sohn, das mein' ich; und darum sag' ich noch Einmal, geh', so schnell du kannst, damit du nicht versucht wirst, an Gottes Gerechtigkeit zu verzweifeln."

Diese heftige Rede schlug meinen Vater fast zu Boden. Mit gesunkenem Muthe frug er den Wirth, dem während der Rede das Blut in das Gesicht gestiegen war, ob er denn nicht glaube, daß der König sein Gesuch erhören und ihm seinen Freund wieder geben werde? „Ich verlange ja," setzte er hinzu, „keine Bestrafung der Unthat; ich will nur, daß die Folgen eines Verbrechens aufgehoben, und das Verbrechen dadurch gewissermaaßen ungeschehen gemacht werde." — Das Verbrechen! erwiederte der Wirth mit Bitterkeit; das, was Sie in Ihrer Unschuld „ein Verbrechen" nennen, und was freilich Bibel und Katechismus auch so nennt, ist eine verdienstliche That in den Augen der Herren, bei denen Sie sich in Magdeburg und Potsdam mit Ihren Bitten lächerlich gemacht haben; und wie sich Räuber in Wäldern und Höhlen gegenseitig ihrer Unthaten rühmen, so setzen jene auch ihren Stolz in die frevelhafte Geschicklichkeit der Werkzeuge ihres Raubes, und in den Besitz einer recht in die Augen fallenden, recht ausgezeichneten Beute. Es ist umsonst, sage ich Ihnen; und wie man Sie schon von Potsdam

weggewiesen hat, so sind Sie auch hier in Gefahr, allen Mißhandlungen der Laune ausgesetzt zu seyn."

So sehr nun dieß Alles die Hoffnungen meines Vaters niederwarf, so war es doch nicht möglich, ihm sogleich eine Ueberzeugung zu entreißen, auf die er all sein Glück gesetzt hatte. „Ich versuch' es doch," sagte er nach einigem Nachdenken; „ich versuch' es doch im Vertrauen auf Gott;" und damit setzte er sich an einen Seitentisch und schrieb seine Bittschrift auf, wie er sie sich auf dem Wege entworfen hatte, nur noch bescheidener in den Worten, in den Gedanken aber noch stärker und kräftiger. Als er fertig war, reichte er sie dem Wirthe zum Lesen hin. Der Wirth las sie, las sie noch Einmal, und indem Thränen über seinen grauen Bart floßen, sagte er, sie zurückgebend: „Nun in Gottes Namen! Sind doch wohl schon Felsen erweicht worden, warum nicht ein menschliches Herz?"

Die Nacht schien meinem Vater ungewöhnlich lang; zwischen Furcht und Hoffnung, Vertrauen und Zweifel schwankend, fand er keinen Schlaf. Sobald der Morgen anbrach, stand er auf, und war auf dem Paradeplatze lange vor der gehörigen Zeit. Mit klopfendem Herzen musterte er jedes heranmarschirende Regiment, und seine Blicke durchliefen die aufgestellten Reihen hin und her; mehr als Einmal glaubte er in der Ferne den Freund zu erkennen; aber Emmanuel exercirte noch mit andern Rekruten in der Kaserne. Jetzt erschien der König, von Generalen und Adjutanten umgeben; die Trommeln wurden

gerührt; die Handgriffe nahmen ihren Anfang; der König schien ganz Aug', um nichts von dem zu verlieren, was er täglich sah. Mein Vater, mit seinem Schreiben in der Hand, suchte sich zu nähern, so weit es möglich war; seine Unruhe stieg mit jedem Augenblick; er war in unbeschreiblicher Angst den Augenblick zu verlieren, an welchem seine Hoffnungen hingen; und da er sich immer mehr zu dem Kreise der Officiere drängte, die den König umgaben, fuhr ihn einer derselben, ein hagerer und steifer Mann, mit den Worten an: „Zurück da. Was will Er hier?“ — Mein Vater antwortete, er habe die Absicht Sr. Majestät eine Bittschrift zu überreichen; und ließ sein Schreiben sehen. Geb' Er her, sagte der Officier, riß es ihm aus der Hand und gab es dem Könige. Der König nahm es an, ohne auf den Ueberbringer zu achten, überlief die Schrift mit den Augen und steckte sie bei.

Mein Vater stand, wartete; die Parade ging zu Ende; der König kehrte in's Schloß zurück; die Regimenter zogen ab, und der Platz blieb leer. Es war vergebens, daß er in das Schloß zu kommen versuchte; die Wachen stießen ihn zurück; es war eben so vergebens, daß er sich an einige vorübergehende Officiere fragend wendete; sie gingen ihres Wegs, ohne ihn anzuhören. So blieb er lange rathlos am Thore stehen. Bis zum Abend blieb er und harrte, ob nicht der König wieder herauskäme. Der König kam nicht; aber ein Officier der Wache trat auf ihn zu und fragte, „was er hier so lange zu gaffen habe?“

Er sagte sein Anliegen und daß er Bescheid auf seine Bitte erwarte. Lachend verließ ihn der Officier, und kam nach kurzer Frist mit der Antwort zurück: „er solle sich unverzüglich wieder auf die Universität begeben, da er in der Residenz nichts weiter zu thun hätte. Die Sache sollte untersucht werden, und wenn dem Rekruten, um dessen Losgebung er bitte, ein Unrecht widerfahren wäre, solle er freigegeben werden.“ Der Officier setzte lachend hinzu: „der Herr hat darum nicht nöthig, einen Platz in seinem Reisewagen aufzusparen.“

So auf ein ungewisses Mögliche hinausgewiesen, kehrte mein Vater betrübt nach seinem Wirthshause um, und stieß unterwegs auf den Wirth, der durch sein Außenbleiben geängstigt, sich auf den Weg gemacht hatte ihn aufzusuchen. Die Niedergeschlagenheit des wackern Mannes war fast nicht geringer als die seinige; Trost ihm zu geben vermochte er nicht. So kam mein Vater nach Halle zurück, ohne Trost, ohne Hoffnung und ohne Freude. Der Freund kehrte nicht mehr. Aber Briefe schrieb er einige voll Trauer über den armseligen knechtischen Zustand, in welchem er lebte, und voll verbissenen Ingrimms. Nachdem er es ein Jahr ausgehalten, versucht' er zu fliehen, ward aufgegriffen und bestraft. Erbittert, nicht abgeschreckt, versuchte er es zum zweitenmal mit gleich schlechtem Erfolg; und als er es zum drittenmal wagte, und schon die Gränze erblickte, die ihm Sicherheit verhieß, erreichte ihn eine Kugel der Verfolgenden; er wurde zurückgebracht, und der edle

Jüngling büßte mit dem Tode eine Schuld, die nicht er, sondern seine verruchten Räuber und ihre Beschützer gewirkt hatten.

Diese traurige Begebenheit war ein Wendepunkt in der Geschichte meines Vaters. Auf lange Zeit war alle Freude für ihn vernichtet, und was schlimmer war, der Glaube an die Menschheit war ihm genommen, und an die Gerechtigkeit. Wie schmerzlich auch der Verlust eines geliebten Freundes seyn mag, den Gott von uns nimmt, so bleibt uns doch in dem Schmerze selbst ein Trost, und die Trauer hat ihre stillen und geheimen Freuden. Aber das Böse, was aus der Gewaltthätigkeit der Menschen, aus dem Mißbrauche ihrer Macht und ihres Glücks entspringt, entbehrt solcher Linderung, und läßt nur Bitterkeit und Haß zurück. Sobald mein Vater überzeugt war, daß er auf die Wiedervereinigung mit seinem Emmanuel Verzicht leisten müsse, verließ er die Wohnung, in welcher er so unaussprechlich glücklich mit ihm gewesen war, und bezog in der Nähe der Stadtmauer ein finsteres Stübchen, das ungefähr der Kasernenwohnung gleich seyn mochte, in welcher sein Freund die Tage seiner Jugend vertrauerte. Lange Zeit verging, ehe die Kraft seines Geistes und die freundliche Zusprache seines ehrwürdigen Lehrers die Oberhand über den Schmerz gewann. Auch in den Studien fand er endlich Zerstreuung, und, als er seinen Emmanuel den Mißhandlungen der Menschen entrissen und bei Gott wußte, Beruhigung. Was ihm aber aus diesem Kampfe blieb, war der

unaustilgbare Haß gegen alle Art von Gewaltthätigkeit und Uebermuth, und es verging kein Tag, wo er nicht Gott auf das Heiligste gelobte, so lange er lebte, und in welchem Verhältnisse er auch leben möchte, alle Kräfte aufzubieten, der Unterdrückung entgegen zu treten, und die hülflose Menschheit gegen ihre Dränger mit Wort und That, und ohne Rücksicht auf eigene Gefahr und eigenen Schaden, zu schützen. Er hat diesen Vorsatz redlich erfüllt. So niedrig sein Stand auf der Leiter des Ranges war, so hatte er sich doch durch die strengste Ordnung in seinen Geschäften, durch die unbefleckteste Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, und durch seinen stillen gleichförmigen Eifer im Guten eine solche Grundlage des Ansehens und Vertrauens gebildet, daß sein einfaches Wort wie das feierlichste Zeugniß galt, und oft schon seine Gegenwart allein der Schikane und dem ungerechten Eigennutze den Muth entriß. Wie er der Vater der Armen war, so war er auch überhaupt die Zuflucht der Bedrängten, und ich könnte eine Menge von Beispielen erzählen, wo sein Rath, sein Ansehen und seine Vermittelung in entzweiten Familien den Frieden hergestellt, streitende Parteien versöhnt, langwierige Prozesse geschlichtet hat. Daher waren ihm auch die Advokaten am wenigsten günstig, und es war fast ein Sprichwort, daß, wo mein Vater stehe, der Feind umsonst Unkraut unter den Waizen zu säen suche.

* * *

Wie es in dem Leben häufig geschieht, daß den Menschen das Ziel entrückt wird, nach welchem sie am eifrigsten streben, und das sie bei dem nächsten Schritte erreichen zu müssen glauben, und ihnen dagegen etwas ganz anderes, woran sie entweder gar nicht gedacht, oder was sie vermeiden wollten, zu ihrem und anderer Segen, aufgedrungen wird, so geschah es auch meinem Vater. Sein Leben nahm eine andere Richtung, als er gewollt hatte; aber da ihm sein gediegener Sinn und der brennende Eifer für das Gute geblieben war, so wußte er auch das kleine Amt, für das ihn der Himmel bestimmt hatte, zu einer Quelle des reichsten Segens zu machen. Wie es denn wohl überhaupt nicht die Größe des Wirkungskreises ist, welcher das Maaß des Guten gibt, das darin hervorgebracht werden soll, sondern die Kraft und der Wille dessen, der in dem Mittelpunkte steht. Ein großer Sinn erhebt und veredelt auch das kleinste Geschäft.

Mein Vater hatte seine Studien vollendet, und kehrte mit den rühmlichsten Zeugnissen seiner Lehrer in die Heimath zurück, wo ihn mein Großvater, der jetzt ganz stumpf geworden war, sehnsuchtsvoll erwartete, theils um sich mit ihm über geistliche Dinge zu besprechen, über die er immer ängstlicher und bedenklicher wurde, theils um ihn bei seinem Rechnungsgeschäft zu gebrauchen, das er nicht mehr in Ordnung zu halten vermochte, und doch nicht aus den Händen geben wollte. Gern hätte mein Vater sich in der Welt umgesehen, wozu ihm auch Francke

rieth; aber er erfüllte den Willen seines Vaters und die Bitten der Mutter. Das Geschäft kam nun bald wieder in Ordnung, da mein Vater es schon aus früherer Zeit hinlänglich kannte und zu behandeln verstand; und wie hierdurch das beklommene Herz des Greises erleichtert war, verminderten sich auch seine geistlichen Beängstigungen, und er gab den beruhigenden Worten meines Vaters gern Gehör.

Jetzt war nun der Wunsch seiner Eltern, ihn bald in einem geistlichen Amte wirksam zu sehen, um die Gabe der Lehre, die er unter den Seinigen bewies, auch in der Gemeinde geltend zu machen. Diese Freude war ihnen nicht beschieden. Wenige Tage vor der Prüfung, bei welcher mein Vater erscheinen sollte, starb der hochbejahrte Greis an Entkräftung, und mein Vater wurde von dem Consistorium, dessen einflußreichere Mitglieder unversöhnliche Feinde der Franckischen Schule waren, trotz des heftigsten Widerspruches ihrer billiger gesinnten Collegen, wegen irriger Meinungen auf immer vom Predigeramte zurückgewiesen. Seine Mutter verfiel über dieses Ereigniß in eine langwierige Krankheit, aus der sie nur die treue Pflege ihres Sohnes rettete; und da dieser das Amt seines Vaters erhielt, hatte sie noch eine Reihe von Jahren hindurch die Freude, Zeugin seiner frommen, verständigen Wirksamkeit zu seyn, und endlich, des Lebens müde, aber immer durch die treue Liebe des Sohnes erheitert, still und froh an seinem Herzen einzuschlafen.

* * *

Es wird hier wohl der schicklichste Ort seyn, das, was mein Vater über sein Geschäft, seine Verhältnisse und andere wichtige Punkte des Lebens überhaupt dachte, einzuschalten. „Ich weiß wohl," sagte er bisweilen, wenn er sein Rechnungsbuch zuklappte und seinen Schreibtisch verschloß, „daß das Geschäft, was die Hälfte meiner Tage nun schon seit so langer Zeit her in Anspruch nimmt, von Vielen für ein armseliges Geschäft gehalten wird. Zu denken gibt es dabei nicht viel, obschon Alles bedacht seyn will; und gegen das Ganze gehalten, ist die Verwaltung der Armenkasse etwas sehr geringes. Aber auch in der Natur ist das Größte an das Kleinste geknüpft; und wenn der unendlichen Weisheit nichts zu gering scheint, wie soll der Mensch irgend etwas, das sein Beruf von ihm fordert, gering schätzen, oder wohl gar vernachläßigen? Wie in der Natur, so greift auch in dem weltlichen Regiment Alles in einander, und die Ordnung des Ganzen, die Ruhe des Volkes und die Freiheit ruht auf der Ordnung, in welcher sich die einzelnen Theile an einander reihen. Der ist wohl ein gewissenloser Mann, der zu sich selbst sagt: wenn ich auch dieses oder jenes Geschäft nicht besorge, so wird der Staat darum nicht gleich zu Grunde gehen. — Und es ist gleich viel, ob der Mann ein Kanzler oder ein Schreiber, ein Finanzminister oder ein Zolleinnehmer ist. Jedes Geschäft, das uns obliegt, ist uns durch Gottes Willen und Fügung auferlegt; es ist daher ruchlos, es läßig zu treiben, wenn man auch ganz von dem möglichen Schaden absieht,

der daraus erwachsen kann. Endlich ist dabei noch Etwas, das auch in Betrachtung zu kommen verdient. Unter allen Gütern ist dem Menschen die Freiheit mit allem Rechte das kostbarste; nur in so fern er frei ist, ist er ein Mensch; alles, was in ihm unfrei ist, gehört der thierischen Natur. Darum ist ihm auch nur das recht erfreulich, was er mit Freiheit thut; es steht aber in des Menschen Macht, alles Müssen in ein Wollen umzuwandeln. Das findet in den engsten Schranken so gut, wie in den weitesten Statt. Der Sinn ist es, welcher frei macht, nicht die Art der Gegenstände, und ich habe Edelleute gekannt, die in hohen Aemtern schlimmere Knechte waren, als ihre Leibeigenen. Wenn ich den halben Tag hindurch Bruch an Bruch gereiht und das Kleinste an das Kleinste gefügt habe, und nun Alles zusammentrifft, und Alles so in Ordnung ist, daß ein Nachfolger nur gleich da fortfahren kann, wo mir der Tod die Feder aus der Hand genommen hat, so habe ich auch dabei ein Gefühl, das mir die ganze mühsame Arbeit reichlich belohnt. Auch das ist wohl für etwas zu achten, daß, wenn mein Geschäft nun ganz vollendet ist, ich köstliche Stunden gewonnen habe, die ich wieder nach meinem eigenen Sinn und Willen und in der tiefsten Ruhe anwenden kann, da keine Schuld, kein Rückstand mehr auf mir lastet. Dann erkenne ich recht, daß gemessene Arbeit ein großes Gut und eine strenge, aber verständige Mutter der Muße ist. Leben voll lauter Muße wäre wohl die schwerste Bürde, die einem Menschen aufgelastet

werden könnte, und auf jeden Fall die bedenklichste Aufgabe, die er zu lösen hätte.

* * *

Wenn ich so das Leben für sich betrachte, sagte mein Vater zu einer andern Zeit, so ist es etwas unendlich Nichtiges und eigentlich gar nicht der Rede werth. Essen und Trinken, um zu verdauen; Wachen, um zu schlafen; Schlafen, um wieder zu wachen; Arbeiten, um den Hunger zu stillen; und wieder den Hunger stillen, um arbeiten zu können; und wenn dieses ewige Einerlei eine gewisse Anzahl von Tagen und Jahren auf- und abgewickelt worden, sterben, um den Boden zu düngen, der nun Futter für ähnliche Sterbliche erzeugt; und so in alle Ewigkeit fort — wo ist da Zweck und Absicht? Ist es auf weiter nichts abgesehen, warum ist die Erde nicht bloß mit Gewürm bevölkert? oder ist der an die Erde gefesselte Mensch besser als Gewürm, das ja eben auch so sein Daseyn zwischen Bedürfniß und Befriedigung hinschleppt, immer das Eine aus dem Andern erzeugend ohn' Unterlaß? Mag er immerhin seine Genüsse vermehren und durch Mannigfaltigkeit würzen, es bleibt doch immer dasselbe, und mitten aus der Sättigung wächst unbesiegbar die Gier nach mehreren und neuen Genüssen. Auch das ändert wenig in der Sache, daß du Andere an deinen Genüssen Theil nehmen läßst, und, indem du für sie arbeitest, ihr Leben fristest, damit sie eben

auch sich einige Tage länger in jenem Kreise drehen, und einige Tage länger Wasser mit Sieben schöpfen. Wenn also das Leben einen Zweck haben soll, so muß es in dem gesucht werden, was uns vor andern Bewohnern der Erde auszeichnet. Das sinnliche Leben magst du ausbilden, so viel du willst, es bleibt doch nur ein thierisches. Das Thier gehört der Erde an; des Menschen Geist aber zeugt von Gott. Wenn er auf dieses Zeugniß hört, so wird sich sein Aug' dahin richten, wo seine Heimath ist. Er wird Gott suchen, und in diesem Suchen wird er den Zweck und das Ziel seines Daseyns finden. Dann wird ihm erst dieses Daseyn klar. Das Dunkel wird von seinen Augen genommen, und er erblickt die Freiheit als eine Botin Gottes an seiner Seite. Durch diese wird all sein Thun und Dichten ein Band, das ihn mit Gott verknüpft, die unabweislichen Bedürfnisse treten in ihre Schranken zurück, und machen den geistigen Raum; der Mensch erscheint nicht mehr als ein Glied eines rastlos arbeitenden Mechanismus der Natur; die bürgerliche Gesellschaft nicht mehr als die Bedingung eines genußvolleren oder genußärmeren Daseyns; eine freie und uneigennützige Theilnahme an den Menschen bewegt unsere Brust und tritt als Liebe hervor. Alle Liebe zu den Menschen, wenn sie von der rechten Art ist, ist ein Wiederhall der unendlichen Liebe, welche in Gott ist, und von ihm ausströmend, die Herzen, die sich ihr öffnen, zu ihm empor ziehen. Daher ist eine reine, freie und tiefe Liebe eben so eine Quelle der Gottesfurcht, wie sie

aus Gottesfurcht entspringt; ja Alles, was Tugend zu heißen verdient, führt zu Gott, wie es von ihm ausgeht. Solche Liebe heiligt das Leben; sie ist die Priesterin, vor deren Gegenwart Alles Ungeweihte und Unheilige flieht; die Erlöserin der Menschen von Bösen; die Ueberwinderin der Welt. Durch sie wird schon die Kinderstube zum Tempel, in welchem die mütterliche Liebe waltet, und mit gottesfürchtiger Sorgfalt Alles entfernt, was das Kind geistig oder leiblich beschädigen kann. Diese Liebe ist die Lebensluft, in welcher das Kind zum Menschen heranwächst, und die sinnlichen Banden zerreißt, die es von seiner Geburt an umstrickt halten. Dieß ist der Same, aus welchem der Glaube an menschliche Güte erblüht, welche selbst der Abglanz und die Bekräftigung der himmlischen ist. Das eigentliche Leben des Menschen ist also in Gott, auf dieses ist sein ganzes Daseyn bezogen; ohne diese Beziehung ist es mehr eine Verdammniß und Strafe als ein Gut. Diese Verdammniß hat Christus von uns genommen. Denn was ist das Christenthum anders, als die Lehre der Erlösung von dem irdischen Gesetz und der Freiheit in Gott?

* * *

Zu den wenigen Freunden meines Vaters, die in diese Gesinnungen einstimmten, gehörte ein Hauptmann der Artillerie, welcher aus einem nichtigen Vorwande abgedankt und auf halben Sold gesetzt

worden war, weil er sich nicht hatte entschließen wollen, die Nichte der Mätresse eines fürstlichen Kammerdieners zu heirathen, der über seinen Herrn Alles vermochte. Dieses Unglück und die höchst beschränkte Lage, in welcher er sich befand, hatte ihn doch nicht niederbeugen oder um seinen heitern Sinn bringen können. Wenige Menschen kamen ihm an Zufriedenheit gleich. Da er in vielen Dingen gut unterrichtet war, auch fremde Länder gesehen hatte, und über das, was er wußte, gut zu sprechen verstand, so war er meinem Vater jederzeit ein willkommner Gesellschafter; und auch er gefiel sich bei uns, weil da Alles, wie er sagte, so nah' beisammen und so einträchtig wäre, und Alles an seinem Platze, wie die Stimmen in einem guten Concert. Selbst unverheirathet, sprach er von dem Glücke des Ehestandes mit großer Wärme, und versicherte oft, es gebe nichts in der Welt, was ihn mehr und inniger erfreue, als eine glückliche Ehe mit ihrem Zubehör.

Als ihn nun meine Mutter eines Tages fragte, was ihn denn abgehalten habe, die Zahl der glücklichen Männer zu vermehren, antwortete er: Wahrscheinlich weil es nicht der Wille des Himmels gewesen ist. Und weil mir die Sache immer so herrlich und selten schien, hab' ich mich eben so sehr gesehnt als gescheut in den Glückstopf zu greifen.

Und da sich Verlangen und Furcht aufwogen, setzte mein Vater hinzu, streckten Sie die Hand lie-

der gar nicht aus. Kam Ihnen Ihr Herz nie mit einem Rathe zu Hülfe?

Ganz so, wie das bekannte Thier der Schule, erwiederte der Hauptmann, war ich doch nicht. Ich hatte allerdings schon einmal die Hand ausgestreckt und wollte zugreifen; aber der Tod war behender als ich. Es war auch so gut. Denn meine vermeinte Liebe war doch wohl nur Mitleiden.

Lassen Sie uns doch das hören, sagte mein Vater. Das Mitleiden ist wohl oft schon der Vater der Liebe gewesen, und nicht sein schlechtester.

Treu und ehrbar wenigstens war die Meinige, versetzte der Hauptmann. Es ist eigentlich eine Kindergeschichte aus der Kadettenschule und eine Jammergeschichte oben drein, in der auch gegen den Ehestand reicher Stoff enthalten ist. Wir jungen Leute standen unter der strengen Aufsicht eines Majors, dessen Frau die Oekonomie des Hauses besorgte. Diese Frau war ehedem schön gewesen; ihr Mann liebte sie; aber sein Geiz überbot die Liebe; und da er sie oft Mangel leiden ließ, fanden die Anträge einiger vornehmen Freunde Gehör bei ihr. Nun wollte das Unglück, daß der Krieg ausbrach. Er, damals noch Unterofficier, mußte der Fahne folgen; seine Frau blieb zurück, und gebar zwei Jahre nach der Entfernung ihres Mannes, eine Tochter, welche eben der Gegenstand meiner ersten Liebe werden sollte. Nur allzufrüh erfuhr der Betrogene sein Unglück. Er drohte mit Scheidung, und würde seine Drohung erfüllt haben, hätten sich nicht die einfluß=

reichen Freunde seiner Frau mit der nachdrücklichsten Verwendung in's Mittel geschlagen, und theils durch Geld, theils durch Versprechungen seinen Zorn besänftigt. Jetzt stieg er von einem Ehrenposten zu dem andern, und wurde, nach geendigtem Kriege, von seinem Regimente mit erhöhtem Range in das Kadettenhaus versetzt. Er hatte seiner Frau verziehen, doch mit dem Zusatze, daß er nie einwilligen werde, das Kind ihrer Untreue auf gleichem Fuße mit seinen übrigen Kindern zu behandeln. Sie ging diese Bedingung ein; und allzuglücklich Verzeihung ihres Fehltritts zu erhalten, und übrigens von eben so gemeinen Gesinnungen als ihr Mann, glaubte sie die Großmuth ihres Mannes durch eigene Grausamkeit gegen ihr Kind erwiedern und überbieten zu müssen. Das Mädchen von sich zu thun, hätte der Geiz des Mannes nicht erlaubt; es wurde also in die schlechtesten Kleider gesteckt, und zog als die Magd des Majors in das Haus ein, wo sie zu den niedrigsten Diensten verurtheilt wurde. Zart, wie sie war, und zierlich gebaut, blond und blauäugig, wie ein weiblicher Engel, glich sie in ihren Lumpen, wenn sie das Küchengeräth scheuerte, oder Wasser in schweren Eimern zutrug, oder unter einem übermäßig belasteten Korbe schwankte, der armen Aschenbrödel, und, um die Aehnlichkeit zu vollenden, hatte sie zwei Schwestern von ungefälligem Aeußern, stolz und roh, die sie um die Wette und ungestraft mißhandelten. Da diese Familie aus einer entfernten Gegend hierher gezogen war, kannten nur wenige

Menschen die eigentlichen Verhältnisse; aber einer dieser Wenigen theilte sie mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit. Von diesem Augenblicke an dachte ich Nichts als das unglückliche Mädchen, das ich vorher nicht beachtet hatte, jetzt aber mit einem Lamme verglich, das auf die grausamste Weise für fremde Sünden geopfert wird. Sie erschien mir schöner, als ich je etwas gesehen zu haben glaubte; und ich hätte ihr gern ihre harten Arbeiten abgenommen, wenn es nur zu machen gewesen wäre. Was ich konnte, that ich. Da ich bemerkte, daß sie eben so schlecht genährt, als bekleidet wurde, steckte ich ihr oft verstohlner Weise Obst und Backwerk zu, das ich mir hatte verschaffen können; bisweilen drückt' ich ihr auch im Vorübergehen einen Blumenstrauß in die Hand, und hatte dafür die Freude, daß sie mich immer beim Begegnen mit niedergeschlagenen Augen, leisem Erröthen und der anmuthigsten Freundlichkeit grüßte. Das war denn immer ein Festtag für mich; aber oft vergingen Wochen, ohne daß ich sie sah. Zům Sprechen kam es nie zwischen uns; aber ich zweifelte gar nicht, daß ein so unglückliches Mädchen eben so gut als schön, und eben so klug als gut seyn müsse; und ich war fest entschlossen, sobald ich meine Freiheit und einigen Unterhalt hätte, sie aus ihrem Elende und den Händen ihrer grausamen Eltern zu retten. Aber, wie gesagt, der Tod hatte sie auch lieb gewonnen, und zögerte nicht. Das arme blonde Kind, das auf dem Oberboden in einem elenden Verschlage schlief, hatte sich einstmals bei einem

Regengusse, der bis in ihr Lager eindrang, heftig erkältet, und da man sie doch nicht schonte, erlag sie der Krankheit nach wenigen Tagen. Niemand begleitete sie auf ihrem letzten Wege, und das harte Herz ihrer Mutter mochte sich freuen, diesen Gegenstand des Vorwurfs nicht mehr zu sehen. Aber nie hab' ich wieder solche Ströme von Thränen vergossen, als an dem Morgen, wo ihr Sarg zum Thore hinausgetragen wurde und ich ihn um die Ecke verschwinden sah. Und auch jetzt wird mir das alte Herz noch weich, wenn mir das Bild dieses Unglückskindes so wie jetzt vor die Augen tritt. Am ersten Vacanz-Tage benutzte ich die Erlaubniß das Haus zu verlassen, suchte ihr Grab auf — es war das Einzige, auf dem kein Kreuz, noch sonst etwas stand — und nachdem ich mich recht satt geweint hatte, ließ ich einen Kranz von weißen Rosen darauf zurück, die ich in dem Garten unsers Schulhauses für die arme Agathe gezogen hatte.

Das war meine erste Liebe, fuhr der Hauptmann fort, und auch meine letzte. Ich war scheu geworden, und es gingen Jahre hin, ehe ich die Augen wieder zu einem Mädchen erhob; und ich will es gern gestehen, daß mir keine vorgekommen ist, die ich mit Agathen hätte vergleichen mögen. Die häufigen Beispiele schlechter Ehen, wo sich oft auch kluge Leute vergriffen hatten, schreckten mich auch ab. Ich dünkte mich nicht klüger als Andere, noch glaubte ich einen Freibrief gegen das zu haben, was ich für das größte Unglück halte, eine uneinige, schlechte Ehe. Ich habe

vielleicht Unrecht gehabt. Man sollte eine gute Sache nie aus Furcht vor dem Mißlingen unterlassen, sondern sich nur recht zusammen nehmen, damit man sich nichts vorzurücken habe, wenn sie doch vielleicht umschlägt.

Sehr wahr, sagte mein Vater; bei Dingen von solcher Wichtigkeit, und deren Erfolg nie ganz in unserer Gewalt steht, muß man nicht bloß die Klugheit hören wollen. Uebrigens erinnert mich die traurige Geschichte der armen Agathe, welche fremde Schuld auf eine so schmäliche Weise büßen mußte, an eine andere ziemlich ähnliche, deren Gegenstand ein junger Edelmann war, mit dem ich in Halle studirt habe. Dieser junge Mann, den ich Eusebius nennen will, war fast immer still und in sich gekehrt. Fast immer sah man ihn in Gedanken versunken, und wenig um das bekümmert, was Andere trieben; doch war er sanft, gefällig und ohne Stolz. Auch ihn drückte die Schuld seiner Mutter, und die Schwermuth, welcher sie allmählig untergelegen hatte, war auf ihren Sohn übergegangen. Aus einem armen, aber guten Hause war sie mit einem Manne von Rang und Ansehen vermählt, der sie liebte und mit Achtung behandelte. Dieser Mann war nicht mehr in der Blüthe seiner Jahre, auch nicht eben liebenswürdig nach der Weise der Welt, aber ein trefflicher Geschäftsmann und von unerschütterlicher Rechtschaffenheit; die Frau war jung, von angenehmer Gestalt, gutmüthig, aber nicht sehr klug. Mehrere Jahre hatten beide in einem recht glücklichen Ehe=

stande gelebt, und sie genoß, obgleich an einem verderbten Hofe, den besten Ruf, als sich ihr Mann durch standhafte Versagung einer ungerechten Begünstigung den Haß eines jungen und reichen Freiherrn zuzog, der sich durch hohes Spiel, eine gute Küche und lockere Grundsätze Freunde und Gönner erworben hatte. Dieser Mann, nicht gewohnt, die Gerechtigkeit auf seinem Wege zu finden, sucht Gelegenheit, sich an dem Präsidenten, der seine Pflicht höher achtete, als die Gunst, auf eine empfindliche Weise zu rächen, und beschließt, ihm seine Frau untreu zu machen. Ja er geht mit einigen Freunden, die entweder den Erfolg für unwahrscheinlich hielten, oder ihn noch mehr anfeuern wollten, insgeheim eine Wette darüber ein. Hinterlistig und schlau verbirgt er seinen Groll, besucht das Haus seines Feindes noch regelmäßiger als sonst, zeigt sich in allen Dingen gefällig und dienstfertig, und gewinnt so, indem er sich immer mehr beliebt, ja nothwendig zu machen weiß, das Vertrauen des Präsidenten, der die Selbstbeherrschung des jungen Mannes und seine Achtung des Rechtes um desto mehr bewundert, da er, statt ihm zu zürnen, sich um seine Freundschaft bemühe. Diese Bewunderung spricht er oft mit aller Wärme seines redlichen Herzens, so wie gegen seine andern Freunde, so insbesondere gegen seine Frau aus, und da ihn Geschäfte des Hofes zu einer längern Entfernung nöthigen, bittet er seine Frau, den Freiherrn auch während seiner Abwesenheit als einen bewährten Freund des Hauses aufzu-

nehmen, und sich in Geschäften, die eine schnelle Entschließung bedürfen, unbedenklich seines Raths zu bedienen. Der Freiherr benutzt diese Gesinnungen den schändlichen Absichten gemäß, die er nie aus den Augen verloren hatte; die unglückliche, bis dahin ganz schuldlose Frau wird das Opfer ihres Vertrauens und der tückischen Künste ihres Verführers, und dieser triumphirt, als sie wenige Monate nach der Rückkehr des Mannes, die sich weit über Erwarten verzögert hatte, einen Knaben zur Welt brachte, der die Frucht einer augenblicklichen Verirrung war.

Wie sich die Sache weiter gestaltet, fuhr mein Vater fort, weiß ich nicht genau; aber die Frau bekannte ihr Verbrechen, und ihr Gemahl verzieh ihr, vornehmlich im Bewußtseyn der eigenen Schuld, die er durch sein unvorsichtiges Vertrauen gegen einen so heimtückischen und verschlagenen Feind gewirkt hatte. Die Niederkunft geschah auf dem Lande, und der Knabe wurde in die Familie eines Pfarrers gegeben, der ihn so lange bei sich erzog, bis er in einer entfernten Klosterschule untergebracht werden konnte.

Eusebius hatte hier einige Jahre fleißig studirt, als der Krieg ausbrach. Eine mörderische Schlacht fiel in der Nähe der Schule vor; die Gebäude mußten geräumt werden, um die Verwundeten aufzunehmen; und da für die zahlreichen Zöglinge kein anderes Unterkommen war, mußten sie auseinander gehen. Eusebius erster Pflegvater war gestorben, seine

Familie hatte sich zerstreut, und so geschah es, daß ihn der Rector, mit dem Geheimnisse unbekannt, zu dem schickte, dessen Namen er führte, und der seit dem Tode des Pfarrers den Unterhalt des Knaben getragen hatte. Seine ganz unerwartete Erscheinung in dem elterlichen Hause verursachte eine unbeschreibliche Bestürzung. Die fast vergessene und durch die Zeit verdunkelte Schuld trat gleichsam in der Person des schuldlosen Knaben wieder hervor; es war eben, als ob sie jetzt erst begangen worden wäre, und der sonst so kühle und gerechte Mann war jetzt vielleicht zum erstenmal ungerecht. Er wollte den Knaben auf der Stelle wieder aus dem Hause treiben, und seine Mutter, die in Thränen zerfloß, hatte nicht den Muth für ihn zu bitten. Eusebius sah jetzt seine Eltern zum erstenmal; er hatte sich lang gesehnt, einen Vater, eine Mutter zu sehen; und nun war er Zeuge einer Verwirrung, von der er nichts begriff, und stand, statt mit gehoffter Liebe empfangen zu werden, wie ein Gegenstand des Schreckens und Abscheues, allein, verlassen und ausgestoßen von denen, die er nie beleidigt, nach denen er sich Jahre lang so herzlich gesehnt hatte.

Ein Diener bemächtigte sich jetzt, auf Befehl seines Herrn, des bestürzten Knaben, um ihn bis auf Weiteres in einem Wirthshause einzudingen. Als sie aber aus der Thür auf die Straße traten, sagte Eusebius mit Thränen in den Augen, ob er denn nicht wenigstens die Erlaubniß habe, seine Eltern um ihren letzten Segen zu bitten. Der Diener, der mit dem

schönen gelblockigen Knaben Mitleiden hatte, ließ ihn an der Thüre stehen, kehrte zurück, und hinterbrachte seinem Herrn mit gerührter Stimme die fromme Bitte des Kindes. Da brach der Mutter das Herz. Verzweifelnd warf sie sich ihrem Manne zu Füßen, umfaßte seine Knie, und beschwor ihn, allen seinen Zorn auf sie zu werfen, aber Mitleid mit dem schuldlosen Kinde zu haben. Er wurde erweicht, hob sie auf, und rief den Knaben zurück, der nun in dem Hause blieb, bis die Schule wieder geräumt und eingerichtet war. Von dem Zusammenhange dieser Dinge erfuhr er nichts, bis ihm, nach dem Tode beider Eltern, der Geistliche des Dorfes, wo er geboren war, das Räthsel löste. Diesem gestand er nun, wie ihn das lieblose Betragen des Mannes, den er für seinen Vater gehalten, oft bis in den Tod betrübt habe. Er habe die größte Ehrfurcht gegen ihn gefühlt, und doch habe er seine Gegenwart fliehen müssen. Umsonst habe er über seine Verschuldung gesonnen; umsonst auch, wie er nur die verlorne väterliche Liebe wieder gewinnen könne; und da er gar nichts habe ersinnen können, sey er in eine tiefe Schwermuth gefallen. Einmal hab' er es gewagt, sich während der Abenddämmerung in seines Vaters Zimmer zu schleichen; da habe er sich in die dunkelste Ecke gesetzt, nur um ihn zu sehen; und da sey ihm sein Zustand so gar erbärmlich vorgekommen, daß er angefangen habe zu weinen. Sein Vater sey darüber aufgefahren, und da er ihn erblickt, hab' er ihm scheltend die Thür gewiesen. Und

wie er langsam und weinend hinausgeschlichen, habe er ihm mit sanfterer Stimme nachgerufen: „Du bist ein unglückliches Kind, ich bedaure dich; aber komm nicht wieder hierher.“ Seine Mutter habe ihm zwar viele Liebe bewiesen, aber immer nur im Verborgenen und mit großer Scheu, so daß sein Herz dadurch auch nicht froh geworden; und da er es einmal gewagt, sie zu fragen, warum nur der Vater so hart gegen ihn sey, sey sie in Thränen ausgebrochen und habe schluchzend das Zimmer verlassen. Sechs Monate mochte dieß dauern; dann kehrte er in seine Schule zurück. Seine Eltern sah er nicht wieder. Die Mutter raffte der Gram vor der Zeit dahin; ihr Mann folgte ihr bald. Der Freiherr aber stieg zu dem ersten Posten an seinem Hofe, hielt ein glänzendes Haus, und starb reich und geehrt in einem hohen Alter. Auch Eusebius hatte eine vortheilhafte Anstellung in der Residenz erhalten; aber die Nähe des Mannes, den er als den Verführer seiner Mutter und den Urheber so mannigfaltigen Unglücks verabscheuen mußte, während er ihn als Vater hätte ehren sollen, vertrieb ihn von da, und er zog eine beschränktere Laufbahn in einer Landstadt vor. Auch hier sah man ihn selten froh. Sein Leben war musterhaft. Geheirathet hat er nie.

* * *

Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten meines Vaters, daß er sich über die Verfügungen der Re-

gierung wenig ausließ, und sie nie tadelte, nicht aus Furcht vor Menschen, sondern aus Scheu, ohne rechte Kenntniß der Sache zu urtheilen. Sie werden ja wohl wissen, warum sie es thun, sagte er dann, denn sie haben es zu verantworten. Auch setzte er wohl hinzu: Wer so im Dunkeln steht, wie wir, muß ja wohl glauben, daß die, welche das Licht haben, auf dem rechten Wege gehen. Besser wär' es vielleicht, wenn sie uns auch das Licht zuwendeten, damit wir wüßten, woran wir sind; aber so lange das nicht geschieht, müssen wir schweigen, und thun, was geboten wird.

Als einstmals dem Lande eine schwere Steuer auferlegt worden war, um, wie die Sage ging, unnütze Schulden des Fürsten zu tilgen, hatte sich eine Menge von Bürgern mit einem Bittschreiben an den Landesherrn gewendet, um wenigstens einen Theil der Last von sich abzulehnen. Der Erfolg war, wie die Klügsten zum Voraus gesagt hatten; die Bitte ward abgeschlagen, und ein harter Verweis der Ungebühr hinzugefügt. Die Bittsteller waren nun höchst unmuthig, und ihr Unmuth hatte sich auch andern mitgetheilt. Wie nun mein Vater, was bei langen Tagen im hohen Sommer häufig geschah, am Abend vor seinem Hause auf der Bank saß, und die Nachbarn sich um ihn versammelten, war von nichts die Rede als von dieser Sache, und jeder urtheilte darüber, wie sein Verdruß es ihm eingab. Einer meinte, es werde noch so weit kommen, daß man das Land mit dem Rücken ansehen und über dem Meere Un-

terhalt suchen müsse; ein Anderer, dann wäre es besser, die verschwenderischen Fürsten aus dem Lande zu treiben und selbst Ordnung zu machen; ein Dritter, man müsse mit den Ministern anfangen, die dem unnützen Aufwande keinen Einhalt thäten, und mit den andern Blutigeln, die die Schwachheit des Landesherrn mißbrauchten, und ihm sein, oder vielmehr seiner Unterthanen Geld abschmeichelten. Da nun viel solcher Reden gefallen waren, und mein Vater immer schwieg, fragten ihn einige, was Er denn von der Sache meine, und ob er keinen Rath zu geben wisse. Worauf er also anhub: Gute Nachbarn, es ist wohl keinem von Euch zu verargen, daß er den Verdienst seiner Arbeit nicht gern für Etwas hingibt, das er nicht kennt; und eine Last, die man nicht freiwillig aufnimmt, drückt doppelt so schwer. Ihr meint, das gemeine Wesen sey schlecht berathen, weil man Euch zumuthe, der Ueppigkeit der Einen, und der unersättlichen Begier der Andern förderlich zu seyn, und es sey eine schreiende Ungerechtigkeit der Regierung, weil sie den eigenen Haushalt schlecht führe, ordentliche und fleißige Hausväter in Noth zu bringen. Das klingt Euch freilich sehr gut und jeder hört es gern; aber ist es darum auch recht und wahr? Von dem Haushalte des Ganzen wißt Ihr wenig oder nichts; und wenn man Euch auch Einsicht in die Bücher verstattete, wie Viele könnten es verstehen, oder das Nothwendige von dem Entbehrlichen sondern? Gute Nachbarn, jeder von Euch weiß, daß die Tadelsucht immer auf den Beinen ist, und daß

die Mißgunst ihre Mutter, und die Lüge ihre Schwester ist; und es ist wohl keiner, dem sie nicht in die Wirthschaft gesehen, und Verdruß bereitet hat. Tadeln ist überall leichter als besser machen; und weil der Tadler klüger scheint, so geben ihm die Meisten Gehör, ohne zu fragen, ob er es auch besser weiß. Wie Ihr nun das in Euerm eigenen kleinen Gewerbe vielfältig erfahrt, wie soll es wohl anders seyn bei dem großen Haushalte des gemeinen Wesens, wo so viele Dinge zu wissen und zu erwägen sind? Ueber den, der in Eurer Werkstatt etwas tadelt, was er nicht versteht, lacht Ihr mit Recht, oder erzürnt Euch auch wohl und weis't ihm die Thür. Wollt Ihr es nun doch eben so machen, wie jene Unverständigen? Wißt Ihr nicht, was die Schrift sagt: „Es straft einer oft seinen Nächsten zur Unzeit, und thäte weislicher, daß er schwiege.“ Und ein andermal: „Verstehst du die Sache, so unterrichte deinen Nächsten; wo nicht, so halte dein Maul zu; denn Reden bringt Ehre und Reden bringt Schande, und den Menschen richtet seine eigene Zunge.“ Bedenket aber auch vor allen Dingen, daß Ihr Bürger seyd und Christen, und daß jeder gehorchen muß der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Wenn sie Unrecht thut, so wißt Ihr wohl, daß Ihr nicht zum Richter über sie bestellt seyd; doppelter Frevel aber ist es, unbefugt zu richten, und ohne sichere Kenntniß des Unrechts. Auch Unrecht mit Unrecht vergelten, hat noch keinem gefrommt, und es bleibt ewig wahr, daß es besser ist, Unrecht leiden als thun. Wir werden

alle Rechenschaft geben müssen an jenem Tage über Jegliches, was wir gethan haben; die schwerste Rechenschaft aber liegt den Fürsten und ihren Dienern ob; denn da ihnen Viel anvertraut worden, so wird auch Viel von ihnen gefordert werden. Dann wird ein Richter sprechen, in welchem kein Irrthum ist; und wohl dem Manne, er sey ein König oder ein Knecht, der mit frohem Muthe vor diesem Richter stehen kann! Von Euch aber, gute Freunde und Nachbarn, denke jeder seinen eigenen Pflichten nach, und verwalte sein Haus nach der rechten christlichen Weise; und wenn er da nichts mehr zu bessern hat, so danke er Gott für seine Hülfe und Segen. Um das weltliche Regiment aber sorge er nur dann, wenn er dazu berufen wird."

Zu dieser Rede schüttelten freilich die heftigsten Sprecher den Kopf, die Ruhigern aber stimmten bei und sagten: „Es sey wohl wahr, daß ein Jeder vor seiner eigenen Thür zu kehren habe; aber es bleibe immer hart, glauben zu müssen, man werde ohne Noth so gedrückt." Alle gingen indeß beruhigter nach Hause, und es war keiner unter ihnen, der die Steuer nicht zur vorgeschriebenen Zeit entrichtet hätte. Gleichwohl ging am Hofe die Sage, mein Vater halte aufrührerische Reden an den Pöbel, und fordere ihn auf, die Fürsten und ihre Diener aus dem Lande zu jagen. Ein alter, tief verschuldeter Kammerherr bemerkte, daß der Verkehr, in welchem mein Vater mit allen Bettlern stände, aufrührerische Gesinnungen verriethe; und eine bejahrte Freun-

din setzte hinzu, sie erinnere sich, vor Jahren von dem Präsidenten des Consistorii gehört zu haben, daß er ein Mystiker und Separatist sey. — Solche Menschen, fuhr ein Hofjunker fort, der weder Mystik noch Separatismus kannte, sind in unsern Zeiten unendlich gefährlich. Sie erhitzen die leeren Köpfe mit schwärmerischen Ideen, und brauchen sie dann zu ihren geheimen Zwecken, die auf nichts anders gehen, als auf den Umsturz der Throne. — Der Fürst hörte aufmerksam und nicht ohne Beifall zu; die Minister berathschlagten; aber ehe sie zu einem Entschlusse kommen konnten, rührte den Fürsten der Schlag; sein Haus starb mit ihm aus; sein Hof zerstreute sich, und mein Vater blieb in Ruhe.

* * *

Mein Vater kam durch sein Amt mit dem Elende der Menschen in die nächste Berührung. Er würde aber geglaubt haben, allzu wenig zu thun, wenn er mit den geringen Mitteln, die ihm zu Gebot standen, das Elend nur, wie gewöhnlich geschieht, auf kurze Fristen gemindert hätte; vielmehr forschte er mit unermüdlichem Eifer seinen Quellen nach, wodurch es ihm denn gar oft gelang, auch die Mittel zu entdecken, durch die es gehoben werden konnte. Von dem gewöhnlichen Almosengeben war er ein Feind. Er fragte, was man denn von einem Arzte halten würde, der, statt den fressenden Krebs mit der Wurzel auszurotten, ihn täglich mit Salben

bestriche, die den Schmerz zwar augenblicklich minderten, aber das tödtliche Uebel so recht eigentlich in die innersten Tiefen des Körpers trieben. Er behauptete, diese bequeme Art der Wohlthätigkeit, die mit einigen leicht entbehrten Kreuzern den widrigen Anblick des Elends so schnell als möglich bei Seite schaffe, mache den Dürftigen erst zum dreisten Bettler, und von da sey zum Diebe nur ein kleiner Schritt. Daher müßten auf jeden Fall Almosen eben so heimlich gegeben als empfangen werden, und sollten vielleicht überhaupt nur bei Kranken und körperlich Hülflosen Statt finden; in den meisten andern Fällen sey oft ein treuer und tüchtiger Rath dem ansehnlichsten Almosen, und bisweilen sogar ein Stein dem Brode vorzuziehen. Zur Erklärung dieses Ausdruckes erzählte er, es sey ihm eines Tages hinterbracht worden, daß ein armer Scheerenschleifer durch die Noth dahin gebracht worden sey, sein Rad zu versetzen, und nun mit seinen Kindern an dem letzten Brode zehre. Da hab' er ihm den Stein eingelöst, und in der Nacht vor die Hausthüre stellen lassen, und gleich beim Anbruch des Tages Leute hingeschickt, welche Arbeit bestellten; wo denn der Mann zu Mittag mit allen den Seinigen sich von seiner Hände Erwerb habe satt essen können. Auf die Worte von seiner Hände Erwerb legte er einen großen Nachdruck. Nur das Erworbene freue den Menschen recht und gedeihe ihm wohl. Die heilige Schrift sage zwar allerdings, es sey den Voreltern des Menschen-Geschlechts als ein Fluch

auferlegt worden, ihr Brod zu essen im Schweiße ihres Angesichts; aber Gottes Vaterherz habe auch gleich einen Segen in den Fluch gelegt. Und dann setzte er halb scherzend hinzu: Ich möchte fast glauben, der Sündenfall wäre nicht geschehen, hätten die ersten Eltern nicht so reichliche Muße gehabt.

Die Gesinnungen, mit denen mein Vater sein Amt verwaltete, das ihn auf die Weise, wie er es trieb, oft ganze Tage rastlos beschäftigte, hatten ihn bei den Unbemittelten und den Kindern des Unglücks in großes Ansehen gebracht. Unser Haus war daher gewiß eines der besuchtesten in der Stadt; aber leider waren es auch die trübseligsten Gestalten, die darin ein- und ausgingen. Bei Hof hieß deshalb mein Vater der König der Bettler oder der Bettlerkönig, und sein Haus Hôtel des Gueux; in der Stadt aber, vornehmlich unter den Dürftigen, hieß er der Armenvater; und er gab sich mehr Mühe, diesen Titel mit Recht zu führen, als mancher Vater des Vaterlandes, der auch diesen Titel nur als ein Erbtheil empfangen hat. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß die Meisten, die mit Thränen des Jammers zu ihm kamen, ihn mit Thränen der Freude verließen. Denn das, was den Meisten gebrach, die Hoffnung eines rechtlichen Zustandes durch ehrlichen und regelmäßigen Erwerb, das wußte ihnen mein Vater wieder zu geben. Alle Quellen des Erwerbs in der Stadt und der Gegend waren ihm bekannt; es wurde ihm also nicht schwer, jedem den Weg bestimmt anzuzeigen, den er zu gehen

habe; und, da seine Empfehlungen bei der ganzen erwerbenden Classe von großem Gewicht waren, einem jeden die angemessensten Beschäftigungen zuzuweisen.

Daß dieses Geschäfte nicht leicht, daß es mit großen Beschwerden verbunden war, oft Unannehmlichkeiten mannigfaltiger Art nach sich zog, auch bisweilen mit Undank belohnt wurde; das wird niemanden wundern, der das menschliche Leben kennt. Mein Vater ertrug Alles mit Geduld, und überwand die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, durch die Kraft seines heitern Geistes. Nur da verlor er bisweilen das Gleichgewicht, wo er Mißbrauch der Gewalt, Willkühr und Selbstsucht auf seinem Wege fand, die den Armen, der neben dem Glücklichen nur ungestört zu athmen begehrt, höhnend zu Boden tritt, göttliche und menschliche Rechte spottet, mit fremder Ehre wie mit Marken spielt, dem Armen das einzige Schaf, dem Vater die Tochter und der Unschuld ihre Kronen raubt — und es bedurfte dann der ganzen Stärke seines Karakters, um, im Gefühle der Ohnmacht gegen die mächtigen Dränger, nicht das ganze harmvolle Geschäft von sich zu werfen, und dem Gelübde treu zu bleiben, das er sich als Jüngling geschworen hatte.

Einige Fälle dieser Art sind mir noch gegenwärtig, und ich will Einen derselben hier erzählen, weil er die Handlungsweise meines Vaters kenntlich macht. Eines Tages — es war ein stürmischer Wintertag — kam ein armes, schüchternes Weib, das sich nur mit Mühe auf den Füßen hielt. Ihre Kleidung war

armselig, doch reinlich; auf dem Arm trug sie ein Kind, das, kaum zur Nothdurft bedeckt, vor Kälte zitterte. Ein Bild des Elendes und Jammers, stützte es sein welkes Köpfchen an die Wange der Mutter, die nur an dieser Stelle ein wenig erröthete. Eine tödtliche Blässe lag auf dem übrigen Gesichte, dessen zierliche Bildung noch Reste von Schönheit zeigte. Schüchtern sahen ihre großen schwarzen Augen unter den langen Wimpern hervor, und es dauerte einige Zeit, ehe von ihren blassen Lippen Worte kamen. Ihr ganzes Ansehen sprach ohnedem für sie. Sie war eben von einer langwierigen Krankheit erstanden; ihre arme Hauswirthin hatte das letzte Brod mit ihr getheilt; jetzt vermocht' es auch diese nicht mehr. Sie wünschte Arbeit, und für den Augenblick nur so viel Hülfe, um nicht mit ihrem schuldlosen Kinde zu verhungern. Häufige Thränen drängten sich durch ihre Rede, die, so wie ihr ganzes Wesen, eine Bildung zeigte, die mit ihrem jetzigen Zustande im herbsten Gegensatz war. Nur leise sprach sie ihre Wünsche aus; beschämt bat sie, nur für ihr Kind, nicht für sich. — Es war wohl das Erstemal, daß sie einem Fremden ihr Unglück klagte.

Alles das flößte uns die lebhafteste Theilnahme ein. Meine Mutter suchte für das halb nackte Kind eine passende Bekleidung; einige leichte Nahrung fand sich auch; dem Bedürfnisse für die nächsten Tage half mein Vater ab. Das arme Weib wußte nicht, wie es seine Dankbarkeit ausdrücken sollte. Aber die Thränen ihrer Rührung floßen von ihren bleichen

Wangen auf das Kind, das matt an ihr herauf sah, und mit der Hand nach dem Kinn der Mutter reichte, als ob es sie trösten wollte.

Nach Verlauf einiger Tage kam sie wieder auf Verlangen meines Vaters, welcher indeß Erkundigungen eingezogen, und ihr eine Gelegenheit zu Arbeiten ausgemacht hatte. Ihre Kräfte hatten ein wenig zugenommen; aber was auch meine Mutter thun mochte, ihre Hoffnung zu wecken, sie nahm es dankbar an, aber es drang nicht in ihr Inneres ein. Erst nachdem sie mehrmalen zu uns gekommen, weckte die Theilnahme, die sie erfuhr, ihr Vertrauen, und sie theilte uns ihre Leidensgeschichte ungefähr in folgenden Worten mit:

„Ich bin seit meinem vierzehnten Jahre eine vater- und mutterlose Waise. Da ich früh zur Arbeit angehalten worden war, wurde es mir nicht schwer mich zu nähren; und die Zinsen eines kleinen Erbtheils reichten etwa für die Hausmiethe hin. Mein Leben war ruhig und eingezogen. Ich mochte ungefähr sechzehn Jahre alt seyn, als ich mich mit dem Sohne eines Nachbars versprach, der ein Tischler war, und nur die Zeit der Meisterschaft erwartete, um mich zu heirathen. Ich hatte keine große Neigung zu ihm," setzte sie hinzu, „aber da er ein sehr rechtschaffener Mensch war, und mir mit den größten Eiden betheuerte, er könne nicht glücklich seyn ohne mich, so versprach ich ihm meine Hand, in der Hoffnung, daß die Liebe dann auch nachkommen würde."

„Unterdessen," fuhr sie fort, „zog ein junger

Officier in das Haus, in welchem ich bei einer alten Muhme wohnte. Da ich selten ausging, verstrich eine geraume Zeit, ehe wir uns sahen, und ich hätte kaum etwas von seinem Daseyn gewußt, wenn nicht meine Muhme, die ihm einige Dienste erzeigte, oft mit bewundernder Redseligkeit das Lob des jungen, schönen Grafen gepriesen hätte. Sie mochte ihm auch zu meinem Unglück von mir erzählt haben. Eines Abends, als ich noch spät bei der Lampe saß, um eine dringende Arbeit zu endigen, und meine Muhme sich schon zur Ruhe begeben hatte, klopfte etwas leise an meine Thür, und ich hatte noch nicht Zeit gehabt aufzustehen, als der Graf hereintrat, und um die Erlaubniß bat, sein Licht bei mir anzustecken. Ich war so bestürzt über diese Erscheinung, daß ich kein Wort erwiedern konnte. Ich nahm ihm das Licht aus der Hand, zündet' es an und gab es ihm zurück. Er sah mich unterdessen mit einiger Aufmerksamkeit an, fragte nach meiner Arbeit, bewunderte sie, und wußte so geschickt eine Rede an die andere zu knüpfen, daß er wohl eine Viertelstunde bei mir gewesen seyn mochte, ehe er Abschied nahm."

„Das Benehmen und die scheinbare Sittsamkeit dieses Mannes gefiel mir fast noch mehr als seine Gestalt; und ich gestehe, daß ich den Rest der Nacht immer an diesen Besuch dachte, der mir übrigens ganz absichtlos schien. Auch verstrichen mehrere Tage, ohne daß ich wieder etwas von ihm hörte; und wollte Gott, ich hätte ihn nie wieder gesehen, und nie wieder seine Stimme gehört! Nach acht Tagen

ungefähr schickte er mir durch meine Muhme einige Näharbeit; kam dann selbst, um darnach zu fragen, oder diese und jene Aenderung daran zu bestellen; und bald waren seine Besuche so regelmäßig, daß wir uns wunderten, wenn er einmal einen Tag überging. Sein bescheidenes Betragen blieb sich gleich. Da er gereist war und mehrere Feldzüge gemacht hatte, so war sein Gespräch unterhaltend und angenehm; vor allen aber verstand er die Kunst zu schmeicheln, und den Schein des gutmüthigsten Wohlwollens anzunehmen, so daß, wenn er mich auch bisweilen bei der Hand nahm, dieß nur der natürliche Ausdruck seiner Gutmüthigkeit zu seyn schien. So mochte wohl ein Monat verstrichen seyn, als er eines Tages — es war im Anfang des Mai — die Bemerkung hinwarf, daß ich ein gar zu trauriges und freudenloses Leben führte. Ich sey zu jung, um mich so lebendig zu begraben, und es gehe ihm an das Herz, wenn er mich immer und immer arbeiten, und nicht einmal des Sonntags feiern sähe. Dann machte er die reizendsten Beschreibungen von einigen Vergnügungsorten in der Nähe, nannte mehrere Mädchen meines Alters, die sie besuchten, und schloß endlich mit dem Vorschlage, mich den nächsten Sonntag an einen dieser Orte zu führen. Ich lächelte dazu, und da er eine Antwort verlangte, wich ich erst aus, und schlug es dann ganz ab, obgleich mit schwerem Herzen; denn ich hätte gern einmal ein solches Vergnügen gehabt. Als er weggegangen war, und ich wieder an seinen Vorschlag dachte, kam mir meine

Lebensart viel trauriger vor als je; ich fühlte ein tiefes Mitleiden mit mir selbst, und fing endlich zu weinen an. Meine Muhme bemerkte es, und auf ihr Fragen gestand ich ihr meine Schwachheit. Dieß war der erste Schritt, den ich zu meinem Verderben that. Meine Muhme, die von dem Grafen ganz bezaubert war, schalt mich aus, daß ich so albern gewesen, sein Anerbieten nicht gleich anzunehmen; und es lag nicht an ihr, daß die Unterhandlungen nicht sogleich wieder durch sie angeknüpft wurden. Ich verbot ihr dieß ernstlich, war aber doch schwach genug, ihr zu versprechen, wenn er die Einladung wiederholte, sie nicht zurückzuweisen."

„Zwei Tage lang blieb der Graf aus, und ich fürchtete schon ihn durch meine Weigerung beleidigt zu haben. Es mochte dieß auch wohl seine Meinung seyn. Den dritten Tag kam er wieder, sprach aber nur wenig und minder zutraulich, und von dem Vorschlage war die ganze Woche die Rede nicht mehr. Als aber der Sonnabend kam, fragte er mich, was ich bei dem schönen Wetter morgen thun würde? — Ich werde in die Kirche gehen, antwortete ich mit einem unterdrückten Seufzer. — Und dann? — Dann, sagte ich erröthend, werde ich an den Manschetten fortnähen, die ich hier in der Arbeit habe."

„Diese Manschetten waren die seinigen. — Nimmermehr, sagte er mit Heftigkeit, nimmermehr werde ich zugeben, daß Sie einen so herrlichen Tag, als der morgende zu werden verspricht, mit einer Arbeit für mich verderben. Nimmermehr. Gönnen Sie sich

wenigstens morgen eine Erholung, und erlauben mir, Sie an einen Ort zu begleiten, der Sie entzücken wird. — Er nannte hier einen Lustort in der Nähe des Waldes, einen der entlegensten und der am wenigsten besucht war — und schilderte die Reize der Gegend, die entzückenden Anlagen, die Pracht der Baumblüthe, mit den lebhaftesten Farben. Und da ich unentschlossen schwieg — ach hätte ich doch der innern Warnung gefolgt! — faßte er mich an beiden Händen, sah mir bittend in die Augen, und wiederholte mit steigender Dringlichkeit: O gönnen Sie mir diese Freude — schlagen Sie mir diese einzige, unschuldige Bitte nicht wieder aus Eigensinn ab."

„Ach ich war nur allzu geneigt sie zu erfüllen, und dieser unglückliche Augenblick von Schwachheit entschied mein Unglück. Mit Bangigkeit und Freude sagte ich Ja, wenn es die Muhme wollte. Diese, die nicht geglaubt hatte, daß auch auf sie gerechnet sey, willigte mit freudiger Ueberraschung ein, wenn der Herr Graf es erlaubte. Dieser mußte wohl, vielleicht gegen seinen Willen; denn gegen mich hatte er der Muhme nicht erwähnt. Alles wurde nun verabredet. Der Wagen sollte uns vor dem Thore aufnehmen; er wollte vorausreiten und wie von Ungefähr mit uns zusammentreffen. Er konnte nicht müde werden, mir seine Freude auszudrücken, und was er sich für einen herrlichen Tag verspreche. Beim Abschied wollte er mich in seinem Freudenrausche küssen; ich wehrte ihm ab und er drang nicht weiter in mich."

„Als er sich wegbegeben hatte, war meine Muhme unerschöpflich in dem Ruhme unsers Freundes — so nannte er sich jetzt — und die Erwartung des frohen Tages, dem wir entgegen sahen, ließ uns nur wenig schlafen. Recht froh war ich aber doch nicht; ja, es war mir, als ob ich etwas Unrechtes thäte. Auch dachte ich in dieser Nacht, was lange nicht geschehen war, an meinen abwesenden Verlobten. Wenn der eben morgen zurückkäme, dachte ich, und dich nicht zu Hause fände, und erführe — Dieser Gedanke ängstigte mich. Gern hätte ich die Sache rückgängig gehabt; aber ich schämte mich; und als der Morgen nahte, und der Himmel klar und wolkenlos zu meinem Kammerfenster herein schien, zog meine Unruhe und Bangigkeit mit dem Schatten der Nacht ab. Ich stand früher auf, als nöthig war, schmückte mich so sorgfältig, als ich konnte, und war eben fertig, als der Graf anklopfte, mir einen guten Morgen zu wünschen, und die Zeit noch Einmal anzuzeigen, wo Er und der Wagen uns vor dem Thore erwartete."

„Einige Stunden nachher saßen wir in dem Wagen, und hatten den Grafen bald eingeholt. Er ritt ein schönes und muthiges Pferd, das er mit gutem Anstand und vollkommener Sicherheit lenkte; er kam mir jetzt, wo er neben dem Wagen herritt und mich unterhielt, noch schöner vor und sein Gespräch noch anmuthiger als sonst. Ich war voll Eitelkeit in einem schönen Wagen zu sitzen und einen Cavalier zur Seite zu haben, der mir auf die angenehmste Weise schmeichelte, meinen geschmackvollen Anzug lobte, und

mir auf mehr als eine Art sagte, daß ich nie schöner gewesen sey. Auch die Schönheit des Tages und die Gegend, durch welche wir fuhren, wirkte wunderbar auf mein Gemüth. Ich war wie berauscht und glaubte glücklich zu seyn. In der Nähe des Wirthshauses verließ uns unser Begleiter, um voraus zu eilen, und uns, als ob es von Ungefähr geschähe, an der Thür zu empfangen."

„Das Wirthshaus lag mitten im Wald. Es war noch einige Gesellschaft aus der Stadt da, von der ich niemanden kannte; aber der Graf kannte Alle, und es machte mir keine geringe Angst, als ihn einige junge Leute bei Seite zogen, heimlich mit ihm flüsterten und lachten; ich glaubte, daß die Rede von mir sey. Er entzog mich indeß dieser Verlegenheit bald. Wir verließen das Haus, um uns im Walde in einer Laube einzurichten, von wo aus die Gegend umher wie ein Garten erschien. Hier brachten wir den größten Theil des Tages zu, aßen und tranken, und freuten uns der Musik, die sich hin und wieder nah' und fern aus den Gebüschen hören ließ. Ich hatte nie einen so glücklichen Tag gehabt. Der Graf versicherte das Nämliche. Er war so verbindlich, wie ich ihn noch nie gesehen hatte; jeden Wunsch schien er in meinen Augen zu lesen, und je inniger meine Freude wurde, desto lauter und lebhafter wurde die seinige."

„Ach das waren die letzten frohen Stunden meines Lebens," fuhr das arme Weib fort, und ein Strom von Thränen quoll aus ihren Augen. Sie

schluchzte heftig, und mit empor gewendeten Blicken sagte sie endlich: „O Gott, wie können Menschen solche Teufel seyn!“

Nach einer kurzen Pause setzte sie ihre Erzählung fort: „Als der Tag sich zu neigen begann, und rings umher Wolken aufzogen, die ein Ungewitter drohten, erinnerte ich, daß es nun wohl Zeit seyn möchte aufzubrechen. Der Graf schien es zufrieden, und ging selbst in den Gasthof, um die nöthigen Anstalten zu treffen; kehrte aber bald mit verdrüßlichem Gesichte und mit der Nachricht zurück, es sey etwas an unserm Wagen beschädigt; der Schmidt sey mit Wiederherstellung beschäftigt; er hoffe, daß es nicht lange dauern solle. Wir möchten indeß, da das Wetter allerdings bedenklich würde, und der Wind sich erhübe, in das Haus zurückkehren. Hier war es ganz still geworden. Sämmtliche Gäste waren aufgebrochen, und da ich immer ängstlicher auf das Wegfahren drang, meldete der Wirth, die fehlende Schraube könne unter zwei Stunden nicht wieder hergestellt werden. Der Graf stampfte mit dem Fuße, und schien höchst verdrüßlich, weil er zu Abend in der Stadt versagt sey. Ich bat ihn voraus zu reiten; aber er schwur, er werde uns auf keine Weise allein fahren lassen. Zugleich befahl er dem Wirth, uns ein besonderes Zimmer zu geben, ein Abendessen zu bringen und Punsch.“

„Alles wurde mit Schnelligkeit erfüllt; denn ach! alle diese Einrichtungen waren, wie ich nicht zweifeln kann, früher getroffen, Alles berechnet und die Be-

schädigung des Wagens ein leeres Vorgeben. Auch kehrte die Heiterkeit des Grafen gleich wieder zurück, als wir um die rauchende Schale saßen. Er schenkte fleißig ein, meiner Muhme am meisten, die, durch die Luft und die Gänge ermüdet, sehr bald die Wirkung des ungewohnten Getränks spürte, und in einen tiefen Schlaf fiel. Schon lange hatte es von fern geblitzt; das Gewitter zog immer näher heran, meine Angst war unbeschreiblich, und beschleunigte den Rausch. Da die Fenster unsers Zimmers nicht verdunkelt werden konnten, und die Blitze mich ängstigten, zog mich der Graf in ein anstoßendes dunkles Kabinet auf den Sopha, und ließ mich, die vor Furcht zitterte, nicht aus den Armen. Die Bewegung des Gemüths, in der ich den ganzen Tag gewesen war, und das stürmische Getränk, das der Graf mir aufgedrungen hatte, begünstigte seinen schändlichen Plan. Ach ich war von allem Mißtrauen so frei! Ich fiel, und als ich aus dem Taumel erwachte, und ihn von mir stieß und weinte und rufte, verschloß er mir den Mund durch wilde Küsse, und hielt mich so fest, daß ich ihm nicht entschlüpfen konnte. Er wiederholte mir tausendmal mit den heiligsten Schwüren, daß ich ihn zu dem glücklichsten Menschen gemacht; er werde nie aufhören mich zu lieben, und nie mich verlassen."

„Das Gewitter war indeß vorüber gegangen, der Wagen angespannt. Meine Muhme wurde schlaftrunken hineingehoben, und auch der Graf setzte sich mit ein, und empfahl sein Pferd dem Wirthe. Ich weinte

den ganzen Weg über, und die Schmeichelworte, die mein Begleiter mir zuflüsterte, vermehrten meine Thränen noch. Ich verabscheute seine That, und doch konnt' ich ihn nicht hassen; ich verabscheute mich mehr als ihn, und haßte mich selbst."

„So kamen wir an. Neben mir sitzend hatte er oft versucht mich zu küssen; ich wich ihm aus; beim Aussteigen umarmte er mich. Ich wehrte ihn nicht ab, aber seinen Kuß erwiedern konnt' ich nicht. Der Schlaf floh mich in dieser Nacht — und ach wie viele schlaflose Nächte sind dieser gefolgt! — Der nächste Tag war trübe; ich konnte nicht aufhören zu weinen und mußte doch meine Thränen verbergen. Der Kopf schmerzte mich heftig. Meine Muhme aber konnte nicht müde werden, die Freuden des vorigen Tages zusammenzuzählen, und die Herablassung des Grafen zu rühmen, der jetzt noch mehr als vorher ihr Abgott geworden war. Jedes ihrer Worte schnitt tief in mein Herz. Gegen Mittag kam der Graf selbst, sich nach meinem Befinden zu erkundigen, und schien nicht wenig verwundert, mich mit geschwollenen Augen und so wortkarg zu sehen. Er wußte meine Muhme zu entfernen, und drang dann mit den zärtlichsten Worten in mich, ihm die Ursache meines Kummers zu entdecken, und mein Herz in das seinige auszuschütten. Diese Aeußerungen empörten mich, und da ich nicht antwortete, wollte er mich in die Arme nehmen und durch Küsse versöhnen. Ich stieß ihn mit Unwillen von mir. Gehen Sie, sagte ich; Sie haben mich zu Grunde gerichtet. Möcht'

ich Sie nie wieder sehen, und möcht' ich Ihr Andenken und die Erinnerung des gestrigen Tages ewig in meinem Gedächtnisse austilgen können."

„Ich will nicht wiederholen, was er Alles sagte, um meinen Zorn zu besänftigen. Diese Sprache kostete ihm wenig, aber sie half ihm nichts. Da er bei den nächsten Besuchen sah, daß ich immer des nämlichen Sinnes blieb, und mein Unwille sich eher vermehrte als minderte, kam er nur selten noch, dann immer seltener, blieb dann ganz aus, und bezog endlich eine andere Wohnung in dem entgegengesetzten Theile der Stadt. Meine Muhme, die sich in das Alles nicht finden konnte, trauerte über diesen Entschluß; mir aber war es, als ob ich erst jetzt wieder freier athmen könnte, da ich meinen Verführer nicht mehr in meiner Nähe wußte."

„Einige Monate verstrichen, ohne daß sich mein Trübsinn minderte; aber jetzt ward ich eine Veränderung in meinem Zustande gewahr, die ich für den Vorboten meiner Schande halten mußte. Ich wollte noch zweifeln; aber dieser Trost mußte nur allzubald der Ueberzeugung weichen. Mein Jammer war gränzenlos, und ich hatte niemanden, dem ich mein Elend hätte vertrauen können. Denn eben um diese Zeit erkrankte meine Muhme und starb, und so sehr mich ihr Tod schmerzte, weiß ich doch nicht, ob ich nicht einen Trost in dem Gedanken fand, daß sie doch mit dem Glauben an meine Unschuld gestorben sey."

„Ich ging jetzt nicht mehr aus, sondern härmte mich im Stillen für mich. Jeder Tag, jede Woche,

die zu Ende ging, schien mich näher zu dem Abgrunde hinzustoßen, den ich vor mir geöffnet sah. Von dem Grafen hörte ich nichts mehr. Nach ihm fragen hätte ich nicht können — um Alles in der Welt willen nicht. War es mir doch so, als ob Alle, die wegen Arbeit zu mir kamen, meinen Fall wissen müßten und mich verachteten; und diese Verachtung, die ich bei andern voraussetzte, und gegen mich selbst kehrte, drückte mich fast zu Boden."

„Die Zeit meiner Entbindung rückte jetzt heran; ich konnte nicht umhin, dem Stadtrichter meinen Zustand anzuzeigen. Ich wählte die Zeit der Dämmerung; aber es war mir, als ob jedermann sähe, wohin ich ginge und weshalb. Da ich dem Stadtrichter mein Unglück stammelnd und weinend anzeigte, sah er mich befremdet an, und als ich ihm den Namen des Verführers nannte, sagte er kopfschüttelnd vor sich hin: „Schon wieder der?" und dann zu mir: „Geh', mein Kind, du bist in schlimme Hände gefallen."

„Diese wenigen Worte lehrten mich viel; und wie Vieles erfuhr ich nun jetzt, nachdem meine Schande bekannt worden war! Jedermann wußte etwas zu erzählen, und ich hörte mit Entsetzen, daß ich nicht das erste und nicht das einzige Opfer seiner Nichtswürdigkeit war."

„Um diese Zeit kam mein Verlobter von seiner Wanderung zurück. Seine erste Frage war nach mir, und das Erste, was er erfuhr, mein Unglück. Die Freude war ihm geraubt, und da er mich nun nicht

heirathen konnte, wollte er mich auch nicht wiedersehen. Er verschwand eines Tages, und ließ seiner alten Mutter sagen, er habe es nicht aushalten können, und sey wieder in die Welt gegangen. So war auch dieses treue Herz durch mich tödtlich verwundet. Die alte Mutter aber erkrankte kurz darauf, und starb, wie man glaubte, aus Gram, und ihr einziger Sohn, nach dessen Rückkehr sie sich so lange gesehnt hatte, suchte in ihrer letzten Stunde fern von ihr die Ruhe, die ich ihm durch die sträflichste Unbesonnenheit entrissen hatte."

„Mich erhielt der Himmel, wahrscheinlich zur Strafe für mein Vergehen. Dieses Kind kam zur Welt, um meine Schande, vielleicht auch mein Unglück zu erben. Denn wer wird sich seiner erbarmen, da sein Vater es verstößt, und seine Mutter ihm nichts hinterläßt, als ein geschändetes Andenken? — Meine Wochen dauerten lange, und als ich das Bett wieder verlassen konnte, entdeckte ich, daß meine Wärterin mit dem größten Theile meiner Kleidungsstücke und Wäsche verschwunden war. Meine kleine Baarschaft war aufgezehrt, und da ich nicht hatte arbeiten können, hatten mich meine Kunden verlassen und sich an Andere gewendet. Ich mußte also meine Wohnung verlassen, und mich glücklich schätzen, in dem strengen Winter in einem armseligen Hinterstübchen ein Unterkommen zu finden, in welchem sich eine arme, aber rechtschaffene Wittwe mit Spinnen nährte. Da ich aber auch den geringen Aufwand des armseligsten Lebens nicht zu bestreiten vermochte,

und die Nahrung für mein Kind zu versiegen anfing, drang meine Wirthin in mich, den Grafen zu seiner Pflicht anzuhalten. Es dauerte lang, eh' ich diesen Entschluß faßte, und nur die äußerste Noth entriß mir die Einwilligung. Ich schrieb ihm einige Zeilen und bat um Unterstützung für sein Kind. Er gab keine Antwort. Ich wiederholte meine Bitte dringender; denn immer mehr drängte mich die Noth. Er jagte meinen Boten mit schmähenden Worten fort. — Ich müßte klagen, hieß es nun. Und auch darein mußte ich, trotz meines innern Widerstrebens, willigen, um die Schlechtigkeit der Menschen noch deutlicher und gräßlicher kennen zu lernen."

„Einige Wochen waren verstrichen, ohne daß ich etwas von dem Erfolge meiner Klage erfahren hatte. Eines Tages, wo ich mit meinem Kinde auf dem Arm ausgegangen war, um Brod zu kaufen, kam ich, ohne es zu wissen, bei dem Hause des Ober-Auditeurs vorbei, in welchem die Kriegsgerichte gehalten werden. In dem Augenblick tritt ein Unter-Officier aus der Thür, der Schwager meiner Wirthin, dem meine Geschichte bekannt war, und da er mich erblickte, sagte er mit zitternden Lippen zu mir: Er hat es abgeschworen. — Wer? was? frug ich bestürzt. — Der Graf; Ihr Kind. — Diese Worte betäubten mich; ich ließ sie mir wiederholen und begriff sie nicht. Da aber der Graf jetzt selbst auf die Straße trat, und frech, mit zurückgeworfenem Kopfe nach der andern Seite abging, ergriff mich ein solcher Wahnsinn, daß ich mein Kind krampfhaft faßte,

um es von der Brücke, auf der ich stand, hinabzuschleudern. Aber Gottes Güte bewahrte mich vor diesem neuen Verbrechen. Da ich das Kind so ergriff, weinte es und streckte seine Aermchen flehend nach mir aus. Da brach mir das Herz, und ich gab Gott die Rache des Bösewichts anheim. Wie ich nach Hause gekommen, weiß ich nicht. Aber ich fiel kurz darauf in eine schwere Krankheit, in der ich nichts von mir wußte; und nur die Wohlthätigkeit meiner armen Wirthin, die selbst die größte Noth litt, rettete mich. Gott vergelte es ihr! Aber wie glücklich wäre ich gewesen, hätte er mich durch den Tod von allem diesem Jammer erlöst, und dieses arme Kind dazu, das, so unschuldig es selbst ist, mich doch täglich an meine Schuld, und was mir fast noch entsetzlicher ist, an die Verruchtheit seines gewissenlosen Vaters erinnert."

So endigte das unglückliche Weib die traurige Geschichte, die sie oft durch ihre Thränen unterbrach. Mein Vater, der beim Anfang ihrer Erzählung über seinen Rechnungen saß, und kaum aufzumerken schien, wie er in solchen Fällen gewöhnlich that, ob er schon kein Wort verlor, war, als der entscheidende Augenblick nahte, aufgestanden, und ging mit immer hastigern Schritten auf und ab. Bei den Worten aber: „Er hat es abgeschworen," stand er plötzlich still, wie vom Blitze getroffen; seine Blicke hefteten sich auf die Erzählende; sein Mund war geöffnet, seine Hände bis gegen die Brust erhoben. Dann sanken ihm die Arme langsam wieder, und vor sich hin

sehend setzte er sein Wandeln langsamer fort. Man sah, daß etwas in ihm vorging und daß er auf Rath sann. Nach einer kurzen Frist, und nachdem er die Arme mit einigen tröstenden und aufrichtenden Worten entlassen hatte, nahm er seinen vorigen Platz wieder ein, und endigte sein Geschäft mit der Ruhe, die er immer hatte, wenn er seines Entschlusses Meister geworden war.

Am folgenden Morgen ging er ziemlich früh aus, um, wie er nachher erzählte, Nachricht von dem gegenwärtigen Thun und Lassen des Grafen einzuziehen. Außer mehr als Einer Büberei, deren ihm jetzt keine unerwartet war, erfuhr er, daß er sich, von Schulden erdrückt und von seinen Gläubigern hart gedrängt, seit geraumer Zeit um die Hand eines eben so reichen als schönen Mädchens, der Tochter des angesehensten Kaufmanns der Stadt, bewerbe, daß die Mutter diese Bewerbung begünstige, der Vater aber Schwierigkeiten mache, seine Tochter einem verschuldeten und seiner Sitten wegen übel berüchtigten Manne zu geben. Es sey indeß unverkennbar, daß sich der Graf seit einiger Zeit Mühe gebe, seinen Ruf zu verbessern und den Schein regelmäßigerer Sitten anzunehmen; so daß er durch diese Bemühung, unterstützt durch die Eitelkeit der Mutter und ihrer ganzen Familie, doch wahrscheinlich zu seinem Ziele gelangen werde.

Diese Nachrichten kamen der Absicht meines Vaters zu Statten. Er begab sich sogleich zu dem Grafen und verlangte gemeldet zu werden. Der Bediente

maß ihn vom Kopfe bis zu den Füßen, ging zögernd hinein, und kam mit der Antwort zurück, sein Herr sey beschäftigt, er möchte ihm hineinsagen lassen, was er begehre. Es war offenbar, daß er einen mahnenden Gläubiger fürchtete. Mein Vater antwortete, er habe einen Auftrag, der für den Herrn Grafen von Wichtigkeit wäre, und nicht in andere Hände gegeben werden könnte; er bäte also, wenn es irgend möglich wäre, um Audienz.

Jetzt wurde mein Vater hereingelassen. Der Graf saß auf dem Sopha in bequemer Morgenkleidung, die Beine über einander geschlagen; in den Händen eine goldene Dose, mit der er gedankenlos spielte. Mein Vater begrüßte ihn mit scheinbarer Ehrerbietung; der Gruß wurde nachläßig erwiedert. Ich habe einen Auftrag an Sie, Herr Graf, hub mein Vater an, der Ihr Herz in Anspruch nimmt; und da ich nicht zweifeln kann, daß einem Manne von Ihrem Stande jede Gelegenheit zur Großmuth erwünscht ist, so habe ich kein Bedenken getragen, diesem Auftrage — was Sie verzeihen werden — eine besondere Wichtigkeit beizulegen. — Der Graf runzelte die Stirn, während sich sein Mund zu einem ironischen Lächeln verzog. — Sie sind der Kastenvorsteher ..... (den Namen konnte er nicht finden). Nur kurz, wenn ich bitten darf; ich bin beschäftigt, wie ich Ihnen schon durch meinen Bedienten habe sagen lassen. — So kurz als möglich, erwiederte mein Vater mit einer leisen Verbeugung; der Graf warf den Kopf zurück. — Eine Unglückliche, welche bessere Tage

gesehen hat, und jetzt im Elende schmachtet, sucht durch mich bei Ihnen, Herr Graf, Hülfe gegen Verzweiflung. Ich hoffe, Ihre Großmuth wird diese Bitte nicht zurückweisen. — Der Graf griff in die Tasche, zog seinen Beutel zur Hälfte heraus, ließ ihn dann wieder zurücksinken und sagte: Diese Art von Zumuthung kömmt sehr oft an unser einen, und je bereitwilliger man ist zu geben, desto zudringlicher ist die Bettelei. Schicken Sie die Person zu mir, für die Sie intercediren, Herr Kastenvorsteher; und wenn sie meine Unterstützung verdient, so will ich sehen, was ich für sie thun kann. Dabei nickte er gnädig mit dem Kopfe und der Hand und wollte so meinen Vater entlassen.

Mein Vater lächelte, während sich sein Herz im Innersten empörte. Meine Bitte, sagte er, geht nicht auf ein einfaches Almosen, das man Einmal für allemal gibt, und dann zugleich mit dem Empfänger vergißt. — Nun auf was denn sonst? fragte der Graf mit verdrüßlichem Ernste, indem ihm die Röthe des Aergers auf die Stirn trat; auf was denn sonst, wenn ich fragen darf? — Die Person, für die ich bitte, erwiederte mein Vater, ist keine gemeine Bettlerin. Sie hat bessere Tage gesehen. — Von Stand? frug der Graf hastig. — Nicht was Sie so nennen, antwortete mein Vater; aber von einem rechtlichen, braven Stande, die Tochter rechtschaffener Eltern, selbst rechtschaffen, fleißig, fromm und von Allen, die sie kannten, geachtet, bis das Unglück über sie einbrach. — Der Graf sah verdrüßlich

vor sich hin und gähnte. Sie haben gehört, daß ich beschäftigt bin, sagte er, und machen mir da einen unendlichen panégyrique — eine ewige Lobrede einer ...... Mein Vater bat um Nachsicht, und erzählte nun, ohne einen Namen zu nennen, in gedrängtester Kürze, aber ohne einen wesentlichen Umstand auszulassen, die Geschichte der Unglücklichen, ihre Verführung, ihren Fall, ihr Elend und die Gewissenlosigkeit ihres Verführers, von welchem er als von einem ihm Unbekannten sprach. — So langweilig der Graf beim Anfange dieser Erzählung vor sich hingesehen hatte, so wurde er doch bald aufmerksam und immer aufmerksamer, und bald gerieth er bei ihrem Fortgange in die peinlichste Verlegenheit. Er wollte lächeln, aber seine Muskeln versagten ihm den Dienst; er öffnete und schloß die goldene Dose unzähligemal, drückte sie krampfhaft zwischen den Händen, und seine Füße, mit denen er anfänglich gespielt hatte, schienen erstarrt. — Er suchte sich aber zu fassen, stand auf, und sagte, nach dem Fenster gewendet, als ob auf der Straße etwas seine Aufmerksamkeit erregte, mit angenommener Gleichgültigkeit: Die Person ist zu beklagen; aber was kann ich für sie thun? — Und dann sich umkehrend und fester auftretend: Mit einem einfachen Almosen sind Sie nicht zufrieden, sagen Sie? — Dieses würde die Unglückliche nur demüthigen, ohne ihr zu helfen. Sie bedarf und verdient eine regelmäßige Unterstützung; und ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie ihr diese gewähren, da Sie von ihrem Schicksal so

ergriffen scheinen. Diese Theilnahme würde sich ohne Zweifel noch erhöhen, wenn ich Ihnen den Namen der so schändlich Verführten und Verlassenen nennen wollte — Der Graf stand auf Kohlen — Sie behauptet, von Ihnen gekannt zu seyn, mit Ihnen in Einem Hause gewohnt, für Sie gearbeitet, öfters mit Ihnen gesprochen zu haben. — Wohl möglich, sagte der Graf und wollte gleichgültig scheinen, aber seine Lippen zitterten. Mein Vater blickte ihn mit unverwandten Augen an; er konnte nicht zur Fassung kommen. Sein Zustand war peinlich. Endigen wir, sagte er zuletzt. Ich habe Ihnen schon gesagt . . . In der That, es ist sonderbar, daß Sie sich . . . . Er konnte keinen Satz aussprechen. Die Augen meines Vaters blitzten ihn noch heftiger an, und er sagte mit Ruhe: Eine Unglückliche, die es durch fremde Nichtswürdigkeit ist, ein Kind, das nur die Schuld seines gewissenlosen Vaters trägt, dem Elende, vielleicht dem Verbrechen entreissen, Herr Graf, ist Pflicht eines jeden Menschen; mehr vielleicht noch Pflicht eines Mannes von angesehenem Namen, und — eines Bekannten, Herr Graf, eines Bekannten. — Der Graf griff wieder in die Tasche. Kein Almosen, Herr Graf, sagte mein Vater mit ruhiger, aber fester Stimme. Kein Almosen; ich wiederhole es. Wollen Sie nicht in einen Gehalt willigen, auf den die Person, als Ihre ehemalige Freundin, Ansprüche zu machen glaubt, so habe ich Ihnen nichts weiter zu sagen. Ich habe noch Freunde, die sich der Unglücklichen annehmen.

Der Kaufmann ... (er nannte den Namen des Mannes, um dessen Tochter der Graf sich bemühte) ist mein Freund, und ein Freund der Armen; er wird mir, ich weiß es gewiß, meine Bitte nicht abschlagen, wenn ich ihm die Geschichte der Unglücklichen so erzähle, wie ich sie Ihnen erzählt habe. — Bei diesen Worten machte er Miene wegzugehen. Der Graf schien bestürzt; die Erfüllung der Drohung meines Vaters hätte alle seine Hoffnungen zerstört. Er faßte sich also und sagte: Wenn es eine großmüthige Handlung gilt, soll man nicht sagen, daß ich mich von irgend einem Menschen übertreffen lasse. Sie haben nicht nöthig, sich zu jemandem Anders zu bemühen. Ich bewillige einen Jahrgehalt, der mit Ablauf dieses Vierteljahrs seinen Anfang nehmen soll. — So glaubte er für's Erste die Sache von sich weg zu schieben. Mein Vater war auch darauf gefaßt. Er ließ ihn nicht los; und nach einem langen niedrigen Feilschen um die Größe der Summe und die Dauer der Verpflichtung, unterschrieb endlich der Graf ein Versprechen, das mein Vater auf der Stelle entwarf, und stellte eine genügende Anweisung aus.

Der dringenden Noth war nun freilich abgeholfen; aber die Unglückliche hatte das Maaß ihres Elendes noch nicht erfüllt. Das Gefühl ihrer Schande lastete unaufhörlich auf ihr; sie konnte die frühere heitere Zeit ihrer Unschuld nicht vergessen; sie warf sich das Unglück ihres Verlobten und den Tod seiner Mutter vor; so verlor sie Ruhe und Schlaf, und fiel endlich

in Wahnsinn. In ihrer Verwirrung klagte sie sich des Kindermordes an, und jammerte, daß sie nun zur Schande ihrer Eltern auf dem Rabensteine sterben müsse; und wenn man ihr dann, um sie zu beruhigen, das Kind zeigte, sagte sie, das sey der Engel ihres Kindes, der sie zu sich rufe; sie wollte ihm auch gern folgen, aber die drei schwarzen Finger des Grafen, mit denen er den Meineid geschworen, hinderten sie daran. Nachdem sie sich ein Jahr lang so gequält und abgezehrt hatte, kam sie plötzlich wieder zu Verstand, verlangte nach ihrem Kinde, weinte und betete über ihm, und ließ meinen Vater zu sich bitten. Diesem empfahl sie den Knaben, dankte ihm für all das Gute, was er ihr erwiesen, und sagte ihren Tod voraus. Sie starb zur bestimmten Zeit. Für ihr Kind wurde gesorgt. Es ist ein tüchtiger Handwerker geworden und ein rechtschaffener Mann.

Was den Grafen betrifft, so wurde ihm die reiche Braut, auf die er und seine Gläubiger gehofft hatten, nicht zu Theil. Um sich zu trösten, oder um sich den Augen der Leute zu entziehen, entfernte er sich auf einige Zeit, und kehrte mit einer Frau gleichen Standes zurück, die ihn in ihr Netz lockte, da er sich das Ansehen eines reichen Mannes gegeben hatte. Auch er hielt sie für reich, und beide sahen zu spät, daß sie betrogen waren. Nun gesellten sich zu der alten Hoffarth Armuth und Zwietracht; und da auch der Schein nicht mehr zu retten war, ergab er sich dem Trunke und seine Frau lief mit einem Schauspieler davon. Noch jetzt sieht man ihn bis-

weilen durch die Straßen wanken, wenn ihn ein sonniger Tag aus dem düstern Hinterstübchen lockt, in welchem er gewöhnlich sein dürftiges Alter verbirgt, und das kümmerliche Almosen, das ihm einige vornehme Familien abreichen, verzehrt.

* * *

Es fehlte nicht an Leuten, die meinen Vater tadelten, wenn sie sahen, daß er sich so für Andere abmühte, um Anderer willen sich Feindschaften zuzog, und oft selbst bei denen, für die er arbeitete, wenig Dank fand. Dann pflegte er zu sagen, er habe als Kind aus dem Munde seiner Mutter eine Geschichte gehört, die ihm immer in die Gedanken komme, wenn er Lust fühle, auf solchen Rath zu hören. Vor alter Zeit, hatte sie gesagt, lebte ein Weib, das war so glücklich mit seinem Manne, als ob es im Himmel wäre. Sie hatte keinen Wunsch als für ihn, und seine Liebe gewährte ihr Alles, was sein Herz begehrte. Sie begehrte aber nichts, als was gut war, und ihrem Manne auch Freude machte. Das ungetrübte Glück dieser Eheleute erregte den Neid eines bösen Nachbars; und dieser wußte es einzurichten, daß Räuber die Frau einst wegfingen und sie an eine einsame Insel brachten und daselbst aussetzten. Da war nun das arme Weib in seinem Elende allein, und sehnte sich nach der Heimath und dem verlassenen Gatten; und sie saß den langen Tag auf einem Felsen am Ufer und sah in das Meer nach

der Gegend hin, wo ihr Land lag, und fragte nicht nach Speis und Trank; denn ihre Sehnsucht war ihre Nahrung. Aber aus dem nackten Felsen schossen Zweige auf, und wölbten sich über ihrem Haupte, und bedeckten sich mit Blüthen und köstlichen Früchten, und ein silberheller Quell sprudelte neben ihr aus dem Gestein, und rollte murmelnd und schäumend an ihren Füßen hin in das Meer. Wie sie nun so auf dem Felsen saß, kam ein Schiffbrüchiger angeschwommen, der matt und dem Tode nah' noch mit den Wellen kämpfte; den zog sie an's Land, trocknete und erquickte ihn, und gab ihm von ihren besten Früchten; dann kam noch Einer und wieder Einer, und immer so fort, und sie zog Alle an's Ufer und hatte viele Mühe. Alle aber verließen sie, und suchten sich ein besseres Unterkommen, und die wenigsten dankten ihr; ja einige schalten sie sogar, daß sie ihnen beim Herausziehen wehe gethan. Sie aber rastete darum doch nicht, sondern rettete immer fort; denn es war ihr, als müßte sie es thun, wenn sie wieder in ihre Heimath kommen wollte. Nachdem sie das nun viele Tage und Nächte gethan hatte, schlief sie eines Abends ein; und als sie wieder erwachte, schwamm sie in einem Nachen auf dem spiegelglatten Meer, und der Himmel wölbte sich über ihr mit unzähligen Sternen, und unzählige Sterne glänzten ihr aus der Tiefe entgegen, und der Nachen eilte immer fort, und ließ eine lange silberne Furche hinter sich. Jetzt brach der Morgen an, und vom Glanze des Frühroths vergoldet, lag ein be=

kanntes Ufer vor ihr, und nahm sie auf. Es war dieß das Ufer ihrer Heimath, nach dem sie sich so lange gesehnt hatte, und auch der geliebte Gatte war wieder da; und es war Alles wieder wie ehedem voll Zufriedenheit und Freude, nur daß der böse Nachbar seitdem gestorben war. — Wenn ich so das Leben betrachte, fuhr mein Vater fort, so kömmt mir die Erde wie jenes Eiland vor, an das nur Hülfsbedürftige anschwimmen, und es ist mir, als wäre Retten und immer Retten die eigentliche Bestimmung des Menschen, der an Gott glaubt. Ich darf mich nicht umsehen, so schwimmt so ein unglücklicher Verlorner den schroffen Klippen zu, und es ist wahrhaftig nicht blos das Daseyn, was da zu retten ist. Die schlimmere Noth ist meist die im Innern verborgene, die oft ganze Geschlechter um Ruh' und Seligkeit zu bringen droht. Da ist kein Rasten erlaubt; da kann man die Hände nicht in den Schooß legen.

* * *

Zu unserm kleinen Hauswesen gehörte eine alte Magd, eine gute treue Seele. Sie war als ein Findelkind in dem Hause meiner mütterlichen Großeltern aufgenommen worden, hatte meine Mutter als Kind erziehen helfen, und war nun auch wieder meine Wärterin. Sie kannte keine Freude als ihren Dienst, den sie still und unverdrossen vor sich hin that, nur sorgend, daß ihrer Herrschaft nichts mangelte. Ihre Herrschaft und das Haus war ihre Welt. Mehrere

rechtliche Männer hatten sich in ihrer Jugend um sie beworben; sie hätte auch wohl den Einen oder den Andern leiden mögen; aber der Gedanke, ihre Herrschaft verlassen zu müssen, ließ keine Neigung bei ihr aufkommen. Hieran scheiterte jeder Rath, jede Zusprache. Sie sagte dann wohl, wie sie in die Welt geworfen worden, so wolle sie auch hinausgehen, ohne jemanden weiter anzugehören; und wenn sie nur denen treu diente, die sie als Waise väterlich aufgenommen, so werde Gott sie auch väterlich aufnehmen, wenn sie allein in seine Welt käme. In den letzten Jahren ihres Lebens erblindete sie. Dieß hinderte sie aber nicht in ihrem Dienste, nur daß sie sich bisweilen in der Zeit irrte, und schon um Mitternacht aufstand, um den Tag anzufangen. Auch da war jedes Abwehren umsonst, und wenn jemand anders ihre Geschäfte thun wollte, klagte sie bitterlich, daß man sie nöthigen wolle, denen zur Last zu seyn, die schon so viele Last mit ihr gehabt hätten. Wollte man sie also vergnügt sehen, so mußte man sie nach ihrer Weise schaffen lassen. So trieb sie es bis in ihr achtzigstes Jahr. Eines Tags, nachdem sie alle Arbeit bei Seite gebracht, und auch noch für den andern Morgen gesorgt hatte, wurde sie früher als gewöhnlich müde, legte sich nieder, schlief ein und erwachte nicht wieder.

Auch ein Kanarienvogel gehörte zu unsern Hausgenossen. Er kam eines Abends, als mein Vater unter seinen Blumen saß, von einem benachbarten Dache auf einen Rosenstock herabgeschwirrt, und

hüpfte von da meiner Mutter auf den Schooß, wo er ganz bekannt um sich her sah, und sich willig greifen ließ. Da er vergebens ausgeboten wurde und niemand etwas von ihm wissen wollte, nahmen wir ihn als einen Schützling in unsere Stube auf, und seine zahme Vertraulichkeit machte Allen, und mir insbesondere, die größte Freude. Was man ein so kleines Thier lehren kann, ohne es zu plagen, brachte ich ihm bei; einiges lernte er auch ohne Anweisung. Mein Vater war immer ein Freund der Musik gewesen und beklagte oft, keine Gelegenheit gehabt zu haben, ein Instrument zu lernen; aber er pfiff sehr gut mit dem Munde, und bisweilen, wenn er bei seinen Rechnungen saß, modulirte er so ein geistliches Lied. Unser Vögelchen saß dann auf seinem Käfich, und hörte aufmerksam zu; und eines Morgens versuchte er zu unserer Verwunderung und Freude Bruchstücke der Melodie: Nach einer Prüfung kurzer Tage. Bald hatte er es ganz gelernt. Einige Jahre darauf hatte er das Schicksal unserer guten Regine; er wurde blind; und nun sang er weniger am Tage, aber oft mitten in der Nacht. An dem Morgen aber, an welchem mein Vater zu Grabe getragen wurde, und die Leichenbegleitung auf der Straße versammelt war, stimmte der alte blinde Sänger das Lied an: Nach einer Prüfung kurzer Tage rc., und sang es ohne Anstoß aus. Wenige Stunden darauf fiel er kraftlos von seinem Sitze und war todt.

* * *

Mein Vater las gern vor. Er hatte ein leichtes und angenehmes Organ, das sich jeder Gattung des Vortrags anschmiegte und jede Farbe des Gefühls wiedergab. Einen großen Theil meines Unterrichts, den er sonst niemanden anvertraute, erhielt ich durch dieses ausdrucksvolle Vorlesen; ich selbst wurde frühzeitig darinne geübt, und wechselte späterhin oft mit meinem Vater ab. Dieser war der Meinung, daß der geistige Verkehr unter den Menschen abgenommen habe, und immer herzloser werde, je mehr das Stilllesen aufkomme. Dieses wiege den Geist in einen trägen Schlummer, während dem sich die Gedanken oft bis zur gänzlichen Formlosigkeit verdunkelten; statt daß sie durch die lebendigen Töne erweckt, belebt und befruchtet würden. — Was bei dem Einen oder dem Andern vorzüglich ansprach, wurde dann wiederholt, oft auch in das Tagebuch eingetragen, auswendig gelernt und von Zeit zu Zeit wieder vorgenommen. Sehr schnell rückten wir zwar auf diese Weise nicht vor, aber dafür verlor ich auch wenig von dem, was ich las. Fast Alles wurde mein Eigenthum, indem es sich mit dem, was ich schon wußte, verknüpfte, oder mit dem, was ich selbst dazu dachte, so verband, daß ich jetzt beides nicht mehr von einander zu sondern im Stande bin. Ein großer Theil meines geistigen Daseyns knüpft sich an solche schriftliche Uebungen, die mir zum Bedürfnisse geworden sind, und die ich deshalb unter allen Verhältnissen bis auf den heutigen Tag fortgesetzt habe. Von fast fünfzig Jahren her liegen meine Gedächt-

nißbücher aufbewahrt. Oft, wenn ich in ihnen blättere, tritt mir die Zeit, wo ich jedes schrieb, wieder lebendig vor die Seele; die Gedanken, die ich dabei niedergelegt hatte, stehen wieder auf, und es ist mir, als ob mich ein ewiger Frühling mit der ganzen Herrlichkeit seiner Blüthen und Blumen umgäbe, wenn ich diese Art von Auferweckungskunst übe. Oft überrascht mich auch das Neue, was ich gerade in dem Alleräitesten bemerke, und wie ich jetzt erst Vieles verstehe und vollständig begreife, was ich früher nur meinte zu verstehen. Wie sehr mich dieser Genuß erheitert, kann ich kaum sagen; aber er gibt mir ein Gefühl von Jugend und erhält mein Gedächtniß; und ich gestehe ohne zu erröthen, daß ich den größten Bücherschatz nicht für diese kleine Bibliothek nähme, welche die Geschichte meines innern Lebens nicht sowohl durch das, was sie mit ausdrücklichen Worten sagt, als durch das, was sie weckt und woran sie erinnert, in sich faßt.

Was übrigens die Gewohnheit des lauten Lesens betrifft, so ist es mir wohl nicht zu verdenken, wenn ich ihr mit Wärme das Wort rede, da sie die erste zufällige Veranlassung zu meinem so glücklichen und segensreichen Ehestande geworden ist. Dieses ging so zu. Unserm Hause gegen über in einem kleinen Dachstübchen wohnte ein junger Mensch vom Lande, welcher die Schule besuchte. Er machte sich uns zuerst durch seine angenehme Stimme bemerklich, die er mit der Laute begleitete; und immer freute es uns,

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

wenn noch spät in der Nacht die Töne seines einfachen und gefühlvollen Gesanges zu uns herüberkamen. Mein Vater las uns in jener Zeit Klopstocks Messias vor, welcher eine neue Erscheinung war, und uns mit seinem frommen, wunderbar reichen Inhalte, und seiner hohen, ungewöhnlichen Sprache, eine Stimme von oben und ein neues Evangelium schien. Es war Sommer, die Fenster waren geöffnet, und wir bemerkten einigemal, daß, während gelesen wurde, unser junger Nachbar am Fenster stand und aufmerksam zuzuhören schien. Eines Abends nun, als mein Vater an der Thür saß, fand sich auch der Wirth des jungen Menschen ein, erzählte von seinem fleißigen Hausgenossen, wie er mit geringer Unterstützung der Seinigen doch so rechtlich lebe, und Alles ordentlich halte; nur auf Bücher könne er nicht so viel wenden, als er wünschte. So habe er in diesen Tagen eine große Begierde geäußert, ein Buch zu haben, das die Geschichte des Heilandes in schönen Versen erzähle, und aus dem er bei uns habe vorlesen hören. Er schloß endlich mit der Bitte, die er in seinem eigenen Namen that, ob mein Vater nicht dem jungen Menschen das schöne Buch leihen wolle; für Schaden wolle er einstehen. — Niemand war bereitwilliger eine solche Bitte zu erfüllen, als mein Vater, der, begeistert wie er von dem herrlichen Gedichte war, gern die ganze Welt zur Theilnehmerin seiner Gefühle gemacht hätte. Er ging unverzüglich, dem Nachbar das Buch einzuhändigen, und dieser

eilte eben so sehr es seinem jungen Hausgenossen zu bringen, von dessen Dank und Freude, sagte er, er schon zum Voraus gewiß wäre.

Nach Verlauf von einigen Tagen fand sich der ehrliche Nachbar wieder ein, schüttelte meinem Vater die Hand und sagte: „Ihr Buch hat Wunder gethan. Es hätte wenig gefehlt, so wäre mir mein Sebastian um den Hals gefallen, als ich es ihm brachte. Seitdem geht er nicht davon, und vergißt Essen und Schlaf. Er hat uns auch daraus vorgelesen, und meine Frau sagt, es klänge wunderschön. Mir ist es zu hoch; ich kann da nicht nachkommen.“— Zuletzt bat er für seinen Sebastian um die Erlaubniß, uns das Buch selbst wieder zu bringen und sich dafür bedanken zu dürfen.

Dieser Sebastian, meine theure Henriette, ist dein Vater, und dieses war die erste Veranlassung unserer Bekanntschaft. Dein Großvater gewann ihn lieb, und da er überhaupt gern mit der Jugend verkehrte und ungemein lehrhaft war, unterhielt er sich viel mit ihm. Oft sagte er dann zu uns: eine so redliche Seele, ein so gerader, offener Sinn und ein so gesundes Urtheil ist mir nicht leicht vorgekommen. Man kann ihm durch die hellen Augen bis in's Herz sehen. Es ist Schade, daß er nicht geistlich studiren soll.

Das war denn auch des armen Sebastian größter Kummer. Sein Vormund, ein tüchtiger Jurist, hatte

ihn auch für das Rechtsfach bestimmt. Das, sagte er, nährt seinen Mann am besten, und da kann ich ihm auch forthelfen. Sein Mündel aber hatte sein ganzes Herz an die Theologie gehängt, und diese Neigung wurde durch die Gespräche meines Vaters, der noch immer mit Liebe an seinem eigenen Studium hing, täglich verstärkt. Eines Abends nun trat er mit verklärtem Gesichte bei uns ein. Ich habe Briefe von Haus, sagte er; mein alter Vormund ist gestorben; mein Wille ist nicht mehr gebunden. Ich studire geistlich. — Gott segne deinen Entschluß, mein Sohn, erwiederte mein Vater.

Von dieser Zeit an schien mein Vater seinen jungen Freund noch lieber zu gewinnen. Seine Unterredungen wurden noch häufiger und inniger, und die meisten bezogen sich auf seinen künftigen Stand. Fast kein Abend verging, ohne daß Sebastian zu uns kam, mit uns bei den Blumen saß, zur Laute sang, vorlesen hörte, oder selbst vorlas. Er war ein Theil unserer Familie geworden, und meine Eltern betrachteten und behandelten ihn wie ihren eigenen Sohn. Von einer Neigung zu mir ließ er nichts spüren. So offen er sonst auch war, so blöde war er gegen mich, und wenn er das Wort an mich richten mußte, erröthete er. Auch gingen Wochen, ja Monate hin, ohne daß wir ein Wort zusammen wechselten; zu einem Gespräch zwischen uns kam es nie. Er hat mir späterhin wohl gestanden, daß er vom ersten Anfange an eine große Liebe zu mir gefühlt habe; aber daß

die Tochter eines so ehrwürdigen Mannes, wie ihm mein Vater erschienen, ihn lieben oder ihm je angehören könne, das sey ihm nicht in den Sinn gekommen. Ich aber dachte meiner Seits: „wenn du einen Mann haben möchtest, so müßte er so wie Sebastian seyn.“ Dabei aber blieben meine Gedanken stehen. Es war mir angenehm, wenn er kam; ich vermißte ihn, wenn er ausblieb; und als er mir beim Abschied erröthend die Hand gab, ohne ein Wort zu sagen, waren mir die Thränen nah'. Daß das Liebe seyn könnte, fiel mir nicht ein; auch meinen Eltern wohl nicht. Länger als drei Jahre blieb er weg. Binnen dieser Zeit schrieb er fleißig an meinen Vater; meiner aber geschah in seinen Briefen keine Erwähnung. Ich glaubte von ihm vergessen zu seyn, und dieß wunderte mich nicht; denn als er uns verließ, war ich fast noch ein Kind. Doch that es mir weh, und ich erinnere mich gar wohl, daß mir oft im Traume die Weisen seiner Lieder vorkamen, vornehmlich die, welche Beziehung auf Trennung und Wiedersehen hatten.

Die Universitätszeit war nun verflossen; da trat er eines Abends ganz unerwartet zu uns herein. Als ich ihn erkannte, hätte ich bald in freudiger Ueberraschung ausgerufen: Ach unser Sebastian! Aber ich faßte mich bei der ersten Sylbe, und schwieg, nicht ohne Erröthen über das lebhafte Ach! — Auch er schien durch meinen Anblick überrascht; wendete sich aber gleich zu den Eltern, die ihn mit der

größten Herzlichkeit empfingen. Menschen von großer Herzensgüte werden sich durch Trennung nicht fremd; sie erkennen sich wieder an den leisesten Tönen der alten Liebe; und an ihnen und durch sie webt die Erinnerung einen Uebergang über die Kluft der Zeit. Nach wenigen Fragen und Antworten fand sich Alles wieder in dem alten Ton, und Vater Rudolph, Mutter Sabine und Sohn Sebastian schloßen sich wieder, wie vormals, als Glieder Einer Familie zusammen. Die alten Beschäftigungen und Unterhaltungen fanden wieder Platz, und damit kein Glied in der alten Ordnung fehlte, bezog der Zurückgekehrte, zur großen Freude seiner alten Wirthe, dasselbe Dachstübchen wieder, das er als Schüler bewohnt hatte.

Warum hat doch die Wiederherstellung einer alten Gewohnheit einer zufälligen Einrichtung einen so großen Reiz, ja, etwas so Rührendes, während wir doch sonst dem Neuen so nachjagen und nach Veränderung oft mit einer krankhaften Begierde trachten? Gewiß ist es nicht die Wirkung der Trägheit, die uns wohl an einer alten Gewohnheit halten, und über ihre Unterbrechung verdrüßlich machen kann; so wie auch nicht die Verknüpfung gewisser Ideen, die zwar ein Interesse haben, aber doch allein jene Erscheinung auf keine Weise erklären kann. Jene herzliche Freude, die wir fühlen, wenn das, was vorbei und aus den alten Fugen gelöst zu seyn schien, zufällig in sie zurückkehrt, sollte sie nicht mit der tiefen Sehnsucht nach dem durchaus Unveränder=

lichen zusammenhängen, als dessen Symbol das Beharrliche aus der Fluth der Erscheinungen hervortritt? Geschieht dieses durch eine unerwartete Wiederherstellung, so scheint sich um desto mehr ein Gesetz des Beharrlichen kund zu geben, das uns für das Ewigbeharrliche gut sagt. So hat auch selbst die Wehmuth über das Dahinschwinden der Dinge dennoch einen süßen Kern, indem wir das Vergehen nicht betrauern würden ohne den Gedanken an das Unvergängliche, vor dem die irdischen Dinge vorüberziehen. Dieser Gedanke ist die Folie des Spiegels der äußern Welt, der dunkle Hintergrund, der sie auffängt, und dessen Unergründlichkeit wir dann eben recht inne werden, wenn die äußern Erscheinungen hell und flüchtig über ihn hingleiten. Wie dem aber auch sey, oft und viel hab' ich erfahren, wie ein unerwartetes Wiederkehren des Alten erfreut; und so schien uns jetzt erst Sebastians Rückkehr recht erfreulich, da er seine vorige Wohnung wieder bezogen hatte, und uns mit seinem leisen Gesange zur Ruhe begleitete.

Unser Verhältniß blieb noch geraume Zeit, wie es gewesen war. Seine Schüchternheit gegen mich hatte sich indeß etwas gemindert; er richtete das Wort öfter an mich, und zog mich gern in's Gespräch. Es schien ihn zu freuen, wenn ich ihm beistimmte; und ich will nicht leugnen, daß, wenn ihm meine Aeußerungen gefielen, ich besser mit mir zufrieden war. So geschah es bei diesem gegenseiti=

gen täglichen Verkehr, daß wir unsere innersten Gesinnungen über Alles, was den Menschen das Wichtigste und Heiligste ist, auf das Vollkommenste kannten, unser eigenes Verhältniß zu einander ausgenommen. In der Stadt hielt man uns schon längst für verlobt; wir waren es auch nach unsern Gesinnungen, und, wie man zu sagen pflegt, vor Gott; aber wir wußten es nicht. Nie hatte er von Liebe gesprochen, und wie sein Mund, so waren auch seine Blicke zurückhaltend. Nur einmal erinnere ich mich, daß ich zufällig von der Arbeit auffah, und bemerkte, daß seine Augen auf mir ruheten. Ich erröthete; auch er erröthete. Dieß war den Tag vor seiner Erklärung.

Sebastians Wunsch, in ein geistliches Amt zu treten, wurde früher erfüllt, als er gehofft hatte. Die Gemeinde in Mainau, wo er bisweilen gepredigt hatte, erbat sich ihn, bei dem Tode des alten Pfarrers, zum Seelsorger. Er selbst würde sich keinen Ort lieber gewählt haben. Der Wunsch der Gemeinde wurde erfüllt. Nie werde ich wieder eine so tiefe und anhaltende Freude sehen, als die seinige war. Die ganze Zeit, welche zwischen seiner Ernennung zum Amte und dem Tage der Einführung lag, war nur Ein Festtag für ihn. Die Sonne ging ihm zu langsam und zu schnell. Der Tag schien nicht kommen zu wollen, der ihn in die erwünschte Thätigkeit setzte; und doch war es ihm, als ob er nicht Zeit hätte, für Alles, was er dachte und fühlte, hoffte und wünschte.

In dieser Zeit warb er um mich. Er schien froh überrascht, als ich ihm Ja sagte; mir aber war es eben, als ob es nicht anders seyn könnte. Jedes sagte dem Andern herzliche Liebe zu, und wir fanden erst jetzt, nicht ohne frohe Verwunderung, wie lange wir uns schon geliebt hatten. Am Tag vor seiner Einführung verlobten wir uns. Mein Vater legte unsere Hände zusammen, und, indem er meiner Mutter die Hand über die unsrigen hinreichte, sagte er: Gott gebe Euch so reichen Frieden, wie er uns gegeben hat. Und meine Mutter sprach Amen.

Dieser Tag war nun wohl einer der Feiertage meines Lebens, deren Andenken ich mir so gern zurückrufe, und die wie einfache Bilder harmlosen Glücks hell und anmuthig vor meiner Seele stehen, ob ich sie schon nicht beschreiben und schildern kann. Ich war tief in meiner Seele glücklich, und da ich die vollkommenste Ueberzeugung hatte, daß mein Ehestand Gottes heilige Fügung sey, so fühlte ich über die Ungewißheit der Zukunft nicht die mindeste Unruhe. Gewohnt, jeden Tag zu nehmen, wie er kam, mich des Guten zu erfreuen, das Böse durch Ergebung und Geduld zu besiegen, bat ich Gott nur um Kraft zur Erfüllung meiner heiligen Pflichten, und ich zweifelte nicht an der Erhörung eines Gebets, das aus meinem tiefsten Herzen kam. Ohne mir eine Kraft zuzutrauen, die ich noch nicht geprüft hatte, wußte ich doch, daß Gott in den Schwachen mächtig ist; ich vertraute auf den Segen meiner Eltern, und

auf das Beispiel der glücklichen Ehe, die ich täglich und stündlich vor Augen sah. Der Gedanke, daß die meinige unglücklich werden könnte, kam mir kaum in den Sinn. Alles Andere hatte ich ruhig in die Hand der ewigen Liebe gelegt.

Die Nacht, obgleich schlaflos, verging mir doch schnell, und als die ersten Strahlen des Morgens dämmerten, waren wir Alle im Hause wach. Sebastian, der schon am Abend auf seine Pfarre gegangen war, erwartete uns. Um sechs Uhr brachen wir auf. Auch die gute blinde Regine blieb nicht zurück. Sie hielt sich an meine Hand und sagte: „es verlange sie doch zu sehen, wo ihr Aennchen hinkäme.“ Ach sie hatte so lange nicht die freie, frische Luft des Feldes geathmet, noch das Rauschen der Bäume gehört; und da sie so an den duftenden Büschen hinging, und ich ihr einen Blüthenzweig in die harte Hand legte, und die frische Morgenluft Blumendüfte und Vogelgesang und Brüllen der Heerden herbeiwehte, da sagte sie: „es wäre ja wie im Himmel.“ Ach uns, die wir sehen konnten, kam es noch mehr so vor.

So nah' auch Mainau der Stadt liegt, so war ich doch nie dahin gekommen. Das Herz schlug mir, als wir uns näherten; und wie beim Austritt aus dem Thal das Dörfchen vor uns lag, vom Glanze der Morgensonne übergossen, rund um mit Blüthen-Bäumen, wie mit Sträußern, umpflanzt; die kleine freundliche Kirche in der Mitte, und das neue Zie-

geldach der Pfarre durch die grünen Zweige mächtiger Linden blickend — da mußt' ich still stehen, und die Thränen in meinen Augen zerdrücken. Es ist wohl recht schön? fragte meine blinde Begleiterin. Wunderschön, sagte ich leise. Und da kamen der guten Alten auch Thränen in die Augen, daß sie es nicht sehen konnte. Es war seit ihrem Erblinden das Erstemal.

Am Eingange des Dorfes kam mir der Verlobte entgegen. Er konnte nicht viel sagen; sein Herz war, wie das meinige, bewegt, und bei der leisesten Berührung floß es durch die Augen über. So eben hatten ihn die Aeltesten der Gemeinde begrüßt und ihm Glück gewünscht. Sie hatten ihm gesagt, sein Vorgänger habe sein Amt fünfzig Jahre lang mit Segen unter ihnen verwaltet, und zeuge jetzt von ihnen und ihren Vätern vor Gott. Fast zweimal habe sich die Gemeinde in dieser Zeit erneuert, und sie sey immer eine gute Heerde gewesen, so wie ihr Führer ein guter Hirt. Sie versprächen sich dasselbe von ihm, und gelobten ihm christlichen Gehorsam in Allem, was Recht wäre. — Er sagte nicht, was er geantwortet; aber ich hätte es sagen können, wenigstens in seinem Sinne.

Als wir durch das reinliche Dorf gingen, standen die Leute vor den Häusern im Sonntagsputz, und von allen Seiten hörte ich: „das ist die Braut! das ist unsere künftige Pfarrin.“ Ein kleines rothbäcki-

ges Mädchen kam über den Weg gesprungen, und gab mir, mit einem freundlichen Da! ein Rosen-Paar, das an Einem Zweige hing. Ich bückte mich, um das niedliche Kind zu küssen; aber es entschlüpfte mir, und stellte sich von fern, um uns in das Pfarrhaus gehen zu sehen, das uns aus seinem Linden-Schatten heraus mit seinen hellgewaschenen Fenstern gar freundlich anschaute und zu sich einzuladen schien. Auch das Innere war freundlich, wenn schon öde; denn der ganze Hausrath des neuen Insaßen hatte eben zur Ausstattung der kleinsten Stube genügt. Die Küche aber hatten die Bäuerinnen ausgeputzt; und was den innern Wänden an Schmuck fehlte, ersetzten an den äußern die blühenden Kirschbäume, die ihre Zweige wie Kränze um die Fenster wanden, und die Weinstöcke, welche die ganze Mittagsseite mit ihrem breiten Laube herrlich überlegt hatten. Sebastian zeigte mir Alles; nur zu Einem Fenster führte er mich nicht, das sich an der Rückwand seines Stübchens öffnete. Als ich aber von selbst daran trat, und auf den Kirchhof hinaussah, der rund um mit Thränenweiden bepflanzt und mit Blumenbüschen verziert, einem Garten Gottes glich, und meine Blicke sich auf ein Grab hefteten, das mit frischen Blumen übersät war, da trat der Verlobte zu mir, und sagte mir, hier schlafe sein Vorgänger, und in derselben Reihe noch zwei andere würdige Pfarrherren, und neben jedem sein Weib. — Und jenes offene Grab, nicht weit davon? fragte ich. Das ist

einer Wöchnerin, antwortete er, die heute hineingelegt wird. Ihr Kind taufe ich nach dem Gottesdienste. Die Augen waren mir schon lange übergegangen. Da fiel er mir um den Hals und küßte mich. Das war der erste Kuß, den er mir gab.

Die Kirchzeit kam herbei; die Glocken läuteten; von allen Seiten strömte es zu, auch aus den benachbarten Dörfern. Kopf an Kopf standen sie, und füllten die Stände. Mir, meiner Mutter und unserer Begleiterin hatten sie einen Stand frei gelassen, und ich fand auf meinem Platze einen weißen Lilienstengel, wie ein verkündendes Zeichen unschuldiger Liebe. Dieses Zeichen hat nicht getäuscht. Wie an dem ersten Tage, hab' ich bis zum letzten hin Liebe erfahren und herzliche Theilnahme in Freud' und Leid. Es war weniger eine Gemeinde als eine Familie, die von ihren geistlichen Hirten mehrere Geschlechter hindurch erzogen, mit einfacher und sanfter Lehre gebildet, und mit dem ersten Gebote des Christenthums: „Liebet Euch unter einander," erfüllt worden waren. Keine Gemeinde im ganzen Lande gab der Obrigkeit weniger zu thun, als die Einwohner von Mainau. Streit war selten, und wenn ein Streit entstand, wurde er meist von den Aeltesten geschlichtet; und man wußte kein Beispiel, daß Einer ihren Aussprüchen den Gehorsam verweigert hätte. Die Arbeitsamkeit der Mainauer war nicht weniger berühmt, als ihr friedlicher Sinn. Es gab daher keine Armen unter ihnen, die dem Orte zur Last gefallen wären.

Trunkenheit und grobe Laster kannte man nur aus dem Verbot, nicht aus Erfahrung.

Das Beispiel unserer Mainauer, welchem auch einige benachbarte Orte mit glücklichem Erfolge nacheiferten, konnte die Ueberzeugung geben, daß die einfache Lehre des Christenthums, als Mittel der Erziehung, die wahrhafte Erlöserin vom Bösen ist, und daß ein Prediger, wenn ihn der rechte Eifer beseelt und durchdringt, damit Wunder thun kann. Mein Vater war auch dieses Glaubens. Er hatte ihn in Franckens Schule eingesogen, und durch Franckens Beispiel bewährt gesehen. Nur denke man nicht, pflegte er zu sagen, daß das Wort für sich allein Wunder thue; dafür ist dem Menschen eine lebendige Seele gegeben, daß das Wort durch sie lebendig werde. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Ist nun der Geistliche ein dürres, unfruchtbares Holz, wie kann er da Früchte zeigen? Und wenn der Laie nicht Früchte der Lehre an dem sieht, der sich rühmt zu ihrer Verbreitung von Gott berufen zu seyn, wie kann er da glauben? Wenn ich also höre, daß irgendwo ein Geistlicher über seine Gemeinde klagt, und, wie es wohl geschieht, sie Bösewichter und Lotterbuben schilt, die gar nicht verdienten, daß man sich für sie mit Lehren und Predigen bemühe, so weiß ich schon, an wen ich mich zu halten habe, und beklage die Verwirrung derer, welche die Nachfolge Christi predigen sollen und sich so viel besser dünken als Er. Warum strömen doch selbst wilde und rohe Völker

der christlichen Lehre zu, wenn sie ihnen nur mit dem rechten Eifer gepredigt wird? Der rechte Eifer aber kömmt aus der rechten Ueberzeugung, und was vom Herzen kömmt, geht zu Herzen. Jeder Frohndienst wird schlecht verrichtet; der schlechteste Fröhner aber ist der Pfarrer, der nur um Sold lehrt. Christus ging arm durch die Welt und in Knechts Gestalt; auch seine Jünger waren arm. Alles hatten sie an ihren Beruf gesetzt, und von diesem hohen Berufe getrieben, zogen sie durch die Welt und streuten den Samen der heilbringenden Lehre aus. Ansehen, Würden, Gewinn suchten sie nicht. Auf Erden war ihr Lohn das Kreuz, Banden und Schmach; aber sie sahen hinauf und überwanden die Welt. Wie ist es aber, wenn der Pfarrer nur die Einkünfte seiner Stelle berechnet, jedem Gewinn mit Begierde nachjagt, und mit seinen Pfarrkindern um den Zehnten und kleine Vortheile hadert, die Armen gering hält, wenn sie gleich fromm sind, den Reichen aber, wie ruchlos er auch sey, besser ehrt, weil er besser opfert? Soll aber der Pfarrer mit den Seinigen darben, möchtet ihr fragen? Ich glaube nicht, daß es eine Gemeinde in der Welt gibt, die einen wahrhaft christlichen Pfarrer, der sein Amt nicht lässig treibt, darben läßt. Was aber Christus zu seinen Jüngern sagt: Nehmet mein Kreuz auf euch und folget mir nach; das ist zuerst und vor Allen zu den Lehrern und Predigern gesagt. Nicht auf Genuß, Wohlleben und äußere Güter wies er hin, sondern

auf das Reich seines Vaters im Himmel. Dieses Reich wird durch Entsagen und Dulden gewonnen. Wie kann aber der auf den Weg des Duldens weisen, der um das Irdische hadert; und wie mag die Gemeinde seinen Worten glauben, wenn die That das Wort Lügen straft? Und sät nicht durch solchen Zwiespalt, der überall ärgerlich und verdammungswerth ist, der als Lehrer des Glaubens Berufene den sträflichsten Unglauben aus, und vernichtet, so viel an ihm ist, die Kraft der Lehre von Erlösung und Heiligung? Wo bleibt da das Gewissen und die Furcht vor Gott? Auch Hoffarth und eitler Dünkel soll fern seyn von den Lehrern des göttlichen Worts, welches das Wort der Demuth ist. Durch Demuth siegte das Christenthum über die irdische Macht, und gewann die Herzen der Völker und ihrer Führer; durch Demuth geht der Mensch ein in Gottes Reich; den Hochmüthigen stößt Gott von sich. Auch ist durch Hochmuth das Christenthum entartet, und indem es sich von dem unsichtbaren Reiche Gottes zu einer sichtbaren und irdischen Macht gewendet, ist es zum Heidenthum geworden. Freilich ist es ein hoher Beruf, Andern den Weg des Heils zu zeigen; aber nur herzliche Demuth macht seiner würdig; und die kann dem nicht fehlen, welcher weiß, wie schwer die Rechenschaft ist, die er einst Gott zu geben hat. Es ist ihm Viel anvertraut; darum wird auch Viel von ihm gefordert werden. Wie es aber das schwerste Amt ist, so ist es auch das erfreulichste, und macht

mehr als jedes andere schon hienieden selig. Gottes Liebe ist es, welche die Verkündiger seines Wortes auf Erden sendet; ein Herz aber, in welchem die Liebe lebendig ist, trägt das Himmelreich in sich. Es theilt es auch Andern mit; und diese Mittheilung einer lebendigen Liebe zu Gott ist der Andacht Ziel und Ende. Nur wähne keiner geben zu können, was er nicht selbst hat. Schöne Worte machen es nicht aus. Und wenn einer mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wär' er ein tönendes Erz, und nicht besser zu achten, als die Glocken, die nur zum Gottesdienst rufen, ihn aber selbst nicht mitfeiern.

Dieses und Aehnliches sagte mein Vater oft, und wie er gegen die schlechten Hirten eiferte, die nur sich weiden und ihre Heerde versäumen, so feierte er den Ruhm würdiger Geistlichen, und ehrte sie mit Worten und Thaten, so viel er vermochte. Dieß waren aber auch die Gesinnungen, die meinen Sebastian beseelten, und wenn mein Vater in diesem Sinne sprach, sah man wohl, wie jedes Wort in seiner Seele ansprach, und hier befreundete Gedanken und eine gleiche Stimmung fand. Von diesem frommen Sinne war auch die Predigt erfüllt, mit der er sein Amt begann. Er zeichnete sich den Weg vor, den er wandeln wollte; schilderte die Schwierigkeiten des geistlichen Amtes, die geistigen Kräfte, die es fordere, die Verantwortung, die es auflege, und wie keiner hoffen könne, ohne Gottes besondern

Beistand und Segen, seine Pflicht recht zu erfüllen. Dann sprach er aber auch von den Freuden, die ein mit Segen geführtes geistliches Amt in sich trage, feierte das Andenken seines frommen Vorgängers, und betete zuletzt so schön um gleichen Segen für sich, und gelobte mit so tiefem Gefühl, das aufgegebene Werk unverdrossen zu treiben bis in den Tod, daß die meisten seiner Zuhörer in großer Bewegung von ihren Sitzen aufstanden, und doch in dem ganzen gedrängten Haufen eine so tiefe Stille war, daß selbst die Thränen gehört werden konnten, die von den Wangen der Meisten floßen.

Nach geendigtem Gottesdienste wurde das Kind zur Taufe gebracht, dessen Mutter zu Hause auf der Bahre lag. Der Vater erschien in tiefer Trauer; das Kind aber bunt geschmückt, als an seinem ersten und schönsten Feste. Schlummernd lag es auf den Armen der Wehmutter; schlummerud empfing es das Bad der Weihe. Eh' er es ihm gab, bemerkte Sebastian, wie bedeutend sich seine Amtsführung mit der Aufnahme eines neuen Gliedes der Gemeinde in das geistige christliche Leben, und mit dem Austritte eines Andern anfange, wie auch hier Freud' und Leid und die merkwürdigsten Erscheinungen des Lebens durch das Christenthum verknüpft, und als ein frommes Opfer vor dem Throne der ewigen Liebe niedergelegt und geheiligt würden. Dann wendete er sich an das Kind und sagte: „Wie sich deine Augen dem irdischen Lichte geöffnet haben, so sind die Augen der

Mutter, die dich gebahr, dem ewigen Lichte aufgeschlossen worden. Damit auch die deinigen einst das Licht schauen mögen, zeiget dir Christus den Weg. Schlummernd empfängst du sein Heil; und wenn er dir, ehe du zum Bewußtseyn erwachtest, die Pflegerin deiner Kindheit aus unerforschlichen Absichten nahm, so bietet er sich dir selbst zum Führer an, und ruft Andere herbei, die dich, um seiner Liebe willen, als ihr geistiges Kind pflegen werden. Um Christi willen und von dem Geiste Gottes erleuchtet, werden sie dich den Weg der Weisheit führen, und dich abhalten von dem Pfade, der zum Verderben leitet. Sie werden dich lehren, das Böse der menschlichen Natur zu besiegen, und der Erlösung theilhaftig zu werden. Sie werden dir Beispiel und Muster der Frömmigkeit seyn; und wie sie dir hienieden vorgeleuchtet haben, so werden sie einst bei Gott, an jenem Tage der Rechenschaft, von dir zeugen, und du wirst Gott mit ihnen loben."

Diese Worte, so wie Alles, was mein Sebastian an diesem Tage sagte, hat sich meinem Gedächtnisse eingeprägt, ohne daß ich die Absicht hatte es zu behalten, und ich darf glauben, daß noch viele andere seiner Zuhörer in dem nämlichen Falle waren. Mit derselben Andacht aber, mit der er an diesem festen Tage den Eintritt in sein Amt feierte, hat er es die ganze Reihe von Jahren verwaltet, in welcher ihm Gott für seine Gemeinde zu wirken verstattete. Immer sah er dem Sonntage mit Verlangen entgegen,

und wie zahlreich auch oft die geistlichen Handlungen waren, die er außerdem zu verrichten hatte, so kam ihm nie eine Klage über lästige Arbeit in den Sinn; vielmehr dankte er Gott, der ihm so reichliche Gelegenheit gebe, Samen des Guten auszustreuen. Und wahrhaftig, seine Mühe war nicht verloren. Ich will nicht davon sprechen, daß sich der gute und fromme Geist, welcher die Gemeinde beseelte, auch unter seiner Amtsführung, selbst in der Zeit der härtesten Prüfungen und des größten Mangels, bewährte; aber ihm selbst wurde durch diese treue Erfüllung seines Berufs die Freudigkeit und der Friede befestigt, welcher höher ist, als alle Vernunft, und nur aus dem Bewußtseyn der erfüllten Pflicht und der Eintracht unsers Willens mit dem göttlichen Gebote quillt. Nie hab' ich ihn unmuthig gesehen, nie heftig und ungestüm; auch bei körperlichen Leiden verließ ihn die stille Heiterkeit nicht und der milde Sinn, nach dem er frühzeitig gerungen hatte, der in sein ganzes Wesen übergegangen war, und sich auch in seinen Mienen und dem Tone seiner Stimme kund gab. In den Zeiten der Noth lebte er wie der Aermste, um nur den Aermsten zu helfen; und wo er eintrat in die Hütte des Hungrigen und Nackten, brachte er nicht blos geistlichen Trost. Was Er nicht vermochte, that er mit Hülfe der Reichen, die ihn gern zum Ausspender ihres Ueberflusses machten; denn die weltlichen Güter, die ihm in wohlthätiger Absicht anvertraut wurden, verwaltete er mit nicht

geringerer Gewissenhaftigkeit als die geistlichen. Ungetrübt aber blieb sein Glück nicht ganz. Der Beifall, den seine Predigten fanden, und der immer theils aus der Stadt, theils aus der Umgegend viele Zuhörer herbeizog, erregte Mißgunst bei einigen Predigern der Stadt, welche ihre Kirchen bisweilen verlassen sahen. Die Lehre meines Mannes wurde verdächtig gemacht, und ihm wegen vieler Dinge, die er verschuldet haben sollte, Verantwortung abgefordert. Mein Mann legte, wie Alles, so auch diese Sache in Gottes Hand; verantwortete sich mit Ruhe und dem Bewußtseyn der Unschuld; that das Seinige nach wie vor, und sagte Niemanden etwas von der verdrüßlichen Sache. Aber seine Gegner, die den Sieg erzwingen wollten, sprachen laut und dreist von strafbarem Irrglauben und möglicher Absetzung; und diese Rede kam aus der Stadt der Gemeinde zu Ohren. Da gerieth Alles in Bewegung. Die Gemeinde versammelte sich, und nach einer kurzen und stürmischen Berathung kamen die Vorsteher zu meinem Manne, und erklärten, daß sie, von der unerschütterlichsten Verehrung gegen ihn beseelt, beschlossen hätten, Abgeordnete nach der Residenz zu schicken, und zu erklären, daß, wenn man ihnen ihren Pfarrer nähme, sie auch keine Abgaben entrichten würden. Wie mein Sebastian diesen Antrag aufnahm, brauch' ich wohl kaum zu sagen. So sehr ihn auch die Anhänglichkeit seiner Gemeinde rührte, so mußte er doch jetzt sein Gefühl verbergen, um sie mit nach-

drücklichen Worten zu schelten, daß sie einem Gedanken hätten Raum geben können, der an sich höchst strafbar und aufrühreriſch, ganz gegen ihre Absicht wirken und seinen Anklägern Waffen gegen ihn in die Hände geben müßte. Er verwies ihnen daher ihren Beschluß mit solchem Nachdruck, daß ihn die alten Männer mit Thränen in den Augen um Verzeihung baten, ihr Vergehen eingestanden und beschämt wegschlichen, um der noch versammelten Gemeinde das Urtheil und die Meinung ihres Pfarrers kund zu thun. Die Entscheidung der Sache blieb nicht lange aus. So wie das Ungestüm, mit dem die Gegenpartei ihr Ziel zu erreichen suchte, der Regierung ihre Absichten verdächtig machte, sprachen die ruhigen Eingaben meines Mannes zu seiner Gunst, und der König schrieb an das Consistorium der Provinz zurück, sie sollten bei seiner höchsten Ungnade den Pfarrer von Mainau in Ruhe lassen; er sey ihm als ein rechtschaffener Mann bekannt, und es würde besser mit der Gottesfurcht stehen, wenn alle Pfarrer im Lande ihren Beruf erfüllten wie er. So endigte diese Sache. So sehr sie meinen Mann wegen ihrer möglichen Folgen, wenigstens in einzelnen Stunden beunruhigte, so konnte sie doch die heitere Fassung seines Gemüths nicht stören. Er vertraute auf Gott und das Zeugniß seines Gewissens. Nie sprach er in dieser Zeit ein feindliches Wort gegen seine Verfolger aus; und als die Sache niedergeschlagen war, erwähnte er des königlichen Handschreibens selbst ge-

gen seine vertrautesten Freunde nicht. In Lehre und Wandel blieb er sich gleich.

Der feierliche Sonntag, dessen Beschreibung ich durch weit spätere Begebenheiten unterbrochen habe, endigte mit dem Begräbnisse der Wöchnerin und der Rede an ihrem Sarge fast allzuschön. Der Abend war dem Morgen ähnlich, nur lieblicher. Still senkte sich die Sonne den blauen Bergen zu, wo ein zartes Gewölk ihr ein weiches Lager auf purpurnen Flaum zu bereiten schien. Wie ein fliegendes goldnes Haar zogen ihre breiten Strahlen über die Gräber hin; leise nur bebten die Thränenweiden bei den Athemzügen der Luft, die an jeder Blume und Blüthe weilte, und die süßesten Düfte des Frühlinges in sich zog, um sie freigebig wieder auszuspenden. Von oben sah der Himmel hell und blau in das offene Grab, das mit Blumen bestreut, einer zu früh Entschlafenen die kühle Ruhestatt bot. Auch der Weg nach dem Grabe hin war mit Blumen bestreut, und als der Sarg unter den Bäumen hinschwankte, die den Eingang des Kirchhofs beschatten, fielen die Blüthen wie Schneeflocken auf das schwarze Tuch, und schmückten es schöner, als die silbernen Thränen, welche die kalte Hoffarth der Vornehmen in die Leichentücher stickt. Zahlreicher aber als die Blüthen fielen der Entschlafenen die Thränen der Versammlung, als mein Sebastian über ihr betete, ihren weinenden Gatten tröstete, und Alle auf den Himmel wies, wo einst die Frommen, alles irdischen

Jammers vergessend, in überschwenglicher Seligkeit, Gott auch für die Leiden preisen werden, die nur in dieser irdischen Beschränkung ein Uebel scheinen, jenseits des Grabes aber zur Freude werden.

Ende des ersten Buchs.

II u. III Buch s. III Band.

Liebe am Hofe.

Briefe.

O quante sono incantatrici, o quanti
incantator fra noi, che non si sanno;
che con lor arti uomini e donne, amanti
di se, cangiando i visi lor, fatto hanno.
Non con spirti costretti tali incanti,
nè con osservazion di stelle fanno;
ma con simulation, menzogne e frodi
legano i cor d'indissolubil nodi.

Orlando fur. canto VIII.

Mathilde an Amanden.

Habe Dank, meine geliebte Amande, für Deinen freundlichen Brief, für die milden Worte, mit denen Du den Krampf meines Herzens gelöst hast. Der dumpfe Schmerz kann sich wieder in Thränen brechen, und nachdem ich mich selbst verloren hatte, hab' ich mich in dem deutlichen Bewußtseyn meines Schmerzes wiedergefunden. Mein ganzes Wesen war erstarrt; hart stieß ich alles Mitgefühl weg; ich klagte die Menschen der Unbarmherzigkeit an und wetteiferte mit ihnen. Da kamen Deine milden Worte aus der Ferne, meine Amande, und Deine Liebe wehte mich an wie die Luft einer andern, von menschlicher Willkühr freien Welt. Das war seit langer Zeit die erste Freude, die ich von Menschen empfing. Ich schlug meine Blicke, die nun so lange schon in die Tiefe meines Jammers schauten, zu Dir auf; ich warf mich an Deine Brust und fühlte die Schläge eines theilnehmenden Herzens; und da erhoben sich — ach nach langer Zeit! — meine Augen, beschämt und reuevoll zu Gott, und suchten Erquickung und Trost an der Quelle der ewigen Liebe.

Zum Erstenmal, seit der Entscheidung meines Geschicks, tönte es in meinem Innern wie Ergebung — Unterwerfung unter das harte Gebot. Meine Thränen floßen ohne Maaß, und ich bat Gott um die Kraft, ihm allen Stolz, alle Bitterkeit meines Herzens ohne Rückenhalt darzubringen.

Ein Knabe aus der Nachbarschaft, den ich mir hatte holen lassen, um doch etwas Beruhigendes in meiner Nähe zu haben, saß spielend zu meinen Füßen am Boden. Als er mich weinen sah, blickt' er mich mit großen Augen an, streckte die Hände nach mir aus und verlangte auf meinen Schooß. Und als ich ihn heraufgenommen, schlang er die Arme um meinen Nacken, drückte die glühende Wange an mein Gesicht, und fing zu weinen an. Ach er wußte nicht, weshalb er weinte, und doch wurde sein Jammer so heftig, daß er schluchzte, und das Gesicht an meiner Brust verbarg — bis er mich endlich mit nassen, halbgeschlossenen Augen freundlich ansah, wieder an meine Brust zurücksank, und sanft entschlief. Ich legte ihn neben mich, und nun schläft er noch mit den glühenden Wangen fort, ohne zu ahnden, wie tief mich diese bewußtlose Liebe gerührt hat. Es war aber noch mehr als das. Oder war nicht in diese wenigen Augenblicke die Geschichte eines ganzen Lebens zusammengedrängt? Erst die tändelnde, spielende Lust an irgend einem Aeußern, das wir uns aneignen und mit unserm Innern umfassen; dann allerlei Noth und Jammer, bald selbstgeschaffen, bald von Außen herbeigeführt — endlich der lange, tiefe,

traumleere Schlaf, der von nichts weiß, und uns aus der Zeit heraus in das unbekannte Land hinüber wiegt. — Tröstend aber ist das nicht: schmerzlich vielmehr. Was an den Kindern so herrlich ist, eben diese bewußtlose Unschuld, dieses unbefangene Hingeben an die Gegenwart, das hat die Zeit uns geraubt; und was wir dafür zum Ersatz bekommen, ist so viel als nichts. Wir sehen vor uns und hinter uns — aber wie weit denn? Nur so weit, um uns mehr zu ängstigen, oder um mit einer eiteln Freude, die der nächste Augenblick zerstört, das Leben, wie ein Grab, zu bekränzen. Wie viel ist denn also unsre Weisheit mehr werth? Nicht einmal das nächste Böse zu vermeiden lehrt sie uns. Wir heben den Fuß bedachtsam auf, aber ob wir ihn auf festem Boden niedersetzen werden, wissen wir nicht. Fallen wir etwa weniger als das Kind? und ist nicht oft Ein Wanken, Ein Straucheln genug, um ein ganzes Leben aus dem Gleichgewicht zu bringen?

Es sind noch nicht vier Jahre her, da war ich auch recht glücklich, recht nach kindlicher Weise glücklich. Die ganze Welt war mein. Ich sah in weiter weiter Ferne einen Himmel der Freude über den andern, und wo sich die Aussicht schloß, malte ich den dunkeln Grund mit aller Herrlichkeit glänzender Farben, die ich in meinem glücklichen Herzen fand. Das war die Kindheit meiner Liebe. Nun bin ich mit einemmal erwachsen, und habe, zum Ersatz des entrissenen Glücks, die Erkenntniß eines Jammers, der weder Maaß, noch Gränzen hat. Freilich weiß

ich jetzt, wie eitel mein Glück war; auch wohin es gegangen und wie ich es verloren, weiß ich. Aber was hilft mir dieses trostlose Wissen? Droht es mir nicht, den letzten Ueberrest des Glaubens zu nehmen, und den Funken der Liebe gewaltsam zu ersticken, der sich etwa noch in dem erkälteten, starren Herzen verbirgt? Und was wäre ich dann, Amande? Was wäre mein Leben dann?

Und doch muß ich meine Blicke immer zurückwenden nach dem, was mich quält, und es immer von neuem durchdenken und von neuem durchweinen. Das ist das trostlose Geschäft meiner einsamen Tage; der ewige Traum meiner langen fieberhaften Nächte; und jeder Gedanke, den ich gewaltsam auf die Gegenwart oder die Zukunft richte, kehrt sich doch wieder nach der Vergangenheit um. — Es war auch, wie jetzt, im Mai, als ich ihn zum Erstenmal sah; diese Bäume hatten auch, wie jetzt, den unschuldigen Schmuck ihrer Blüthen angelegt; der Himmel sah eben so klar und liebend herein; aber wie köstlich auch der Frühling blühte, ich vergaß ihn über den Mann, der in diese Herrlichkeit der Natur wie ihr Gebieter trat. Ich will es Dir nicht verbergen, daß mich die Hoheit seiner Gestalt schon gewonnen hatte, ehe mich seine Worte bezwangen; aber seine Worte hätten mich bezwungen, wäre mir auch seine Gestalt verborgen geblieben. Wie oft, wenn er neben mir saß, und sprach, hab' ich die Augen geschlossen, um nur recht ungestört die Süßigkeit seiner Worte zu genießen, die wie der frische, labende Blumenduft in

meine Brust hinabglitten, und mein Herz so wunderbar bezauberten, daß ich nicht mehr mich selbst, sondern nur ihn darinne fand. Und doch war das, was mich mit solchem Zauber hielt, nur ein Spiel. Diese süßen, begeisterten Worte säuselten nur von seinen Lippen; sein Herz wußte nichts davon, wie das besaitete Holz nichts von den schmelzenden Tönen weiß, die ein geschickt geschwungener Bogen aus ihnen zieht. Nur um der Wirkung willen übte Lothar die verrätherische Kunst, und ich gab mich mit kindischem Sinne seinem Spiele hin. Doch warum mich anklagen über das, was ich nicht ahnden konnte, und was mich so glücklich machte, als ob es Wahrheit wäre. Wär' ich nicht mehr anzuklagen, wenn ich diesem kunstvollen Spiele hätte mißtrauen, und unter so glühenden Worten die tiefe Kälte seines Herzens hätte ahnden können? — Nein! Nein! — Alles, was mich jetzt noch trösten könnte, ist ja eben jene unschuldige Freude, mit der ich mich ihm so vertrauensvoll hingab. Es war ja eben die höchste Seligkeit meiner Liebe, daß ich so frei von allem Zweifel an seinem Herzen lag; daß ich fest an die Fülle seiner Liebe glaubte, und nur etwa meinte, ich sey als die schwächere Hälfte leichter berauscht. Denn freilich war es mir manchmal doch, als zöge über den funkelnden, bestirnten Himmel seiner Liebe eine kühlere Luft; aber es machte mich nicht irre. Ich nahm unbedingt an, und es gehörte zu dem Wesen meiner Liebe, es anzunehmen, daß Lothars Liebe der meinigen gleich sey. Daß ich sie inniger

äußern konnte, erfreute mich; ihn aber achtet' ich nur höher wegen seiner größern Besonnenheit. Warum hat diese Täuschung nicht dauern können? Warum kann sie nicht wiederkehren? Ich verlange ja nur Wahn und Täuschung; nur den Glauben an den Betrug ruf' ich zurück. — Ach was ist der Mensch, daß ihn Täuschung, Wahn, Betrug — verhaßte Namen! — so selig machen können? und was ist das Leben für ein erbärmliches Gewebe, wo Wahn der Aufzug, Betrug der Einschlag ist; und da, wo das elende Gespinnst zerreißt, nicht die Wahrheit, sondern ein bodenloses, unendliches Nichts hindurchscheint?

Alles hier um mich her ist, wie es damals war. Ich sitze auf demselben Blumenhügel, auf dem er neben mir saß; der Himmel wölbt sich eben so blau und freundlich über mir; die Bäume schütteln ihren Blüthenschnee auf mich herab, wie sie damals thaten; die Sterne mit ihren hellen Augen gehen auf und unter; aber auf dem dunkeln Grunde meines Innern mischt sich aus allen dem Blau und Weiß, dem Grün und Lichtschimmer nichts, was mich erfreuen oder erquicken könnte. Wie in meinem Herzen mit dem Glauben an die Liebe auch die Begeisterung erstorben ist, so ist auch das Leben um mich her erstarrt. Wohl hängt an den verdorrten Blumen der Erinnerung der Thau meiner Thränen; aber ach in den Thränen, die ich damals vor Entzücken weinte, brachen sich alle Strahlen des Lebens und der Liebe zu wunderbaren Farben; und wo ich hinsah, wo ich

hinhorchte, rief es mir Liebe! Liebe! entgegen. Ich hatte ein Paradies um ihn her aufgebaut, in welchem er wie in meinem Herzen gebot. Mir zu Liebe schmückten sich die Blumen für ihn; ihm flötete die Nachtigall das Lied meiner unendlichen Sehnsucht vor; das Murmeln der Bäche war der Wiederklang der gebrochenen Accorde, die in der Tiefe meiner Brust für ihn erklangen; die Lüfte, die sich in den Zweigen wiegten, waren die Seufzer, die ihm das Unaussprechliche meiner Liebe zuflüsterten; und die Gestirne, die den Himmel bekränzten, waren die zahllosen Augen, mit denen ihn meine Seele beschaute, um immer neues Entzücken aus seinem Anschauen einzusaugen. So war es damals in der Zeit des Glaubens. Und jetzt! — Meine Lippen haben die bittere Frucht der Erkenntniß berührt — der Schleier ist von meinen Augen gefallen — und eine starre, dornige, verwundende Wirklichkeit hat die Paradiese meines Glücks verdrängt. Es ist nicht der Tod, was mich umringt; der hätte mir Ruhe gebracht; es ist ein immer sich erneuendes, langsam tödtendes, mit Lust quälendes Absterben.

Ich frage mich oft, ob ich mich denn hätte bewahren können gegen so argen Betrug? Ob ich nicht hätte forschen und prüfen sollen? Aber wie ich mich auch fragen mag, so kann ich mich nicht verdammen. Lothar war nicht wie die Männer, die ich kannte; sein Wesen zu ergründen, war die Erfahrung meiner Jugend allzu gering; ihn zu prüfen, meine Liebe zu groß. Ich hatte nichts als die einfache Wahrheit

meiner Natur; die seinige hatte den Beistand einer durchgeübten Kunst neben sich. Oder vielmehr, die Natur war bei ihm in die Kunst übergegangen, und die Eine hatte sich so mit der Andern verschlungen, daß er selbst nicht mehr Wahrheit und Schein in sich zu scheiden vermochte. Wie der Schauspieler über die Bühne wandelt, so ging er durch die Welt; nie Er selbst, immer ein Anderer als Er, und immer der Absicht voll, in der gewählten Rolle seine Kraft und Allmacht zu prüfen. Ist ihm dieses gelungen, hat der Zuruf des Parterres seinem Talent und der wohl verborgenen Anstrengung gehuldigt, so steigt er befriedigt von seinem Kothurn herab, und legt seine Heldenrolle mit sammt der Maske bei Seite, in welcher er so gewaltig erschien, ohne sich weiter um die Natur der Gefühle zu kümmern, die er in dem Herzen seiner Zuschauer erregt hatte. Denn nur Zuschauer kennt er, nicht Genossen und Theilnehmer. So war Lothar unbeschreiblich zufrieden und scheinbar glücklich, wenn ihm seine Rolle gelang; so wie auch seine Thätigkeit unbeschreiblich war, bis er am Ziele den Kranz erlangt und auf seine Schläfe gedrückt hatte. Da aber die Liebe seinem Herzen nichts gab, da sie nur der unersättlichsten Selbstsucht zur Nahrung diente, so sank die erkünstelte Flamme seiner Brust von dem Augenblick an, wo das Herz, dessen Besitz er suchte, wie ein Altar der Huldigung seine Gluth gegen ihn hinneigte; und er wendete sich von dem, was sein geworden, schnell zu dem, was ihm noch fern stand. Ist dieß etwa überhaupt der

Männer schlimme Art? und kann ich mich mit Etwas trösten, was mich mit dem ganzen Geschlecht, vielleicht mit der Menschheit, ja mit dem Himmel, der es so schuf, entzweien müßte? Ist aber diese harte, eiskalte Selbstsucht nicht in den Männern überhaupt, warum ist sie denn gerade in ihm, der an Geist, wie an Gestalt, über die Andern emporragt, und den Glauben an jede Tugend in ihm so gebieterisch zu fordern scheint, daß man auch das Böse in ihm für Tugend halten möchte? Woher dieser ungeheure Verein des Unerträglichsten? des Entsetzlichsten mit dem Herzlichsten; des Eises mit der Gluth? Und wenn es doch so ist, wenn das unmöglich Scheinende wirklich und unbezweifelt ist, soll ich nicht jammern über das entsetzliche Loos, das mich, mich gerade, zum Opfer für ein so fantastisches Gebild der launenhaften, oder kranken, oder zürnenden Natur erkohren hat? So droht mir, wo ich mich hinwenden mag, Entzweiung mit Gott und der Vorsehung, und ich verliere mich in einem Abgrunde von Gedanken und Schmerzen, wo ich weder Trost, noch Hoffnung, noch Ausflucht finde.

Bisweilen hab' ich wohl gedacht, es möchte thöricht und wahnsinnig seyn, alle sein Glück in Eines Menschen Hände zu legen, und es der Willkühr seiner Laune anheim zu stellen, ob er es freundlich pflegen, auferziehen, wachsen lassen, oder mit unbekümmerter Hartherzigkeit in die Erde treten will. Aber hat nicht die Natur eben durch diesen Sinn oder Wahnsinn alle Innigkeit eines wahrhaften Glückes

bedingt? Zieht sie nicht durch ihn die Menschen groß — in welcher Bedeutung du willst? — Sieh' den Knaben hier, der so sanft und arglos neben mir schlummert — er theilte meinen Schmerz, ohne ihn zu kennen; er lächelte zu meinem Lächeln, und mit den Thränen im Aug' schlief er unbesorgt an meinem Herzen ein, weil er, ohne zu wissen, wie und warum, an mein Herz glaubt. Es stände ja auch bei mir — was wär' es denn? — meine Kraft an ihm zu prüfen — und wenn ich diese zwei Finger an der rechten Stelle zusammendrückte, so wäre sein Schlaf Tod. — Dir schaudert, Amande; auch mir schaudert — und doch war es so, daß Lothar meinem hingebenden Vertrauen lohnte! — Was möchte nun wohl aus der Menschheit und aus dem Leben werden, wenn uns solcher Verrath immer vor Augen stände? wenn wir in jedem Rosenbusch eine Natter, in jeder Mutter eine Medea, in jeder gewölbten Brust eine Hölle vermuthen müßten, die nur die Hingebung eines vertrauenden, glaubigen Herzens erwarte, um es mit tausend glühenden Schwertern zu umfassen und hinzumartern? Entsetzliche Klugheit, die mit Schlangenaugen umherschleicht, um Scorpionen aufzuspüren! die ihr Lager mit Giftbäumen umbaut, und selbst den Sternen nicht traut, wenn ihre Strahlen etwa Schlingen und Netze wären. — Wäre das auch ein Leben? — Nimm aus ihm das Vertrauen hinweg, das sich froh und unbedingt hingibt, und eben darum Vertrauen ist, weil es nichts bedingt und keine Bedingung nöthig achtet,

und das eben darum so selig macht, weil es den Fluch der Furcht überwunden hat, der den Menschen aus dem Eden auf die Erde stieß — nimm es hinweg, und es bleibt dem Leben nichts übrig, als der armselige Besitz des todten, schmutzigen, mit grünem und buntem Moor überzogenen Klumpens, den wir die Erde nennen; ein ewiges, lästiges Wiederkäuen von trostlosem Wachen und bangem Schlaf; ein Auf- und Abrollen des unermeßlichen Felsenstücks unserer Sorgen, oder ein unnützes Füllen bodenloser Fässer, oder welche andere Verdammniß du willst — kurz ein Leben, wie das meinige, nachdem ihm der Glaube an den entwichen ist, auf den mein Herz alle seine Liebe und allen seinen Glauben gebaut hatte.

Oft frag' ich mich auch, was wollte denn meine Liebe zu ihm? Wenn sie mich damals so glücklich machte, warum denn nicht auch noch jetzt? Ich dürfte mir ihn ja nur wieder so zusammenbauen, wie er damals vor den Augen meiner Seele stand, und dieses Götterbild so lange anschauen und anbeten, bis es mich wieder als seinen Pygmalion lebendig begrüßte? Warum sollte der Einbildungskraft und der Gluth des Weibes nicht gelingen, was dem Künstler gelang? Und wär' es nicht am Ende gleich viel, ob ich ein Bild, den Schatten eines Bildes, oder ein wirkliches Wesen liebte, wenn ich nur eben das dabei fühlte? — Ich hab' es auch thörichter Weise versucht — ich stand am Rande des Wahnsinns; der Versuch selbst war Wahnsinn. — Gütiger Gott! Kann ich denn ein solches Götzenbild meines Wahns

glücklich machen? Und ist denn die Seligkeit, die ich von der Liebe erwarte, etwas anderes, als der innige, ohne lautes Zeugniß befestigte Glaube an das Glück, das ich gebe, indem ich es empfange? Nur dieser Glaube ist es, der die Liebe, ja die Welt zusammenhält, und indem er, wie Funken unsers höher erregten Wesens, auf eine durchaus unbegreifliche und geheimnißvolle Weise von einem Herzen in das andere übergeht, ohne daß man sagen kann, aus welchem zuerst, webt sich eben das mystische Band, welches die Liebe an den Himmel knüpft und alle Seligkeiten des Himmels auf den Menschen herableitet. Nimm diesen Glauben von der Liebe weg, und es bleibt nur ein armseliges Gerüst von ihr übrig, das du mit dem Spinneweben schöner Worte wie einen Tempel aufputzen kannst; aber einen Gott schaffst du nimmer hinein. Zum Schauspiel gehört freilich auch die Larve; aber schminke sie, so schön du willst, das hohle, gleichförmig lächelnde, mit offenem Munde stumme Bild ist doch nur zum Fürchten gut.

Ich ging als Kind einmal allein in den Wald. Ich rief meinen Namen, und die Namen meiner Gespielinnen, und das Echo antwortete mir. Ich stellte allerhand Fragen, und erhielt immer die Frage wieder zur Antwort. Als ich das Spiel ein Weilchen getrieben hatte, machte mir das Wiederhallen meiner eigenen Stimme bang und immer bänger — endlich fing ich an mich zu fürchten und lief davon. Wie manchmal hab' ich hieran gedacht, als Lothars prunkende Liebe — nur für die künstliche Beleuchtung der

Scene berechnet — bei dem Tageslichte des häuslichen Lebens zu erblassen begann, und immer mehr und mehr zu einem todten Wiederhalle der meinigen wurde. Freilich wurde ich nicht müde in die Felsenkluft seines Herzens hinein zu rufen — aber nichts erwachte darinn — nur meine eigene Stimme tönte zurück. Ich wollte das lange nicht glauben; aber jeder wiederholte Versuch drang mir mehr und mehr die Ueberzeugung auf. Ich erwachte mit einem Schrecken, wie der, der im Traume die Hand nach einer Rose ausstreckte, und erwachend einen Scorpion hielt. Ich entdeckte mit einemmal, daß ich allein war. — Einem Menschen, der im tiefen Schlummer von der treulosen Rotte seiner Schiffsgefährten an eine wüste Insel ausgesetzt wird, und beim Erwachen das Fahrzeug im fernen Meere fliegen sieht, kann nicht entsetzlicher zu Muthe seyn. Ist in dem Lande der Liebe Alleinseyn nicht so viel als Vernichtung?

Es mochte wohl schon das nur der Wiederhall meines Willens, nicht sein eigenes liebendes Verlangen seyn, daß er leicht den Wunsch erfüllte, hier auf dem Lande, der Liebe, der Natur und einigen Freunden zu leben, die von Zeit zu Zeit kommen würden, um Zeugen unsers Glücks zu seyn. Wie wußte er gleichwohl diesen Gedanken auszumalen! Auch mag es wohl seyn, daß ihm die Freude an seiner poetischen Malerei wie eine Freude an dem Gegenstand erschien, über den er so herrlich dichtete. Denn hell und hoch loderte die Flamme seiner poeti=

schen Begeisterung in den ersten Tagen auf. Seine Einbildungskraft schien mit der Kraft der blühenden Natur zu wetteifern; seine Sprache wurde Gesang, und seine Worte quollen so süß und duftend hervor, wie die Blüthen, mit denen der Mai die Zweige überschüttet hatte. Wie mich das entzückte, berauschte — wer könnt' es beschreiben? Ich flog wie der Schmetterling von Blume zu Blume, wie er mir sie bot; ich sah, ich hörte nichts als ihn; und es war mir seltsam und fremd, als Lothar zum Erstenmal von unserer Einsamkeit sprach. Ich fühlte mich ja nur einsam, wenn mich die Welt von ihm trennte, wie es in Gesellschaft geschah. Das Wort ward ihm allmählig geläufiger; die Gränzen, in die er sich selbst gebannt hatte, schienen ihn zu drücken; und er unternahm es bisweilen mir darzuthun, daß das Glück des Zusammenseyns durch kleine Unterbrechungen erhöht und fühlbarer würde. Ich gab ihm nach; aber die Wirkung war anders, als er mich hatte erwarten lassen. Ich sah ihn glücklich und glänzend in der Gesellschaft; im Hause abgespannt, stumm, oft in sich gekehrt; und es dauerte nicht lange, so hatte er alles das Glück, das er in mir zu finden vorgab, in die Welt gesetzt. Er vermißte mich bald nicht mehr, und wenn ich ihn suchte, entschlüpfte er mir, ich weiß nicht wie. So verging ein Jahr, und es hätte nicht einmal so langer Zeit bedurft, damit wir recht zwanglos, recht bequem neben einander gelebt hätten — wenn ich nur gewollt hätte — so recht ohne uns weiter um einander zu

kümmern, als etwa die Höflichkeit von Hausgenossen verlangt. Ach ich konnte es noch weniger, als ich es wollte. Mit unaussprechlichen Schmerzen fühlte ich, wie sich von seinem Herzen, das ich mit dem meinigen umklammert hielt, eine Fiber nach der andern löste: ich sah mit Angst dem Augenblicke entgegen, wo sich das letzte Band der Gewohnheit gelöst haben und ich ganz frei seyn würde. Mein Herz schwamm in Blut und Thränen; aber ich verbarg meinen Jammer, und suchte nur den Rest der Gewohnheit zu retten, an der sich ja — so hoffte ich — die Liebe wieder emporranken könnte. Der geräuschvolle Winter nahte seinem Ende; der Frühling kündigte sich an von fern, und ich sah mit unaussprechlicher Sehnsucht der Wiederkehr jener Tage entgegen, die mich so glücklich gemacht hatten. Meine ganze Seele war dieser Hoffnung voll; und so bot sich die Gelegenheit leicht dar, wo ich unsers Landlebens von Weitem gedenken konnte. Die Töne, die ich anschlug, verhallten nicht umsonst; es war mir, als wäre Lothars Beredsamkeit mir zugefallen; ich konnte mit aller der Fülle sprechen, welche Sehnsucht und Liebe gibt. Das war seit langer Zeit ein recht seliger Abend. Wir saßen am Kamin; das Feuer loderte hell vor uns auf, und ich sah auch wieder hellen Tagen entgegen, da Lothar nicht ohne Bewegung über das unruhvolle Treiben der Welt sprach, und ihm das Bild einer heitern Genügsamkeit entgegensetzte. Alles, was er an jenem Abend sagte, erfreute mich unbeschreiblich; ich bezog Alles auf

mich; ich sah meine Wünsche erfüllt, meine innere Trauer geendet; ich sah ihn der Liebe und mir wiedergegeben. Unseliger Irrthum! Jener Abend war der Anfang eines neuen und großen Betrugs. Mit Sehnsucht zählte ich die Tage, die uns auf unser Land zurückführen sollten; Lothar schien von gleicher Ungeduld beseelt, und da, wie es oft geschieht, ein nochmaliges Rückkehren des Winters die voreilige Rechnung täuschte, war seines Unmuths kein Ende. Mir gefiel dieß wohl; aber die Sprache, die er in dieser Zeit führte, befremdete mich oft. Es war etwas Leichtsinniges in sein Wesen gekommen, das an Ruchlosigkeit gränzte; seine Urtheile über die strafbarsten Dinge wurden immer milder und entschuldigender, und oft, bei geringen Veranlassungen, erzürnte er sich über die Thorheit der Menschen, sich das kurze, arme, ungewisse Leben durch erbärmliche Vorurtheile oder durch Launen und Eigensinn zu verbittern, den sie mit dem Namen von Grundsätzen beehrten. Bisweilen schienen diese Betrachtungen sehr vernünftig, wenn sie sich auf Verhältnisse des Eigennutzes und Ehrgeizes bezogen; aber oft sprang er dann auf den Ehestand über, den er erst, wie zum Scherz und aus Neckerei, mit Witz und Laune, späterhin oft mit Bitterkeit angriff. Da mir diese Scherze und Angriffe nicht gefallen konnten, bemühte ich mich, das Gespräch, ohne eine Beziehung auf mich zu suchen — die ich auch gar nicht ahnden konnte — nur abzulenken; und wenn er bemerkte, daß ich allzu ernst und nachdenklich dabei wurde, gab

er der Rede schnell eine solche Richtung, daß ich Alles für Muthwillen nehmen mußte. Freilich war es auch nur Muthwillen, was er mit mir trieb; und das Räthsel löste sich in den ersten Tagen unsers erneuerten Landlebens, wovon ich mir so viel versprochen hatte. Auch ihn hatte Liebe dahin gezogen; aber ach! — nicht die Liebe zu mir; und während ich die Spuren unsers alten Glückes hier mit unschuldiger Freude aufsuchte, verfolgte er unter meinen Augen ein neues Glück, oder vielmehr eine neue Schuld.

Gewiß ist es Dir auch bisweilen in Deinen Träumen begegnet, daß Du Dich mit einem wunderbaren Gefühle von Leichtigkeit über die Erde erhobst, nach irgend einem lichten Punkte oder einer Höhe hinstrebend, wo Du Dir eine reizende Aussicht oder irgend ein anderes Glück versprachst, und daß Du so fliegend, schwebend, hoffend, mit einemmal, als würden Dir die Schwingen gebrochen, niederstürztest, in dumpfer Betäubung, und ohne Bewußtseyn, außer dem einer verlornen Freude. So war mir da. Das freundliche Gestirn der Hoffnung, das mich bisher getäuscht hatte, ging in einem gränzenlosen Meere von Jammer unter, in dessen Tiefen alle Dämonen des bittersten Unmuthes und der feindseligsten Eifersucht wühlten. Ich will und kann nicht leugnen, daß mich die Unwürdigkeit meiner Nebenbuhlerin nicht weniger empörte, als der Raub, den sie an mir verübte, und daß der Stachel des Schmerzes über die Untreue Lothars noch dadurch geschärft wurde, daß

ich ihn so tief herabsteigen sah. Könntest Du mich tadeln darum? Ich hatte mich ja erst um seiner Liebe willen recht hoch geachtet; und mich nun jetzt einem zwar schönen, aber gefallsüchtigen und höchst unzuverlässigen Weibe nachzusetzen, dazu reichte alle meine Demuth nicht hin. Wenn er in der Zeit seiner Bewerbung Alles, was Natur und Phantasie Strahlendes hat, herbeirief und um mich stellte, war es ihm doch oft, als ob Erde und Himmel nicht Farben genug hätten, um mich nach Würden zu conterfeien; und er wurde dann nicht müde, sein Glück zu preisen, das ihm den Besitz so unüberschwenglicher Vollkommenheiten gegönnt habe. Und nun — o ich könnte lachen darüber! — nun wurde dieser Juweel, der die dunkelste Nacht zum Tage umschuf, von einem schimmernden Glühwurm überstrahlt; und die Aurora, die durch ihren Purpur alle Heiterkeit des Lebens verkündigte, mußte einer Theater-Decoration von Sonnen-Untergang weichen, mit grobem Pinsel auf schlechte Leinwand gemalt! — Und es ist dieß nicht etwa das Urtheil meiner Eifersucht; Lothar selbst hatte nicht viel milder geurtheilt, als er noch unbefangen war. Auch hatte er sich nur scherzend und wie zum Spott diesem unseligen Wesen genähert, und ich war ganz unbekümmert, da ich an ihrem geringen Werth und an Lothars früherer Meinung von ihr ein hinreichendes Unterpfand zu haben vermeinte. Aber sie trat zurück, und zog, ich weiß nicht, welche Zauberkreise um sich her, nicht um ihn abzuwehren, sondern zu locken. Ihr Beginnen gelang. Ich glaube

nicht, daß er sich über ihre Künste verblendete, so wie auch sie gewiß sein Wesen wohl durchschaute; sie betrogen sich gegenseitig, und wahrscheinlich mit dem Bewußtseyn, daß sie betrogen wurden. Jedes liebte nur sich selbst und seine Kunst; aber jedes wußte in dem Andern diese selbstsüchtige Kunst so hoch zu treiben, daß sie ihm wie eine Leidenschaft vorkam. Die ersten Tage unsers ländlichen Aufenthaltes reichten hin, dieses zu entwickeln, wie es oft nur des Zutritts eines leisen Lüftchens bedarf, um eine heimliche Gluth in lodernde Flammen zu bringen. Unsre Wohnungen waren sich nah'; auch ungesucht begegnete man sich oft; die Freiheit des Landes entfernte so Manches und begünstigte Anderes; und ich sah jetzt — ach mit welchen Gefühlen! — wie Lothar, mit wenigen Veränderungen, die Rolle, die er auf diesem nämlichen Schauplatze mit mir durchgespielt hatte, jetzt mit einem Geschöpf wiederholte, das ich verachtete, und er selbst auf keine Weise ehren konnte.

Jetzt hätte ich wohl den Irrthum erkennen können, in welchem ich über Lothars ganzes Wesen schwebte; aber dieser Irrthum war die Wurzel meiner Liebe, und die Liebe zu ihm war mit meinem eigensten Seyn verwachsen. Ich suchte also die Hoffnung in den verborgensten Winkeln und Tiefen, und nahm gern jedes freundliche Entgegenkommen meines Mannes für ein frohes Zeichen reuiger Rückkehr, während es meist nur ein berechnetes Mittel zu diesem oder jenem Zwecke war. Freilich flammte dann, wenn die Täuschung offenbar wurde, der Unmuth in

mir auf, und was lange zurückgedrängt war, brach in herbe Klagen über das harte Loos liebender Weiber aus. Diesen Klagen setzte Lothar andere entgegen über das Loos der Männer, auf welche die Frauen ein Alleinrecht haben wollten, nur um sie mit ihrer Eifersucht zu quälen, und die, wie gewisse lächerliche Raritätensammler, wenn sie alles daran gesetzt hätten, irgend ein Stück in ihren Besitz zu bekommen, sich selbst wenig daran erfreuten, und auch andern die Freude des Beschauens mißgönnten. Die wahre Liebe, setzte er dann hinzu, würde seyn, statt das Band immer recht straff und fühlbar anzuziehen, es vergessen zu machen, und nicht die Liebe gewaltsam zu ersticken, indem man sie der Lebensluft der Freiheit beraube. Ich fing jetzt an diese Sprache besser zu verstehen, und da es thöricht gewesen wäre, einer Rede, die nicht dem Verstande, sondern der Leidenschaft und einer freiwilligen Verblendung angehörte, Gründe entgegenzusetzen, so begnügte ich mich, ihn auf das Urtheil der Welt hinzuweisen, die über dieses Verhältniß den Stab brechen müsse. Das fand denn freilich auch keinen Eingang. „Was kümmert mich die Welt,“ sagte er dann, „mit ihrem erbärmlichen Urtheile. Hab' ich sie mir zur Richterin erkohren, oder kann ich ihr Richteramt anerkennen, so lange ich mir selbst Genüge thue? Was weiß etwa die Welt von den Bedürfnissen eines Mannes, der nicht mit dem Trosse läuft? oder ist sie im Stande, etwas zu beurtheilen, was ihr ewig fremd bleiben wird? Jene Frau, die der Gegenstand Deiner unseligen

Eifersucht ist, und die Du zu Deinem und meinem Nachtheil verkennst, bietet mir einen heitern Umgang dar. Sie ist geistreich, gebildet, in vielen Dingen wohl unterrichtet, und ohne Vorurtheil. Sie hat den Schein vielleicht gegen sich; aber dieser Schein trügt; eigentlich aber ist es auch nur das mißgünstige Urtheil der Welt, die sie nicht versteht, was gegen sie ist. Auf mich wirkt sie unendlich wohlthätig, und es ist nicht eben sehr liebend von Dir, mir, aus Eigensinn oder Vorurtheil, ein Verhältniß zu verleiden, das, unschuldig wie es ist, mich auf das Angenehmste belebt und anregt, und die Armseligkeit des alltäglichen Treibens, die mir Geist und Gemüth aufzehrt, vergessen läßt."

So viel Herbes diese Aeußerungen enthielten, so übersah ich doch gern, was mich darin kränken konnte, um den Rest der Hoffnung zu retten, die mir daraus entgegenschimmerte. Ich that, was ich konnte, um meiner Eifersucht Meister zu werden; ich bekämpfte die Zweifel, die sich mir aufdrängten; ja ich überwand sogar die Abneigung, die ich gegen Lothars Freundin hegte, um seinen Umgang mit ihr, statt ihm Schwierigkeiten entgegenzusetzen, vielmehr zu erleichtern. Diese Aufopferung brachte mir wenig Dank. Der Zwang, den ihm meine Gegenwart dennoch auflegte, wirkte in Lothars Herzen gegen mich, und ich mußte sehr bald erfahren, daß er hinter meinem Rücken Gelegenheit suchte, sie allein zu sehen. Ich schwieg. Aber mein Herz schwieg nicht; und je weiter sich Lothar von mir entfernte, desto heftiger

griff die verwais'te Liebe in mir nach der seinigen, die sie, wie ein tückisches Luftzeichen, in die Klippen des endlosen Schmerzes verlockte, und dann verschwand.

Darf ich Dir gestehen, Amande, wie feindselig in dieser unglücklichen Zeit die Nähe der Schuld auf mich wirkte? Ich fragte mich: Bist Du allein zum Dulden und Leiden geschaffen? und wenn jene die Rosen der Freude brechen, warum soll ich meine Hand nur an den Dornen verwunden? — Und dann traten mir die Grundsätze der Ungebundenheit, die Lothar mit allem Schimmer einer trügerischen Sophistik zu bekleiden wußte, mit allen ihren Lockungen vor die Seele, und deuteten auf blumige Gefilde hin voll Rausch und Lust, und voll lachender Gesichter und flüchtiger tanzender Füße; alles so frei, so muthwillig wie Kinder, wenn sie das Gesetz der Schule vergessen haben. Auch manche Hand kam mir entgegen, um die Bedenkliche, Zweifelnde, die nur nicht wagte herabzusteigen, an den blumigen Abhang zu leiten, wo sie dann schon von selbst, und wahrscheinlich viel schneller, als sie sich zutraute, in jene tiefer liegenden, lockenden Zaubergärten hinabtaumeln würde. Schon hätte ich selbst meine Hand nach ihnen ausstrecken mögen; aber indem ich noch zauderte, war es mir, als ob all' diese lachenden, fröhlichen, buntscheckigen Gestalten höhnisch grinzten, mit Fingern auf mich deuteten, und sich meines nahen Falles erfreuten. — Da schlug mir das Herz. Ich schaute in mich hinein, und erblickte mit Schaudern in meiner

Brust die Verwirrung einer beginnenden Schuld. Noch war es Zeit zu meinem einsamen, schuldlosen Schmerze zurück zu fliehen.

Lothars neues Glück dauerte eben nur so lange, um mich recht unglücklich zu machen. Die Frau, der er mich geopfert hatte, knüpfte, ihrer leichtsinnigen Art getreu, ein neues Verhältniß an, und ein so unwürdiges, daß Lothar, hätte ihn nicht die schlimmste Art der Eitelkeit besessen, oder hätte sich nicht die verschmähte Liebe an ihm rächen wollen, durch Verachtung hätte geheilt werden müssen. Statt dessen gab er sich der Eifersucht hin, und beging Thorheiten über Thorheiten, um die Ungetreue zu sich zurück zu bringen. Sein ganzes Wesen wurde verwirrt, und ein feindseliges Etwas, welches darinn herrschend wurde, spaltete und trennte, was früher harmonisch vereint schien. Wie in seinem Thun, so drängte sich auch in seinen Reden eine gewisse Gewaltsamkeit hervor, die bisweilen an Rohheit streifte; und da er das Gefühl der Ueberlegenheit, das seiner Eitelkeit ein Bedürfniß war, verloren hatte, schien er mit einer Art von Verzweiflung auch die Herrschaft über sich selbst aufzugeben. Sein Zustand ging mir nah'; ich quälte mich mit ihm und um seinetwillen; da er aber allen offenen Erklärungen auszuweichen suchte, konnte ich nichts zu seinem Troste thun. Was blieb mir da übrig, als mich in Geduld zu fassen, auf eine Veränderung der Umstände zu hoffen, und Lothars Unruhe den Schein einer Ruhe entgegen zu setzen, die, so hoffte ich, besänftigend auf ihn wirken

sollte. Meine Anstrengung — denn das war mein Bemühen allerdings — war nicht ganz ohne Erfolg. Er suchte meine Gesellschaft mehr; er ließ sich auf vertrauliche Gespräche ein; ja, er gestand mir einmal, daß die Dämonen, die ihn verfolgten, nur meiner Gegenwart wichen. Dieses Geständniß aber schien ihn in dem Augenblicke zu gereuen, wo er es ausgesprochen hatte; und als ich mich an seine Brust warf, und ihn beschwor, mir sein Vertrauen zu schenken, und wenn er Hülfe bedürfe, meine Hand nicht zu verschmähen, — machte er sich aus meinen Armen los, und versank wieder in seinen schweigenden Unmuth. Während sich der Stolz in ihm gegen jede rechtmäßige Beschränkung seiner Willkühr empörte, schleppte er sich in den Fesseln einer schimpflichen Liebe fort, die ihm nichts mehr gab, als den Verdruß der Zurücksetzung hinter einen unwürdigen Nebenbuhler. So sehr ihn diese Zurücksetzung empörte, oder vielleicht eben darum, griff er hastig nach jedem Zeichen der frühern Gunst, dergleichen er denn auch von Zeit zu Zeit empfing, wenn er etwa eben allzu heftig an der Angelschnur riß, und gänzlich zu entschlüpfen drohte. Eines Tages, wo er heiterer als gewöhnlich nach Hause kam, fiel ihm beim Hinausgehen aus meinem Zimmer ein Streifchen Papier aus der Tasche. Ich hob es auf, und da ich beim ersten Blick die Hand seiner treulosen Quälerin erkannte, bedachte ich mich noch, was ich damit thun sollte, als er wieder hereintrat, und unruhig umhersehend das Verlorene zu suchen schien. Ich reicht' es ihm stillschwei=

gend hin. Erröthend griff er zu, drückte das Papier zusammen und ging weg. Dieser kleine Vorfall trennte ihn noch weiter von mir. Sein Unrecht stellte sich zwischen uns, und das Gefühl einer verdienten Demüthigung rief den hartherzigsten Stolz zu seinem Schutze auf. Meine Gegenwart schien ihm ein Vorwurf; und statt die Schuld zu fliehen, floh er vor mir.

Diese Lage mußte ihm in Kurzem unerträglich werden. Eines Tages endlich, da die Unvorsichtigkeit oder der Muthwille seiner Geliebten den letzten Rest der Täuschung zerstört hatte, verließ er, nach einer widrigen Scene mit seinem begünstigten Rival, die Stadt, um auf einer Reise Genesung und Ruhe zu suchen. Ich segnete diesen Gedanken und glaubte schon alle meine Wünsche erhört, da ich von den nächsten Stationen recht freundliche Briefe erhielt, und diese Briefe fast in dem Verhältnisse der zunehmenden Entfernung immer verbindlicher, ja zutraulicher und zärtlicher zu werden schienen. Meine Hoffnungen belebten sich; ich fühlte den alten Glauben in mir gestärkt, und sah mit eben so großer Sehnsucht als Zuversicht dem Zeitpunkte entgegen, wo die nur verwirrte oder zurückgedrängte Liebe wieder ihren Platz in Lothars Herzen einnehmen und ihre Rechte geltend machen würde; und dieser frohe Glaube vertilgte in mir, wenn auch nicht die Erinnerung an den vergangenen Schmerz, doch den Verdruß und die Bitterkeit so vollkommen, daß ich mich sogar beredete, jene Ereignisse würden eben unser Band noch fester ziehen und es ganz unauflöslich machen. Da

ich kein anderes Unglück kannte, als den Verlust der Liebe Lothars, und mir schmeichelte, diese wieder gewonnen zu haben, so suchte ich mich zu überzeugen, daß ich sie, trotz dem widersprechenden Scheine, niemals verloren hätte, und ich war eben so unermüdlich als scharfsinnig, Alles herbeizuschaffen, was diesen Glauben befestigen konnte. Der Zweifel wurde niedergedrückt, und ich wurde, wenn auch nicht gerade heiter, doch so zufrieden, als ein noch wundes und sehnendes Herz nur seyn kann. Es wäre mir unmöglich gewesen, diese Stimmung vor dem entfernten Freunde geheim zu halten; vielmehr sprach ich mit Lebhaftigkeit von der Freude, der ich entgegensähe. Ob ihm diese Lebhaftigkeit mißfiel, weiß ich nicht; aber seine Antwort, so schön und geistreich sie auch war, zeigte mir wenigstens, daß er nicht davon ergriffen war. Gern maß ich mir die Schuld bei, und legte meiner Feder strengere Gesetze auf. Auch mich selbst nahm ich mehr unter Aufsicht. Ich glaubte einzusehen, das, was Lothar, vernünftiger und erfahrner als ich, für das Glück der Liebe und des Lebens erkennen möge, sey ja wohl eben die Mäßigung einer gleichen, still und ruhig leuchtenden Flamme, die weder rasch und heftig emporlodere, noch tief zu dem Dochte herabsinke. Es war nun mein ganzes Streben, diese Ruhe zu gewinnen; und indem ich meine Liebe, wie ein heiliges Feuer, mit priesterlicher Sorgfalt bewachte, fand ich zu meinem Vergnügen, daß sie an Tiefe, so wie mein Leben selbst an innerm Gehalt dadurch gewann. So war

es mir fast erwünscht, daß sich Lothars Rückkehr noch etwas verzögerte, bis ich ganz mit mir fertig geworden, und das Gleichgewicht, dem er, wie es schien, den größten und verdientesten Werth beilegte, fest und unerschütterlich in mir begründet hätte.

Während dieser Zeit, wo ich, obgleich entfernt von ihm, doch nur mit und für ihn lebte, liefen seine Briefe immer pünktlich ein. Von unserm persönlichen gegenseitigen Verhältnisse war nicht oft die Rede darin, und ich beklage mich nicht darüber. Es schien so natürlich, daß die Fremde, der Glanz der Höfe und die Merkwürdigkeiten großer Städte, die ganze Gegenwart überhaupt, seine Theilnahme stärker erregten, und daß sich dieses Interesse mehr geltend machte, als das Verlangen nach der Heimath und der Frau. Mir war die freundliche Art genug, mit der er mir seine Bemerkungen — einen reichen Schatz — mit so vieler Pünktlichkeit mittheilte; und ich glaubte keinen bessern Beweis seiner Liebe erwarten zu können, als daß er Alles, was er Anziehendes sah, mit mir und meinem Andenken in Verbindung setzte. Zog er mich doch gleichsam auf jedem Schritte nach sich, und theilte jeden Genuß mit mir! Hätte ich nicht dankbar seyn sollen? Und wahrhaftig ich war es — ich war es recht aus vollem Herzen.

So hatte ich mich länger als ein halbes Jahr wie ein Kind mit den süßesten Hoffnungen gewiegt. Meine Träume schienen mir volle und aufrichtige Wahrheit, und ich hatte sie mir so tief in das Herz gedrückt, daß ich auch da noch daran glauben wollte,

als ich auf die grausamste Weise aus dem Schlafe gerissen worden war. Ich genoß Alles in tiefer Stille, und das Geheimniß, womit ich wie früher meine Schmerzen, so jetzt meine Wünsche und Hoffnungen, umhüllt hatte, machten sie mir noch theurer und heiliger. Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich in all dem Irrthum gestorben wäre, und allen den frommen Wahn der Liebe im Herzen mit mir aus diesem tückischen, trugvollen Leben genommen hätte! Warum, ach! hat mir Gott nicht die Qualen der Enttäuschung erlassen? Womit hatte ich verdient — wodurch verschuldet — — ? Ich höre Dich sagen: Der Mensch darf mit Gott nicht rechten; er muß die Hand küssen, die ihm das Theuerste entreißt und das Herz zerdrückt; er muß den Willen segnen, der ihn vernichtet. — Es sey! Das Loos, das mir vom Himmel fällt, wie hart es auch seyn mag, hab' ich zu tragen Muth; der, von welchem das Leiden kömmt, gibt auch die Kraft; aber wenn Menschen über Dich hinweggehen, wenn ihr Fuß Dich achtlos und unbekümmert, ja wenn er Dich absichtlich und mit kalter Besonnenheit in den Staub tritt; wenn Deine Liebe Dir Haß gebiert, Dein Jammer für Empörung gilt, wenn Alles, was zu denken entsetzlich ist, von Menschen und von geliebten Menschen Dir kömmt, willst Du auch dann noch den unendlichen Schmerz ohne Murren empfangen, und mit demüthiger Ergebung vor den Thron der Vorsehung niederlegen? — Oder wenn Du auch dieses forderst, und wenn ich das harte Gebot nicht mit Worten

bekämpfen kann, so lehre mich auch noch lebend dem Gefühl des Lebens zu entsagen, und wenn grausamer Muthwille mit meinen Qualen spielt, zu diesem Spiele zu lächeln.

Schon öfterer hatte Lothar seiner Rückkehr gedacht; ich durfte die Zeit berechnen, wo ich ihn wieder an mein Herz drücken, wo ich ihn wieder von ganzer Seele m e i n nennen könnte. Alles schien zu meinem Glücke zusammen zu stimmen. Jene Frau, die seinen Stolz so verhöhnt hatte, war mit ihrem Manne in eine andere Gegend gezogen; auch ihr Liebhaber hatte sich entfernt; die verhaßtesten Erinnerungen waren auf diese Weise bei Seite geschoben. Dann war mir durch den Tod eines Onkels ganz unerwartet ein wohleingerichtetes Gut in einer eben so anmuthigen als fruchtbaren Gegend zugefallen, wo wir einen Theil des Jahres in reichlicher und angenehmer Beschäftigung zubringen konnten. Lothar billigte die Vorschläge, die ich ihm darüber machte, und ging, wie es schien, mit Vergnügen darauf ein. Das war in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Paris. Da konnte er mir nicht genug sagen, wie sehr ihm dieser unermeßliche Steinhaufen mißfalle, wie ihn das Gewühl des eben so rührigen als müssigen Volkes durch die hohen sonnenleeren Gassen, wie der Ameisen in ihren finstern Gängen, verstimme; wie es ihn peinige, daß man sich hier Tage lang um einander herum drehe, ohne sich geistig zu berühren; und wie er eilen werde, diesem Getös zu entrinnen, das ohne alle Bedeutung, nur so recht um sein selbst

willen sey. Doch vergingen Tage und Wochen, ohne daß dem Vorsatze die Erfüllung folgte. Ich bemerkte, nicht ohne Unruhe, daß seine Briefe immer mehr die Gestalt von Journalen annahmen, in die man das Geschehene zu eigener Erinnerung nur flüchtig anmerkt — und darum mochte es auch wohl seyn, daß er mir ihre Aufbewahrung so nachdrücklich empfahl. Dann wurden auch diese Verzeichnisse seltener, lückenhafter; und ich konnte wohl wahrnehmen, daß ihm jene Lücken selbst einige Verlegenheit machten, und daß er mir nicht mehr, wie vormals, sagen mochte, wo und auf welche Weise er seine Zeit zubrächte. Ich faßte einmal den Muth, diese Bemerkung scherzend hinzuwerfen, ohne ihr die mindeste Bedeutung zu geben; aber nicht anders, als ob er sie mit Begierde erwartet hätte, fiel sein nächster Brief wieder in die alten Topiks von Freiheit, thörichter Quälerei, und was dergleichen mehr war. Auf diesen Brief folgte schnell ein anderer, und in diesem eine recht künstlich gewendete, recht klug eingewebte Geschichte von einem berühmten Manne, der die jüngere Schwester seiner Frau geliebt habe, und da sie bald durch gegenseitige Leidenschaft über alle Schranken geführt worden, sey er doch von seiner Frau in dem, was nun einmal nicht zu ändern gewesen, auch nicht gestört worden; ja sie habe die Folgen dieses leidenschaftlichen Verhältnisses mit der zartesten Schonung und unbeschreiblicher Klugheit den Augen der Welt zu entziehen gewußt. Ueber diesen Heroismus weiblicher Liebe verbreitete er sich

mit einer Beredsamkeit, die schon seit geraumer Zeit aus seinen Briefen gewichen war, und es fehlte nicht viel, so hätt' er ihn zu einem Gebote der Haustafel und einer Pflicht des Ehestandes gemacht. Ich antwortete darauf, ohne Mißtrauen und Bitterkeit, aber mit dem Ernste, den eine so heilige Sache gebot, erklärte jenen sogenannten Heroismus für die sündhafteste Schwäche und beschwor meinen Mann, doch so bald als möglich Paris zu verlassen, um sich den Einflüssen der schlimmen Luft zu entziehen, die ihn dort zu vergiften drohe. In der Antwort nahm er meinen Ernst ganz leicht, und statt auf den bessern Weg einzulenken, gab er mir in einer Anzahl lustiger Tagesgeschichten ein Bild des Ehestandes der großen Welt, das mich weder ergötzte noch beruhigte. Von seiner Abreise schwieg er. Ich kam nun wieder auf meine Bitten zurück, indem ich ihn an die Hoffnungen erinnerte, die er in mir erregt hatte, und noch viele andere Gründe zusammenstellte, die ihn zur Rückkehr bewegen konnten. Diese dringenden Bitten, noch mehr aber die Gestalt, welche seine eigenen Verhältnisse in dieser Zeit angenommen hatten, führten endlich eine Entscheidung herbei. Durch eigene und fremde Eitelkeit verstrickt, in schwierigen Händeln verwirrt, von Buhlerei, List und Macht überwältigt, sah er sich endlich, ganz gegen seine Absicht, in die Nothwendigkeit versetzt, ein lockeres und leichtsinniges Verhältniß unauflöslich zu machen. Doch konnte er es nicht über sich gewinnen, mir die Sache zu sagen, wie sie war. Er verschwieg den

Betrug, und sprach von einer Leidenschaft, die allzu mächtig in ihm geworden sey, als daß er sie je besiegen könne; zeigte mir die Nothwendigkeit einer Trennung, und verlangte meine Beistimmung dazu. Was ich ihm hierüber geschrieben, wie ich ihn beschworen, mich zu schonen und sich, will ich Dir nicht wiederholen. Es war umsonst. Er schrieb mir: wenn ich ihn jemals geliebt hätte, so möchte ich dieser Quälerei ein Ende machen, die zu nichts führte. Sein Entschluß sey unwiderruflich; er habe schon lange die Ueberzeugung bekommen, daß sich unsere Neigungen nicht vertrügen; ich möchte mich also seinem Glücke nicht in den Weg stellen. — Jetzt stand ich nicht länger an. Ich löste seine Schwüre mit zerrissenem Herzen, und gab mich als Opfer für fremde Sünde hin. Doch war es nicht eigentlich ein Hingeben — so hoch kann ich meine Großmuth nicht rühmen, sondern ich ergab mich wie das Opferthier, das der Priester gebunden zum Altar schleppt. Du weißt das Uebrige. Ohne mich einer Schuld bewußt zu seyn, trage ich die Schmach der Schuld. Ich erröthe bei dem Namen meines Mannes, den ich als ein freies Geschenk von ihm erhielt und nun noch führen muß, nachdem die Einheit zerstört ist, deren Symbol er war. Alles, was mir vormals befreundet war, sieht mich wie etwas Fremdes an, und es graust mir vor dem, was mich sonst an sich zog. Ich will der Gegenwart entfliehen, aber ich kann mich nicht in die Zukunft retten, die mir nicht einmal Vergessenheit bietet; denn wie möchte so tiefe Kränkung vergessen

werden? — und nicht in die Vergangenheit, die wie ein Leichnam alles Schönen vor mir liegt, oder als eine tückische Verführerin zu allem dem Jammer meines jetzigen Daseyns. — Oder soll ich mich in ein fremdes Glück retten? Ach, ich schien ja auch glücklich, und doch war Alles nur eitler Betrug; ich wurde auch gepriesen um diese Lüge von Seligkeit, die fast schon verschwunden war, als man sie pries. Ist es ein Wunder, wenn mir alles Rühmen menschlichen Glücks wie ein Hohn — ihre sogenannte Treue, Wahrhaftigkeit und Großmuth wie ein leerer, schrillender Klang erscheint, oder wie eine angemalte Larve, welche die häßlichste Verzerrung bedecken soll? Und gäb' es wohl einen ärmern Zustand, als den, nicht nur um das eigene Glück, sondern auch um den Glauben an fremdes Glück betrogen zu seyn?

* * *

Es ist Zeit, diese lange Geschichte meines Elends zu schließen — aber nicht auf diese trostlose Weise. Ich lese Deinen Brief wieder und immer wieder — er ruht an meiner Brust — und wie ein Talisman scheucht er das Böse, und sendet seine Kraft in mein innerstes Herz. — Wenn Ein liebloses Wesen uns mit der Welt zu entzweien vermag, warum sollte nicht ein Anderes Liebendes uns mit ihr aussöhnen können? Bedarf es denn mehr als des Glaubens an Eine Wahrheit, um des Daseyns der Wahrheit überhaupt gewiß zu werden? an Eine Tugend, um

an Alle zu glauben? Haben wir nicht oft gehört, daß Ein bannendes Wort den ganzen Spuk der Hölle, wenn er losgelassen war, zerstreute? Warum soll das Wort der Liebe einer so schönen Seele, wie die Deinige ist, weniger vermögen? oder warum soll ich weniger an Deine Liebe glauben, als an den Haß eines Andern? oder warum soll endlich das Gute nicht mächtiger seyn als das Böse, das ja doch wohl nur als Ausnahme gilt? Um diesen Glauben kämpfe ich jetzt; und wenn ich ihn erkämpfe, so ist es Dein Werk, und das Werk dessen, an den Du mich gewiesen hast. — Sieh', ich habe Dir mein Innerstes enthüllt, um Dich hinein zu rufen; nach Deiner frommen, tröstenden Erscheinung sehnt sich mein Herz; und wenn ich nicht fürchtete, störend in Deine Paradiese zu treten, ich käme an Deine Brust, und suchte in Deiner Nähe, was mir auf immer verloren schien. Sage mir, ob Du, ob Dein Odo meine Gegenwart ertrüge. Vordem schien er sich zu freuen, wenn er mir in der Welt begegnete; aber jetzt bin ich so scheu geworden wie ein Kind, nicht vor den Unbekannten, sondern vor denen, die mich glücklich gekannt haben. Was auch Dein Wille sey, schreibe mir nur. Es gibt nichts, wornach ich mich sehne, als Deine Liebe.

Mathilde.

Amelie an Victorinen.

Den 20. Febr. 1802.

Nein, liebste Cousine, länger zu schweigen, wäre Verrath an der Freundschaft. Hundertmal zwar, tausendmal, millionenmal hab' ich in diesen vierzehn ereignißreichen Tagen an Dich, Herzens-Cousine, gedacht; aber die Feder in die Hand nehmen, schreiben, Dir erzählen — nein, das war unmöglich! Und auch in diesem Augenblick weiß ich eigentlich nicht, wie es möglich werden soll. Zwar hab' ich die früheste Stunde dazu genommen; aber was heißt jetzt bei mir früh oder spät? Der Tag hat keine geordnete Zeit mehr. Das Drängen und Treiben ist sich in jeder Tageszeit gleich. Auf dem Markte kann es nicht lebendiger seyn. Kaufleute, Handwerker, Putzmacherinnen, Juden und Christen — da ist ein Schicken, ein Fragen, ein Besuchen, daß ich oft am Abend nicht weiß, ob ich noch einen Kopf habe. Und das Alles? — o Du hast es schon errathen! — das Alles — weil Deine kleine, naseweise, muthwillige Cousine seit vierzehn Tagen verliebt, und seit acht Tagen Braut ist.

Ja, Herzens-Cousinchen, seit vierzehn Tagen verliebt, seit acht Tagen Braut, und in acht oder neun oder zehn Tagen Gräfin Ahlen! — Hab' ich nöthig, noch auf das Verzeichniß meiner Zerstreuungen zu setzen, daß ich überschwenglich glücklich bin? Ja, Victorine, recht selig bin ich. Denke mir da nicht etwa an die leichten, flatterhaften Neigungen, die

uns wohl sonst bisweilen auf einem Balle, in einer Gesellschaft anflogen, und wo auch wohl eine der andern in die Arme fiel mit einem: ah que je suis heureuse, chère Cousine! Das waren die ersten kindischen Anmeldungen des Herzens, das doch auch sein unschuldiges Daseyn wissen lassen wollte, und meist nur allzu voreilig bei dem ersten besten Augenpaar, das sich an das unsrige heftete, stärker zu schlagen anfing, und uns dann weiß machte, wir wären glücklich. Jetzt, jetzt erst hat meine Stunde geschlagen, und was wir je in Romanen von dem Glück und dem Rausche der Liebe gelesen, oder was wir selbst in müssigen Stunden geschwärmt haben, — ich fühl' es jetzt verwirklicht, ja, wenn Du willst, noch weit überboten. Hätt' ich nur Zeit, ich wollte ein Buch schreiben: „die merkwürdigste Woche meines Lebens," interessanter als jeder Roman, und es Dir, süße Cousine, ehrfurchtsvoll zueignen, mit dem Bilde des Helden voran, und mit der Unterschrift: Qui que tu sois réconnais ton maître. — Du weißt das Uebrige.

Ja, Kind, ein Liebesgott ist er, kein Mann; der Gestalt und dem Alter nach zwischen dem Mann und dem beflügelten Genius schwebend. Nur die flatternden Schwingen fehlen ihm — hätt' er sie aber auch, so hielt' ich sie fest, oder er legte sie mir zu Liebe ab. Gewiß, Victorine, nie sind zwei Herzen so für einander bestimmt gewesen, als die unsrigen. Immer gehen sie in gleichem Tact, und wenn sich ja das eine oder das andere einmal übereilt, gleich

ist das Andere hinterdrein, und bei der Fermate sind sie sicher wieder beisammen. Daß wir beide also nur Einen Sinn und Willen haben, versteht sich gewissermaaßen von selbst; auch daß, wenn etwa eine Dissonanz vorkömmt, wir gleich eifrig sind sie aufzulösen, und dann nur etwa ein Streit der Großmuth aufkommen kann. — Doch das ist für Dich eine langweilige Materie. Du gähnst und verlangst Geschichte. Liesst Du doch kaum die Ueberschriften der Kapitel eines Romans, geschweige denn Vorreden, Einleitungen, Nutzanwendungen, belehrende Abschweifungen und dergleichen, ja nicht einmal die sentimentalen Ergießungen, auf denen, wie Du einmal sagtest, der Leser wie in einer Wiege schwimmt, immer auf einer Stelle bleibt, und endlich einschläft. Wahrhaftig, mein ungeduldiges Victorinchen, ich fange an zu glauben, daß die sentimentalen Schriftsteller immer nur ihre eigene Geschichte schreiben, und eben darum nie zur Geschichte kommen können. Wenigstens geht es mir in diesem Augenblick so, und ich habe mich eben im Spiegel besehen, ob ich etwa unserer guten, schmachtenden Hoheneck gleich geworden bin, die aufgezehrt von der Sehnsucht nach dem künftigen Geliebten, der nie erscheinen will, nur noch seufzt und haucht, und bald, wie die unglückliche, unerhörte Echo, eine Stimme des Gebirgs seyn wird. —

Aber sieh', da ist mir diese Echo der zärtlichen Lieder gerade recht gekommen, um mich auf den historischen Weg zu bringen. — Es sind heute

gerade vierzehn Tage — o die herrliche Zeit! — da trat die gute Hoheneck bei mir ein, um mich zur Oper abzuholen. Du hättest sie sehen sollen. Ein hellgelber Rosenkranz hing leicht um ihr flachsgelbes Haar, und dieses hing wieder leicht und dünn an ihrem gelben Nacken herab. Ein weißes Kreppgewand mit gelber Unterlage schlang sich um ihre zarten langen Glieder, und floß zu den hellgelben Schuhen herab, die den breiten Fuß jämmerlich preßten. So trat sie schwankend und schmachtend bei mir ein, senkte sich langsam auf den Divan nieder, und erwartete mit schmeichelhafter Ungeduld, daß die letzte Hand an meine Toilette gelegt wurde. Jetzt warf ich noch einen musternden Blick in den Spiegel, kehrte mich dann mit einer Pirouette nach ihr um, und sagte mit einer tiefen Verneigung: „Jetzt bin ich meiner geistreichen Emili ganz zu Befehl.“ Mit einem gehaltnen, unendlich gütigen Lächeln betrachtete sie mich durch die doppelten Gläser, und sagte mit leiser, schleppender Stimme: Sie sind zum Beneiden schön, Melinde (denn so hat sie mich nach ihrer arcadischen Weise umgetauft). — Dieses niedliche Sammthütchen, diese bedeutungsvolle Schwungfeder, diese muntern Farben! Allerliebst! Aber das kleidet auch nur Sie, weil es in so holdem Einklang mit Ihrem fröhlichen Sinne steht. Kommen Sie, Süße, fuhr sie fort, indem sie ein wenig auf die Seite rückte, und mit der Lorgnette auf den Platz neben sich wies — kommen Sie! Wir haben noch ein halbes Stündchen Zeit, und das möchte ich zu einer confidence

anwenden. — Ich horchte hoch auf, und hüpfte nach dem Divan — zu einer poetischen confidence, fuhr sie mit gezwungenem Lächeln fort, indem sie mit der Hand in ihre Balantine fuhr und mit einem Papier knisterte. Ich erschrack; nahm mich aber zusammen und sagte: Wie glücklich, liebe Emili, machen Sie mich! Aber fürchten Sie nicht Ihre Güte an eine Unwürdige zu verschwenden? Ich bin bis jetzt noch so sehr mit der Wirklichkeit zufrieden gewesen, daß ich mich wenig oder nicht um die Poesie bekümmert habe. — Und da ich fühlte, daß das wie Spott klingen könnte, setzte ich, wie von Reue ergriffen, hinzu: Sie wissen wohl nicht, Liebe, was ich für ein kindisches Wesen bin. Aber ich fange wirklich an, mich nach etwas Ernsterem zu sehnen. Es muß unendlich anziehend seyn, an Ihrer Hand die Zaubergärten der Poesie zu betreten. — Emili lächelte mich huldreich an, schlug die himmelblauen silbergeränderten Blätter auf, und sagte: Es ist eine Elegie, der Erguß eines reinen, weichgestimmten Herzens, das in der rohen Gegenwart das hohe Ideal nicht findet, das es in sich trägt, und deshalb, glücklich in sich, aber von Sehnsucht verzehrt, in wehmüthigen Thränen schwimmt. Wehmuth, liebe Melinde, setzte sie hinzu, Wehmuth ist das Element, in welchem sich die Elegie bewegt, und das süße Auf- und Niederwogen des Gefühls ..... Aber ich kann wahrhaftig vor Lachen nicht weiter schreiben. Ist es nicht toll, daß ich Dir und mir den Kopf mit allem dem pedantischen Kram warm mache, und darüber nicht zur Sache

komme? — Aber Du hättest mich sehen sollen, wie ich auf dem Divan lehnend, mit in einander geschlagenen Armen dasaß, und mit meinen Füßen spielend zugleich über die zierlichste Form der Schuhe und die beste Einfassung des Lobes nachsann, womit ich die Vorleserin am heiß ersehnten Schlusse ihrer weinerlichen Rhapsodie zu beglücken gedachte. Da nun endlich dieser Augenblick kam, machte mich die Freude beredt, und ich war so glücklich, daß die durch ihre eigene Poesie tief gerührte Dichterin meine Freude an der Erlösung für Freude an ihrem Werke nahm. Nachdem sie also das Tuch an die Augen gedrückt und ihre Thränen getrocknet hatte, fiel sie mir mit einer wahren Begeisterung um den Hals, und versicherte mich — zu meinem eigenen Erstaunen — daß Niemand eine solche Tiefe des Gemüths, einen so feinen und sichern Tact für wahre Poesie habe als ich; und versprach mir — zu meinem größten Schrecken — daß sie mich künftig recht oft über ihre poetischen Versuche — sie lächelte bei dem Worte sich selbst an — zu Rathe ziehen werde.

Den 21. Februar.

So weit hatte ich gestern geschrieben, da wurde Graf Avensberg bei mir gemeldet, der eben in Geschäften des H. Hofes hier ist, um mir seine Huldigungen zu Füßen zu legen. Wahrscheinlich ist der Mann vor dreißig Jahren liebenswürdig gewesen; denn seine hohlrückige Haltung, seine rechts und links zugezählten Verbeugungen, die runde Bewegung sei-

ner Arme, vorzüglich die Bedeutsamkeit, mit der er den Spaniol aus der goldenen boîte nimmt, lange zwischen den Fingern zerdrückt, und langsam zur Nase führt — Alles hat den Anspruch auf eine alte dreißig- oder fünfzigjährige Liebenswürdigkeit. Was mir noch am besten hätte gefallen können, waren die Lobsprüche, die er dem bienheureux futur ertheilte. Er nannte ihn einen cavalier accompli, le modèle des jeunes gens de qualité, und versicherte, que pendant le séjour qu'il avait fait à la cour de H., il en avait fait les délices. Ich nahm diese stark accentuirten Lobsprüche mit möglichster Bescheidenheit auf, so wie auch die unendlich schönen Sachen, die er aus seinem alten Dictionnaire du bon ton für mich zu spenden die Gnade hatte.

An Fortsetzung meines Briefes war nun nicht mehr zu denken. Besuche reihten sich an Besuche bis zum Mittagsessen; dann Toilette zur Cour. Nach der Abendtafel nahm mich Prinzessin Friederike mit auf ihr Zimmer; ich mußte ihr von Ahlen erzählen, und Mitternacht war vorbei, als sie mich entließ. Nun bin ich kaum aus dem Bette gekrochen und habe den Shawl übergeworfen, so sitze ich wieder hier, und mache mir die Finger mit Tinte schwarz, um weiter zu erzählen, oder eigentlich — denn ich sehe mit Schrecken, daß ich gestern die Zeit recht thörichter Weise verplaudert habe — also um erst anzufangen.

Nun denn also gleich zur Sache. Die Elegie war gelesen, die süßen Wehmuths-Thränen abgetrocknet, das schuldige Lob gegeben und wiedergegeben, da

wurde der Wagen gemeldet. Emili und ich waren allein in der Loge. Sie, unendlich zärtlich — die Dankbarkeit wirkte noch fort — drückte mir bei jeder empfindsamen Stelle die Hand, oder lispelte mir poetisch geschmückte Seufzer zu. Die benachbarten Logen waren leer; die Zeit wurde mir lang, und trotz „meines tiefen Gemüthes" sehnte ich mich nach dem Ende der Oper, wie nach dem Ende der Elegie. Da ging endlich am Schlusse des zweiten Acts die Thür der benachbarten Loge auf; die alte Baronin Morusi und ihre Tochter rauschten herein, und nach ihnen ein fremder, junger, schöner Mann in rother Malteser-Uniform. Als sich die Damen gesetzt hatten, blieb er hinter ihnen stehen, und schickte feurige Blicke im Theater umher, die endlich auch auf seine demüthigen Nachbarinnen fielen, die sich schon lange leise angestoßen hatten, aber jetzt nicht thaten, als ob sie ihn beachteten. Nicht lange, so sagte ihm die Baronin etwas in's Ohr, worauf er die Loge verließ und in die unsrige eintrat, mit einem Anstand, einer Anmuth, einer Sicherheit — o Victorine, es war unmöglich ihn zu sehen, ohne in ihm den schönsten, den liebenswürdigsten, den gewandtesten Mann zu erkennen. Nachdem er uns beide verbindlich gegrüßt und seine Unbescheidenheit entschuldigt hatte, wendete er sich an meine Nachbarin, sagte ihr, er sey vor wenigen Stunden hier angekommen, und gedenke seine Reise morgen ganz früh fortzusetzen; er sey sogleich zu ihr geeilt, um ihr diese Karte der Gräfin Louise zu überreichen. Ein glückliches Unge-

fähr habe ihn — da er sie nicht mehr zu Hause getroffen, in ihre Nähe gebracht, und um nicht des Glückes verlustig zu werden, das ihm seine edle Freundin Louise habe gönnen wollen, habe er sich entschließen müssen, unser interessantes tête-à-tête für einen Augenblick zu stören. — Ich hatte während dieser Anrede alle mögliche Muße den schönen Fremden ungestört zu betrachten, und ich gestehe Dir, ich war in diesem Augenblick so voll Mißgunst und Neid, daß mir die Hoheneck noch tausendmal gelber und widriger vorkam. Sie schien auch recht einen Triumph zu feiern — denn wahrscheinlich fand jetzt „ihr weichgestimmtes Herz das hohe Ideal in der rohen Gegenwart" — und das Fragen nach der unendlich lieben Louise, all ihrem Thun und Lassen, wollte kein Ende nehmen, bis der Malteser eine kurze Pause benutzte, und sie bat, ihn mir vorzustellen. Ich war etwas verstimmt, und erwiederte sein Begrüßen mit einer flüchtigen, stummen Verbeugung; aber ich weiß nicht, wie er es anfing, in Kurzem waren wir beide im Gespräch, recht lebhaft im Gespräch. Jetzt rauschte der Vorhang wieder auf; unser Fremder beurlaubte sich, nicht ohne die Bitte, wenn er seinen Aufenthalt verlängere, unsere interessanten Personen besuchen zu dürfen.

Als er in seine Loge zurück kam, bemerkte ich, daß die alte Baronin scherzend mit dem Finger drohte; auch ihre Tochter flüsterte ihm etwas zu, worüber Alle lachten. Diese Unterhaltungen beunruhigten mich schon. Emili war voll seines Lobs — auch

das war mir nicht recht — und ich wendete das Gespräch auf die unendlich liebe Louise, und bat mir die Karte aus, auf der sie der Freundin einen poetischen Gruß, und, was mir um Vieles lieber war, den Namen ihres Freundes gesendet hatte. Ach, hub die gute Hoheneck an, als ich ihr die Karte zurückgab, das ist ein beklagenswürdiges Wesen. Ich weiß nicht, wer ihr in den Kopf gesetzt haben mag, sie sey eine poetische Natur, und im Vertrauen auf dieses Creditiv thut sie in ihrem Irrwahn die thörichtsten Dinge. Daß sie sehr mittelmäßige Verse macht, wie Sie an dieser Probe sehen können — sie hielt die Karte nach mir hin — wäre vielleicht noch ihre geringste Thorheit, obgleich in der Kunst die Mittelmäßigkeit durchaus unverzeihlich ist — aber daß sie mit diesen pitoyabeln Arbeiten Andern zur Last fällt, daß sie sie in Morgen- und Abend-Blättern ausstreut, und mit ihrem nichts sagenden Namen unterzeichnet; ja, daß sie sich deshalb — als ob sie auf dem Gebiete der Literatur, wo man keine Notiz von ihr nimmt, eine Stimme hätte, ein Urtheil über andere Talente anmaßt, das heißt doch in der That die Geduld vernünftiger Leute mißbrauchen. Und ist es nicht endlich der Gipfel des Lächerlichen, wenn man schon den Vierzigen zueilt, und nie hübsch, ja nicht einmal erträglich gewesen ist, noch Minne-Lieder zu dichten, Liebe und Triebe, Wonne und Sonne zu reimen, und damit nach Männer-Herzen zu angeln? — Ich lieh dieser unendlich beredten Lobrede auf die unendlich liebe Louise das eine

meiner Ohren; das andere war für das Gespräch in der Nebenloge gespitzt, dessen einzelne Laute und Worte sich durch das Recitativ vom Theater her schlangen. Ich hörte, oder glaubte zu hören: comment la nommez-vous? — Amélie, sagte die junge Baronin. Ah la ravissante créature! — und dann wieder: j'avoue, je la trouve tout à fait délicieuse, cette Amélie. — So glaubte ich den Namen zu hören, und mein Herz klopfte hoch auf. — Dann aber, wie es in solchen Fällen geht, dachte ich wieder, ich hätte doch wohl nicht recht gehört, und er hätte Emilie gesagt. Und da klopfte mir das Herz noch heftiger, und ich schmollte fast und sah meine Nachbarin noch einmal recht an, ob wohl die Beiwörter ravissante, délicieuse auf sie anwendbar wären. Da eine unbescheidene Bravour-Arie des primo amoroso jetzt alles Horchen verbot, wurde meine Eifersucht ganz toll, so daß ich ordentlich glaubte, darauf schwören zu können, er habe Emilie gesagt; und ich gestehe Dir, sein Credit sank in diesem Augenblicke sehr tief bei mir.

Aber ich hatte recht gehört; es war Deine glückliche Amélie, die er auf den ersten Blick so bezaubernd gefunden hatte. Am folgenden Morgen besuchte er mich; von der Abreise war die Rede nicht mehr; und von dieser Zeit an machte er mir, und auf eine andere Weise auch meiner Mutter die Cour mit solcher Anhaltsamkeit und so gutem Erfolg, daß ich ihm schon am achten Tag Herz und Hand überließ, und meine Mutter zwei Tage darauf die Gnade

hatte, meine Wahl zu bestätigen. Seit drei Tagen hat er mich verlassen, um sich mit seinen Verwandten zu besprechen, die Erlaubniß seines Hofes zu suchen, und einige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Sobald er zurück kömmt, wird unsere Verbindung seyn. Dann stellt er mich in H. vor, reist mit mir nach Wien, wohin auch jetzt sein Weg ging, und im Sommer führt er mich nach Ems oder Spaa ins Bad.

Sieh', Cousinchen, das ist so ungefähr das abbozzo — heißt es nicht so? — meines Liebeshandels bis zum entscheidenden Moment. Wollte ich Dir das Detail ausmalen, es würde ein Buch. Du würdest dann Deine Freude haben an der Rastlosigkeit, mit der er die Angelegenheiten seines — unserer Herzen betrieb, wie er jeden Augenblick zu ergreifen, wie er mich immer auf eine neue und überraschende Weise an sich zu erinnern, mit sich zu beschäftigen wußte. Als er mich zum zweitenmal besuchte, kam die Rede auf ein fliegendes Blatt, das wegen persönlicher Beziehungen Aufsehen machte; ich wünschte es zu lesen; er gab vor, es nicht bei sich zu haben; aber eine Stunde darauf kam es mit einem unendlich liebenswürdigen, geistreichen Briefchen an, dem man mit einer kleinen Wendung den Anstrich einer Erklärung geben konnte. Am folgenden Abend war Ball am Hof. Ich hatte mit ihm getanzt. Am Ende der Colonne zog ich mein Tuch aus dem Beutel, um mich abzutrocknen; in diesem Augenblick bückte er sich, und überreichte mir ein kleines gefaltetes Papier, das er von der Erde aufgehoben zu haben schien, mit den

Worten: voilà un papier qui paraît vous appartenir. Ich hatte Gegenwart des Geistes genug, um ihn zu verstehen, nahm das Papier als etwas mir Bekanntes an, und steckte es bei. Wie unruhig war ich während des Restes der Nacht! und wie günstig war ihm diese Unruhe! Als ich nach Hause kam und das Blättchen öffnete, waren es mit der Bleifeder geschriebene französische Verschen, voll der artigsten Anspielungen auf Einiges, was sich in derselben Nacht zugetragen, und, was sie mir noch theurer machte, mit einem Schlusse voll glühender Liebe. Ich mußte freilich am andern Morgen, da er mich besuchte, über die Art der Einhändigung schmollen; aber wie schön bat er mir seine Verwegenheit ab; wie nahm er mir jeden Vorwurf von den Lippen weg! Die poetische Erklärung wurde jetzt durch eine prosaische ergänzt und gerechtfertigt, die mir noch theurer war. Ich hatte zürnen wollen, und nach einer halben Stunde ließ ich ihm meine Hand als sein Eigenthum. Mein Herz hatte er ja vom ersten Augenblick an gehabt.

Fragst Du mich, wie es dabei der holden Emili erging? — Traurig genug. — Daß sie auf den schönen Malteser, der ihr von der poetischen Freundin empfohlen war, ein Recht zu haben glaubte, daß sie einen Plan auf seine Bewunderung wenigstens — die Anbetung wäre dann nachgekommen — gemacht hatte, verrieth der Neid, mit dem sie schon am dritten und vierten Tag unser Einverständniß belauerte, und,

als die Sache entschieden war, die boshaften, heimtückischen Bemerkungen, die sie sich über mich erlaubt hat. Aber ich habe mich gerächt, Victorine, und sie ist seitdem gelber, länger und häßlicher als je. Sie kam natürlich mir Glück zu wünschen, und ich bemerkte mit großer Zufriedenheit die unendliche Mühe, die sie hatte, ihr eckiges Gesicht in die rechten Falten zu legen, und ihre Worte mit freundschaftlicher Theilnahme zu schminken. Ich beschloß sogleich ihre Qual zu verlängern, nahm sie auf die Seite, umarmte sie mit allen Zeichen zärtlicher Rührung, und dankte ihr, boshaft genug, für das Glück, das mir ihre Nähe, das wohlthätige Zusammenseyn mit ihr an dem Opern-Abend gebracht habe; ich würde das nie, nie vergessen. Dann setzte ich ganz unschuldig und treuherzig hinzu: Der Graf hat mich an jenem Abend geistreich gefunden. Ach wenn er wüßte — und dabei küßt' ich sie — daß mich der Geist nur von diesen Lippen angeweht hatte; daß das Bischen Glanz, worin er mich sah, nur der Wiederschein des hohen Genius war, der mir zur Seite stand. Aber verrathen wir ihm das nicht, bitte! — Er wird wohl nur zu bald seine Täuschung inne werden, wenn er mich erst allein hat, und ich nicht mehr von meiner geistreichen Emili borgen kann. — Dabei sah ich sie recht gerührt, recht dankbar an. Dann sprang ich wieder an ihr in die Höh', warf meine Arme um ihren Nacken und sagte ganz trunken: Aber gestehen Sie mir, daß man vom Glück privilegirt seyn muß, um einen Mann, wie der Graf ist, zu fesseln; und dabei eine Freundin

zu haben, wie meine Emili, die durch ihre herzliche Theilnahme mein Glück so unendlich erhöht?

So eitel sie ist, und so kindisch ich ihr vorkommen mag, so konnte sie diese Protestationen doch nicht so aufrichtig annehmen, ohne die Schlange unter den Rosen zu ahnden; aber Du hättest sie sehen sollen, wie ihr das Herz schwoll vor Verdruß, wie mühsam sie von neuem die schönen falschen Worte zusammen suchte, wie sie sich quälte, um leicht und unbefangen zu scheinen. Diese Stunde war mein Triumph, und wenn sie mich je wieder mit ihrer ästhetischen Pedanterei heimsucht, so weiß ich, wie ich mir die Zeit mit ihr vertreiben kann.

Den 25. Februar.

Du wirst wohl an Schrift und Tinte sehen, liebes Cousinchen, daß dieser Brief nicht in Einem Zuge geschrieben ist. Wie wär' es auch möglich gewesen, ein solch langes Buch! Recht lieb aber ist es mir jetzt, daß er noch nicht geschlossen ist; so kann ich doch noch etwas von den Ereignissen der vergangenen Nacht anhängen. — Der Graf kam gestern früh von seiner Reise zurück, schöner, liebenswürdiger, zärtlicher als je. Seine Geschäfte hatten den besten Erfolg gehabt. Unserer Verbindung stand nichts mehr im Wege. Den Abend war Maskenball. Ich verschwieg ihm, trotz seiner Bitten, meine Maske, um die Macht der Sympathie zu prüfen. Zur Strafe verschwieg er mir auch die seinige. Ich hatte mich mit den beiden Fräulein Teng verabredet, die unge=

fähr von gleicher Größe mit mir sind. Wir erschienen zuerst als die Begleiterinnen der Königin der Nacht. Was der Maske im Ganzen am Glanze mangelte, war durch Schmuck von Juwelen ersetzt; und als wir uns vor dem Wegfahren noch einmal vor dem Spiegel musterten, war es schwer uns von einander zu unterscheiden, und selbst meine Mutter sah mich zuerst für Annetten an. Wir hatten kaum einige Gänge durch den Saal gemacht, als wir in der Ferne von einem glänzenden Helm herab einen hohen bunten Federbusch im dichtesten Gewühle der Masken wehen sahen. Alles drängte sich zu, den schönen Ritter zu betrachten, der sein Haupt so stolz empor trug, und sich durch die Begleitung eines zierlichen, über und über befiederten Papageno als Tamino bezeichnete. Wir stießen uns an, und jede sagte der andern in's Ohr: Herrlich, herrlich! das ist der Graf. Sobald seine Blicke auf uns fielen, schritt er gleich auf uns zu, nicht anders, als ob er mich eben an dieser Stelle erwartet hätte; wendete sich auch sogleich an mich, bat sich meine Hand aus, und schrieb ein A hinein. Ich war in der That überrascht, fast bestürzt. Aber der liebe Tamino wußte uns gleich mit so artigen Scherzen zu ergötzen, daß wir unsere Rollen fast vergaßen, und was wir noch weiter für den Abend vorhatten. Er blieb an unsrer Seite, bis ein Maskenzug, der vom Theater her in den Saal trat, ein Gedräng veranlaßte, das ihn von uns trennte. Wir benutzten den Augenblick, schlüpften hinaus, und kleideten uns um. Die dunkeln Hüllen machten hellen

und glänzenden Gewändern Platz; ich und Annette stellten die beiden Leonoren im Tasso vor, und Ottilie ging als Tasso neben uns. Alles, auch der Kopfputz, war in Eile geändert; zarte Kränze schlangen sich durch unsre Locken; unser ganzer Anzug war frühlingsmäßig, ländlich und doch so schön und schimmernd, daß man die Schäferinnen eines Hof-Arcadiens nicht verkennen konnte. Wir sahen recht niedlich aus, auch unser poetischer Begleiter, der wohl verdiente, seine Augen zu einer Prinzessin, wie ich war, zu erheben. Wir sahen uns nach dem Helm des Prinzen Tamino um; er war nirgends zu finden. Aber nicht lange, so blitzte uns eine diamantne Agraffe von einem aufgekrempten spanischen Hut in die Augen; und mit edelm Anstand durchbrach eine Maske das Gewühl, in welcher wir sogleich den Herzog von Ferrara erkannten. Mit derselben Sicherheit, wie das erstemal, schritt er auf uns zu, begrüßte uns mit dem Anstande eines Fürsten, und redete mich als seine Schwester Eleonore an. Es fehlte wenig, so hätten wir laut aufgeschrien. Daß wir ihn entsetzlich quälten, um uns zu sagen, wer an uns zum Verräther geworden, kannst Du leicht glauben; auch daß er nichts gestand, sondern Alles für einen glücklichen Zufall, für ein Zauberspiel der Sympathie gehalten wissen wollte. Ich für meine Person glaube an solche Wunder nicht — ich weiß auch ziemlich, wohin ich meine Muthmaßung zu richten habe — aber sage selbst, war diese doppelte Ueberraschung nicht unendlich liebenswürdig? Indem wir aber so

bei einander standen, scherzten und lachten, bald in der angenommenen Rolle schwärmten, bald im Namen unserer eigenen liebenswürdigen Personen uns allerlei Bemerkungen zuflüsterten, trat mit langem, weißem Barte, schleppender Kutte, eine hohe Tiare auf dem grauen Haupte, ein Astrolog feierlich zu dem Grafen hin, der sich in seinen Mantel eingewickelt hatte, streckte die Linke nach ihm aus, und mit dem Stabe nach dem Himmel zeigend, sagte er in feierlichem Ton: „Der Stern der Liebe im Gegenschein mit dem Mars kündet Unbestand; mit dem Saturn, Kälte und Hader; mit dem Mercur Betrug und Hinterlist. Dieses, o bethörter Jüngling, ist Deine Constellation.“ — „Und die Deinige, alter Narr,“ antwortete der Graf, „ist die Constellation der Albernheit und der Bosheit.“ — Der Astrolog wendete sich schnell ab, und verschwand in der Menge — aber an dem schwankenden Gange erkannte ich — und Alle stimmten mit mir überein — meine gute Emili, die sich ohne Zweifel in der freundlichen Absicht eingefunden hatte, Unkraut unter den Waizen zu streuen. Aber wäre ihre Absicht gewesen, unser Vergnügen zu erhöhen, sie hätte es nicht besser einrichten können.

Doch nun zum Schluß; es ist Zeit, und ich erwarte den Grafen jeden Augenblick. Uebermorgen werden wir getraut. Seine Ungeduld hat uns einen Tag nach dem andern abgestritten, und meine Mutter mußte endlich, kopfschüttelnd und lachend, das, was sie durchaus nicht wollte, doch wollen. — O Victorine, wer kann diesem Manne widerstehen? —

Und so geliebt, so beneidet zu seyn! — Wärst Du nur hier! — Von meiner Trauung, meinem Putze schreib' ich Dir in der ersten freien Stunde. Aber wann wird die kommen? — Eine Verheirathung mitten im Carneval — das ist wie ein Roman im Roman — Verwirrung über Verwirrung. — Adieu Herzensmühmchen. Grüße mir Dorinen und Adelaiden, und wer sonst an mich denkt. Was macht die kleine, allwissende Minna? Wer hat mir denn gesagt, Euer Forstmeister werbe um ihr bereitwilliges Herz? Ist es so? — Noch einmal, lieber Engel, lebe wohl, und schreibe recht bald einen recht langen, langen Glückwunsch an

Deine
über allen Glauben glückliche
Amélie.

Amelie von Ahlen an Victorine von Villach.

Den 14. Jun. 1804.

Noch immer, meine gute Victorine, liegt mir der Verdruß über Deinen Mann wie eine Last auf dem Herzen. Ist es nur denkbar, so ohne allen vernünftigen Grund, vielleicht auf einen leichten Verdacht hin — denn was wußte er etwa? — so gleich zu dem Extrem zu schreiten, und Dich in sein armseliges Villach zu schleppen, ohne Zweifel, um Dir in der Einsamkeit die Augen über seine Liebenswür-

digkeit zu öffnen, und die Erwiederung seiner Flammen abzuzwingen. Die ganze Stadt zuckt die Achseln über ihn; und am Hofe meint man, so fein er auch sey, so hätte er doch entweder nie, oder früher auf die Flucht denken sollen. Was meinst Du, Victorine? Hätten sie recht, die Scharfsichtigen?

Verlassen aber sollst Du darum nicht seyn. Auf meinen Eifer Dir zu dienen, wo und wie ich kann, baust Du ohne dieß; und Franz, dieses Schooßkind Deines unvergleichlichen Gemahls und seine rechte Hand, ist Dir und mir auf eine Weise ergeben, die keinen Zweifel erlaubt. In seine Hände können wir ohne Bedenken Alles niederlegen, was Deinem Manne unnöthige Sorgen machen könnte. Ist es nicht recht gutmüthig von Deinem Argus, daß er diese dem Zartgefühl seines Herrn zu ersparen sucht? — So will ich Dir also auch gleich, um Dein gekränktes Herz zu erfreuen, von dem Prinzen sprechen. Er war am Tage Deiner Abreise etwas ernster als gewöhnlich, setzte sich zum Spiel, spielte unaufmerksam, gab die Karten dem Stallmeister und setzte sich zu mir. Ich war ganz unbeschäftigt; denn der alte Thierot saß neben mir, und wiederholte die alten Hofgeschichten seiner Zeit, die jeder schon besser weiß als er selbst. Als der Prinz sich näherte, zog er sich ehrerbietig zurück, und suchte irgend ein anderes müssiges Ohr. Der Prinz zögerte nicht auf das zu kommen, was ihm am Herzen lag. „Ihre arme Cousine,“ fing er an; „an einem so häßlichen stürmischen Tage, tête-à-tête mit ihrem Herrn Gemahl, der noch

häßlicher ist als das Wetter, und das auf dem Wege nach Villach? Ist das nicht zum Verzweifeln?" — Wenn meine Cousine wüßte, gnädigster Herr, erwiederte ich, daß Sie einen so lebhaften Antheil an ihrer — unbequemen Lage nehmen, sie würde den nahen und den entfernten Sturm darüber vergessen. — „Wenn sie es wüßte!" sagte der Prinz mit größerer Lebhaftigkeit; „glauben Sie denn (er wollte wohl sagen, glauben Sie denn, daß sie daran zweifelt? Aber er hielt noch zurück und sagte) Glauben Sie wohl, liebe Ahlen, daß es die scharmante kleine Frau interessiren würde, meine Theilnahme zu wissen? Wenn Sie ihr schreiben — und gewiß Sie schreiben der armen Frau, so sagen Sie ihr ja, wie unendlich es mich schmerzt, sie uns, sie dem Hofe entrissen zu sehen, und daß ich untröstlich darüber seyn würde, wenn ich nicht hoffte, daß der gute Präsident bald wieder zur Vernunft kommen und uns seinen Engel von Frau wieder bringen wird. Hören Sie, schreiben Sie ihr das." — Ich versprach es. — „Aber wissen Sie wohl," fuhr er etwas näher rückend fort, „wissen Sie wohl, daß mir die üble Laune des Herrn Präsidenten fast wie Eifersucht vorkömmt?" — Und glauben Ihr Durchlaucht auch, daß ihm Veranlassung dazu sey gegeben worden? — „Veranlassung oder nicht," war die Antwort. „Vous savez, chère Amélie, que la jalousie se repaît de chimères. Und ist nicht Victorine liebenswürdig, wie soll ich sagen? appétissante genug, um einen Mann, wie den Präsidenten, in Angst zu setzen? Entre nous,

Villach ist ein guter Geschäftsmann, wie man sagt, ein treuer Diener des Hauses — gut — aber das sind viele sehr subordinirte Menschen. Und sagen Sie selbst, liebe Ahlen, ob Sie einen Mann kennen, der weniger tournure hätte, und eine pedantischere, juristischere roideur?" — Ich hatte nicht Lust, diesem Urtheile zu widersprechen — Du wohl auch nicht? — Ich sagte: Der Herr Präsident hätte statt Victorinens den Kanzler heirathen sollen. — Dieser Einfall ergötzte den Prinzen ungemein: „oh c'est délicieux, c'est délicieux," rief er einmal über das andere; „voilà un mariage bien assorti! le chancelier et le président! le président et le chancelier!" — Uebrigens, setzte ich hinzu, fürchte ich sehr, daß Herrn von Villach sein Entschluß gereuen wird. Victorine ist gefällig, anschmiegend sogar, wenn sie will; aber sie hat Charakter, und sie wird sich nicht von einem Manne unterdrücken lassen, den sie nicht liebt, nie geliebt hat, und künftig schwerlich lieben wird. Wäre irgend ein Funke fremder Leidenschaft in ihrem Herzen, was ich weder bejahen, noch verneinen kann, so wird er gewiß durch die Tyrannei ihres Mannes nicht ausgelöscht. Eine Frau, wie Frau von Villach, hat vor allen Dingen das Recht Freiheit zu fordern, und niemand erträgt Willkühr und Druck weniger als Victorine. Leidenschaftlich treu bei einem Gegenstande eigner Wahl, wird sie hingegen kein Gesetz eines Despoten fürchten, am wenigsten das eines so maussaden Despoten, wie ihr Herr Gemahl ist. — Indem ich mit dieser Bestimmt=

heit sprach, strahlte das Gesicht des Prinzen vor freudiger Hoffnung. Er legte die Hand auf die Lehne meines Stuhls, und schien im Begriff seine Vertraulichkeit zu vollenden, als der Fürst mit seinem leeren Gesichte und den Worten zu uns trat, „eh bien, de quoi s'agit-il?“ — „De la dernière revue, Monseigneur,“ antwortete der Prinz. — „Ah ça,“ sagten Se. Durchlaucht, sich zu mir wendend, „wie hat Ihnen das neue manoeuvre gefallen?“ — „Außerordentlich; ohne Zweifel war es nach Ihr Durchlaucht Angeben ausgeführt.“— „Précisement. Ich hatte es angegeben, und es wurde nach meinem Sinn executirt. Bei der nächsten Revüe lasse ich ein anderes ausführen, das Ihren Beifall noch mehr haben soll. Denken Sie sich hier . . . .“ Und nun fing er einen militärischen Jargon an, bei dem mir die Haare zu Berge standen. Ich mußte indeß aushalten, und hatte dafür die Belohnung, daß der gnädigste Herr sehr zufrieden mit meinen Einsichten, oder mit meiner Geduld waren. Der Prinz hatte sich weggeschlichen. Erst als ich das Zimmer verließ, ging er an mir vorüber, und rief mir lachend zu: „Ah la belle revue! ah le beau manoeuvre!“

Ich zweifle keinen Augenblick, daß der Prinz bei der nächsten Gelegenheit seinem gepreßten Herzen gegen mich Luft machen wird. Gewiß will ich ihm den Weg erleichtern, und Du siehst, daß ich ihm schon jetzt ziemlich entgegen gekommen bin. Schreibe mir doch Etwas, was ich ihm sagen kann, und ihm

Freude macht; und sollte er vielleicht einen Briefwechsel wünschen, so wirst Du ja wohl keine thörichten Bedenklichkeiten haben. Die Hauptsache ist, den Prinzen im Feuer zu erhalten, bis Mittel gefunden sind, Dich wieder mit ihm zusammen zu bringen. Diese Mittel müssen sich finden. Deine Freunde hier werden es an Betriebsamkeit nicht fehlen lassen; die einen aus Liebe zu Dir, die andern aus — Unliebe gegen Deinen Herrn Gemahl; manche auch wohl — vielleicht ich selbst — aus beiden Gründen.

Uebrigens bin ich — um doch auch von meiner kleinen Person etwas zu sagen — in diesem Augenblick desto besser im Stande mich Deiner Sache anzunehmen, da ich fast müssig bin; in einigen Tagen wahrscheinlich ganz müssig. Den Flügeln des Liebesgottes in meinem Herzen fällt eine Feder nach der andern aus; il ne bat que d'une aîle, oder eigentlich regt er sich nur noch par bon procédé, und das ist denn immer das Zeichen zum nahen Aufbruch. In der That wird mir die Zeit mit dem guten Obersten zum Sterben lang. Ich hatte es schon seit einigen Wochen gefühlt, aber mir immer nicht gestehen wollen. Neulich aber, ich weiß selbst nicht wie, als er mir gegenüber saß, und in einer wohl gesetzten Rede seine Gefühle für mich analysirte, überfiel mich ein gewaltiges Gähnen; während dem Gähnen sah ich ihn an; und in diesem Augenblicke war es mir, als ob ein Zauber gelöst sey. Ich fragte mich ganz ernstlich, wie ich diesen Adonis in Uniform je habe erträglich genug finden können, um einen cavaliere

servente aus ihm zu machen; und ich würde mir die Antwort auf diese Frage schuldig bleiben müssen, wenn ich nicht an meinen dépit gegen seine übermüthige Frau dächte. Aber nun ist es auch genug. Ich werde diesen langweiligen Amor ganz sanft bei den Schultern zur Thür hinausschieben, und dann mag er zu den Füßen seiner theuern Gattin zurückkehren, und Buße thun und Vergebung suchen.

Ahlen ist noch in Spaa. Er hat mir neulich durch einen Reisenden sagen lassen, daß er sich sehr wohl befinde. Ich weiß, was das heißt. Aber der Himmel soll mich bewahren vor Eifersucht. Mein guter Ahlen hat mich nach den ersten sechs Monaten unserer glücklichen Ehe von diesem Laster so vollkommen entwöhnt, daß ich wahrhaftig nicht wüßte, in welchem Winkel meines Herzens ich Eifersucht gegen ihn aufspüren könnte. Erzeige doch, liebes Cousinchen, Deinem Herrn Gemahl dieselbe Wohlthat. Die heroischen Mittel, die dazu führen, sind so süß für den Arzt, und wie bitter dem Kranken . . — Nun das wird Dich nicht abschrecken. — Adieu, liebes armes Kind. Wahrhaftig, ich würde Dich noch mehr bedauern, wenn ich nicht wüßte, wie fruchtbar Dein kleines Köpfchen ist, und wie Dich Widerstand in Thätigkeit setzt. Laß mich bald etwas hören. Noch einmal Adieu.

Amélie.

N. S. So eben geht Lamberti von mir weg. Er kam, mir eine Geschichte von gestern Abend mitzu-

theilen, die jetzt eben der Stadt ein Gespräch, und Dir eine ergötzliche Nachschrift verschafft. Es war der gewöhnliche Cirkel bei der Oberhofmeisterin. Die Berend hatte sich auch eingefunden, und nicht lange nach ihr der jüngere Haddik. Die beiden Leute sind in der ersten Seligkeit einer neuen Flamme; aber jetzt konnten sie sich bloß mit den Augen sprechen, und die dicke Wargau, die zwischen ihnen saß, hemmte jeden nähern Verkehr. Der arme Seladon, der auf so etwas schon gefaßt war, spielte lange verlegen und unentschlossen mit einem zusammengedrückten Papier, das er jetzt aus der Tasche nahm, jetzt wieder einsteckte. Der Kammerjunker von Schädel stand auf der Lauer, und wenn sich die Hände der Liebenden hinter dem Rücken der Wargau begegnen wollten, scheuchte er sie durch irgend ein Geräusch von einander. Endlich ist der Moment doch günstig; das zerdrückte Billet ist im Begriff in die Hand der kleinen Frau zu gleiten, da tritt — kann man sich ein unglücklicheres Schicksal denken — ihr Mann nach seiner Weise, lachend und polternd, zur Thür herein. Die nervenschwache Frau erbebt, das Billet entschlüpft ihren Fingern, fällt, hüpft und rollt eine Strecke weg. Der Kammerjunker, dem nichts entgangen war, setzt ganz unbefangen den Fuß darauf, und erobert so, ohne daß es weiter jemand bemerkt, den unglücklichen flüchtigen Liebesboten. Noch an demselben Abend war es in hundert Händen. Unglücklicher Weise ist Haddik einer von den Männern, die man avant la lettre nehmen muß. Die pikanten

Geheimnisse, die das Briefchen ahnden läßt, werden durch den Stil noch pikanter, und diese Geheimnisse gehen jetzt von Mund zu Mund. Sollten sie bis zu den Ohren des Mannes kommen, was wohl möglich wäre, wie groß würde sein Erstaunen seyn, den Ruf seiner zarten unvergleichlichen Fanny wie Schnee im März zerrinnen zu sehen! Freilich hätte man ihm schon früher mancherlei sagen können; aber so ist es besser — lustiger wenigstens. Die Verlegenheit des liebenden Paars bei dem Verschwinden des Billets, das sie lange mit verstohlnen Blicken suchten, soll unendlich ergötzlich gewesen seyn. —

Den 20. Jun.

Noch Ein Blatt muß ich beilegen, leider Eines von anderer Farbe als die vorhergehenden. Eben war ich im Begriff meinen Brief zu falten und zu siegeln, da kömmt ein reitender Bote von Tiefenbach mit der Nachricht, meine Mutter sey sehr krank, und wünsche mich noch einmal zu sehen. Ich möchte ohne Aufschub kommen. Du kannst glauben, daß mich diese Nachricht erschreckte; doch gab mir die bekannte Aengstlichkeit meiner Mutter Hoffnung. Ich ließ sogleich die Pferde bestellen, und war, als der Abend dämmerte, an ihrem Bette. Lange hat mich nichts so erschüttert, als diese traurige Scene. Sie war in der That krank, tödtlich krank. Kaum kannte sie mich noch. Sie schlug die Augen auf, nannte meinen Namen, und nachdem sie vergeblich zu sprechen versucht hatte, versank sie wieder in einen Zustand

von Bewußtlosigkeit, in welchem sie oft phantasirte und Vieles, aber unverständlich, sprach. Dieses dauerte bis zum Mittewoch Abend. Da wurde sie ängstlicher, heftiger, nannte oft meinen Namen mit lauter Stimme, als ob sie mich riefe; sagte aber nichts weiter, und starb endlich gegen Mitternacht. Noch nie hatte ich den Tod so nahe gesehen! Diese offenen starren Augen, dieser weitgeöffnete, lechzende Mund — steht immer noch vor mir. Am andern Morgen war ihre Gestalt ruhig; aber es war doch die Gestalt einer Todten! Das Herz stand still, das kaum noch unter meinen Händen geschlagen hatte; die Lippen, die ich so oft geküßt hatte, waren erblaßt und verschlossen. Wie war dieses Leben so schnell verflattert! und wohin? wohin? — Ich bin ganz tiefsinnig geworden. Es gibt Augenblicke, wo mir das fröhliche Leben recht leer und öde erscheint. In Tiefenthal war es noch schlimmer, wo sich die traurigen Erinnerungen von allen Seiten zudrängten. Ich fürchtete mich bei Tag und bei Nacht. Ich hörte Stimmen und Töne, die mich ängstigten. Am Tag nach der Beerdigung ließ ich anspannen, und kehrte hierher zurück, wo ich nun in tiefer Trauer sitze, um endlich diesen langen Brief zu schließen, ehe die Schaar der lästigen Theilnehmer und Theilnehmerinnen heranzieht, und mich wieder, aus lauter Theilnahme, in die düstern Scenen hineinstößt, denen ich eben entfliehen möchte. —

Aber wirst Du es glauben, Victorine, daß — doch dieses im strengsten Vertrauen — wirst Du es

glauben, daß meine Mutter — kaum kann ich es schreiben — die so streng in ihren Grundsätzen schien, und uns so schöne Moral predigte, als junge Frau nichts weniger als streng gewesen ist? Als ich in Tiefenthal ihre Papiere durchsuchte, kam ich auf ein geheimes Fach, das sie selbst vergessen haben mochte, und das einige Pakete Briefe und Brieschen enthielt, die einen ganzen Roman gäben; und diese Brieschen waren nicht von ihrem Manne, und auch nicht von Einem Liebhaber. Noch hab' ich nicht Zeit gehabt, Alles durchzugehen; aber drey verschiedene Namen sind mir schon unter die Hände gekommen. Wie hätten wir das muthmaßen können? — Es ist also immer nur das Alter, was tugendhaft macht; und wir können ja wohl auch noch recht ehrenfeste Matronen werden, wenn uns erst jener unerbittliche Lehrer dazu zwingt. Bis dahin dürfen wir uns ja wohl ohne Bedenken unsere Mütter zu Vorbildern nehmen.

Noch Eins. Der Prinz hat mich bei meiner Rückkunft begrüßen lassen. Er ist im Begriff nach Carlsbad zu gehen. Ich erwarte seinen Besuch vor der Abreise, und von wem er dann mit mir sprechen wird, weiß ich.

Victorine an Amelien.

Carlsbad, den 12. Julius.

Wie ich Dich beklagt habe, theure Amelie — denn ich muß mit dem letzten Theile Deines Briefes anfangen — wie ich meine Blicke wider Willen auf die düstern Scenen gerichtet habe, die Dich zur Theilnehmerin hatten! Wie kömmt es nur, daß bei solchen Dingen auch der entschiedenste Wille nicht genügt; daß sich die häßlichen Gespenster durch alle die Zauberzeichen drängen, mit denen man sich umgeben mag? — Das Leben ist wohl ergötzlich und schön — aber warum steht in seinem Hintergrunde — — Ich mag das verhaßte Wort gar nicht schreiben. Und doch ist dieser traurige schwarze Hintergrund mit seinem hohläugigen Phantom in der hintersten unbeleuchteten Blende noch nicht das Schlimmste in diesem tückischen Leben — denn ist es nicht tückisch, erst so lockend und frühlingshold auszusehen, und dann — ? Die Blüthe der Jugend mit allen den Hoffnungen, die sie in sich trägt, ist reizend, bezaubernd, entzückend; aber wenn Du nun siehst, daß ihr ein Blatt nach dem andern ausfällt, und zuletzt nichts mehr übrig bleibt, als der vertrocknete Strunk — das dünne graue Haar, der zahnlose Mund, die gefaltete entfärbte Haut, und die herzzerschneidende Erinnerung an einen Besitz, der nie wiederkehrt, ist das nicht ein tausendfacher, ein sich jeden Augenblick neu erzeugender Tod? — Da steht nun der häßliche Name doch, so grinzend und hohnlächelnd! Und nun

mag ich mich stellen, wie ich will, und den Kopf nach dieser oder jener Seite drehen, immer schaut mir das hohläugige Gespenst mit einem alten runzlichen Weiberkopf in die Augen, ja, aus dem Spiegel kömmt es mir neben meinem Gesichte entgegen, daß ich zusammenfahre, und mir die Augen zuhalten muß.

Ist Dir das auch so, Amelie? Kennst Du diesen Schauder auch, der mich oft mitten in der Entzückung der Lust überfällt, und den Rausch so augenblicklich zerstört, daß mir die Glieder wie im Fieberfroste zusammenschlagen? Und wenn Du diesen Zustand kennst, diesen schrecklichen, unmotivirten Uebergang von der Gluth eines flammenden, sprühenden Vulkans zu der starren Kälte des Eispols, wie erträgst Du ihn? oder wie entgehst Du ihm? wie rettest Du Dich daraus? — —

Doch weg, weg mit diesen Erinnerungen! Hört man doch so hier genug von hypochondrischen Fratzen und den wüsten Einbildungen verrückter Gehirne! — Du bedarfst der Zerstreuung, und ich bin wohl recht albern, Dich mit der Schilderung krankhafter Augenblicke zu quälen, die in der kleinen Welt des Menschen wohl eben so zufällig und eben so plötzlich gehen und kommen, wie in der großen Sonnenschein und Regen, Hagel und Wind! — Jetzt also vor allen Dingen eine Erklärung der Ueberschrift dieses Briefs, und wie ich hierher gekommen, und was ich hier schon erlebt habe, und noch weiter zu erleben hoffe. —

Nicht wahr, Cousinchen, als Dir dieser Brief gebracht wurde, und Du Siegel und Ueberschrift

beschaut hattest, nicht wahr, da seufztest Du aus tiefem Herzen und dachtest: Die Arme! welche Klagelieder wird sie mir zu lesen geben! Wie wird sie das abscheuliche Villach, und den Herrn und Gebieter von Villach verwünschen! Welche Seufzer der Sehnsucht wird sie ausstoßen, die Unglückliche, aus den Zauberkreisen des Hofes hinweggerissen, in die Einsamkeit gestoßen — —!! Dann legtest Du vielleicht den traurigen Boten uneröffnet bei Seite, um Dich erst besser zusammen zu nehmen — nahmst ihn dann wieder auf — öffnetest ihn zögernd, und sahst, zu Deinem Erstaunen, nicht Villach, sondern Carlsbad!

O Du schlaueste und feinsinnigste aller Cousinen, wie wenig erräthst Du doch! Freilich kann ich auch trotzig, widerwärtig, recht unausstehlich seyn, so gut wie Eine; und ich glaube, Villach hat es zu seiner Zeit und mehr als Einmal erfahren — aber Alles zu seiner Zeit. Wie es am Tag vor der Abreise in meinem Herzen aussah, weißt Du ungefähr; und doch hast Du nur einen Theil des Unmuths gesehen, den ich wirklich fühlte. Es gibt nichts so gewaltsames, wozu ich mich nicht aufgefordert fühlte, und wer weiß, welche Thorheiten ich noch begangen hätte, hätte nicht mein Herr Gemahl den glücklichen Gedanken gehabt, sich den ganzen Abend meinen Augen zu entziehen und erst um Mitternacht nach Hause zu kommen. Ich hatte mich früh niedergelegt, und da ich nicht schlafen konnte, stellte ich Betrachtungen an, und das Resultat dieser Betrachtungen war, daß eine kluge Frau nie unterjocht werden kann; ein jähzor-

niger Mann aber, in dem Augenblicke, wo er seinen Triumph zu feiern meint, sich selbst die Ketten der Knechtschaft anlegt. Ich beschloß, augenblicklich von dieser Bemerkung Gebrauch zu machen, ließ mir von Betty mein Schreibzeug bringen, und fing einen Brief an die Tante Namlo an, worin ich ihr erzählte, daß wir im Begriff sind nach Villach zu gehen, daß ich zwar einen großen Widerwillen dagegen fühle, aber doch dem Befehle meines Mannes folge, und mich jetzt auch wirklich freue, Einmal wieder mir selbst und dem häuslichen Glücke zu leben, wozu sich in dem Geräusch der Stadt und des Hofes die Zeit gar nicht finden wolle. In diese schöne Idylle flocht ich das noch schönere Bild meines Damon ein, und setzte die Farben von Biederkeit und gediegenem Verstand so dick auf, daß man es allenfalls mit den Fingern hätte besehen können. Dieses wohl componirte, aber in der Mitte abgebrochene Werk ließ ich auf mein Arbeitstischchen vor dem Sopha legen, und als Villach nach Hause kam, mußte ihm Betty sagen, ich hätte ihn erwarten wollen, wäre aber über dem Schreiben eingeschlafen, und hätte mich eben jetzt niedergelegt. Das Stratagem gelang vollkommen. Villach kam, fragte mit Theilnahme nach mir — seine Lebhaftigkeit vom Mittag hatte ihn gereut; ich wußte es wohl — las den unvollendeten Brief (Betty hatte durch die Thüre gelauscht) und trat auf den Zehen in meine Schlafkammer. Ich schlief fest, fest! Da stellte sich der gute Mann vor das Bett, die Arme gekreuzt, seine Augen auf mich geheftet, sah

mich lange an, ließ sich dann auf Ein Knie nieder, und küßte leise meine Hand, die schlaff an der Seite herab hing; und wenn ich jetzt die Gefälligkeit gehabt hätte zu erwachen — welche romantische Scene häuslicher Glückseligkeit! Wahrhaftig, es hätte mich ein Wort gekostet, und die ganze so nothwendige, so dringende Reise wäre in Rauch aufgegangen! Aber jetzt gingen meine Plane weiter. Ich wollte mich rächen; und er sollte wider seinen Willen seinen Willen haben.

Es war wahrhaftig Zeit, daß er ging. So ergrimmt ich auf ihn war, so mußte ich doch im Herzen über ihn lachen, und es fehlte wenig, so wär' ich laut ausgebrochen. Es lebe die List! — Laß mich Dir immer diese Ketzerei unter vier Augen gestehen, Amelie — selbst die Liebe wäre ohne etwas List nur eine langweilige Ergötzung. Ja, wenn uns nicht im ledigen Stande die Mütter, im Ehestande die Männer zu mancherlei Ränken nöthigten, das Lieben würde ganz außer Gebrauch kommen, und nur etwa noch bei dem Volke Mode bleiben. Das liebt, wie es ißt und trinkt, und wir mißgönnen ihm seine unschuldige arcadische Milch so wenig, als seine Concerte auf der Strohfiddel und dem Dudelsack.

Aber da fallen mir die équipées Deiner guten Mama ein. Leiser Anspielungen darauf von der meinigen erinnere ich mich nun wohl — aber diese verstand ich damals nicht. Und auch jetzt wundert es mich. Die gute Tante hatte gar nicht die tournure einer galanten Frau. Freilich mag man das auch zu

ihrer Zeit auf eine etwas andere Art gewesen seyn. — Daß Du mir aber ja diese Correspondenzen aufhebst! Sie sollen uns ein herrliches Fest geben.

Nun wieder zu meiner Geschichte. Ich war auf meinen Lorbeern eingeschlafen und ruhte vortrefflich. Gegen acht Uhr schickte Villach, und ließ fragen, wie ich geruht hätte; und ohne die Antwort abzuwarten, kam er selbst, that mit gutmüthiger Verlegenheit — ich hätte fast Mitleiden mit ihm gehabt — dieselbe Frage, küßte mir die Hand, die ich ihm nur eben ließ, und sagte endlich — die Worte wollten gar nicht kommen — die Pferde wären um zehn Uhr bestellt; wenn es mir aber zu früh wäre, oder wenn ich — da das Wetter sich schlecht anließe — die Reise bis morgen oder übermorgen aufschieben wollte, so erwarte er nur meinen Befehl. Ich antwortete ziemlich trocken: er hätte mich gewöhnt, seine Einrichtungen ohne Widerspruch zu befolgen, auch wenn sie meinen Neigungen nicht zusagten. Ich wollte nicht, daß die Abreise um meinetwillen auch nur um Eine Stunde aufgeschoben würde. Uebrigens sey Alles gepackt, und die dringenden Geschäfte, die ihn nach Villach riefen (ich legte Nachdruck auf diese Worte), möchten wohl schwerlich einen Aufschub leiden. — Neue Anerbietungen von Villachs Seite; neue Protestationen von der meinigen; es war ein Wettstreit der Großmuth, der Dich belustigt hätte. Ich siegte ob. Um zehn Uhr saßen wir im Wagen, und aller mein Verdruß und Unmuth hatte sich in Muthwillen umgewandelt. Ich dachte nur an die Reparationen,

die er mir für alle die Opfer machen müßte, an die Rache, die ich nehmen wollte. Es war unmöglich, verbindlicher und zärtlich-verlegner zu seyn, als Villach war. Es fehlte wenig, er hätte den Regen entschuldigt, der vom Himmel herabströmte, den Sturm, der uns entgegenblies, und den schlechten Weg, in dem sich die Pferde abarbeiteten. Seine Bemühungen halfen ihm nichts. In dem Grade, wie seine Vertraulichkeit stieg, wurde ich zurückhaltender, höflicher, kälter. Ich hatte mir vorgenommen, auf dem ganzen Wege kein deutsches Wort zu sprechen; und Du weißt, wie er die französische Unterhaltung liebt, wie sie ihm zusagt! Schon dadurch hielt ich ihn in einer Ferne, in einer Spannung —, die selbst der Erinnerung an den Brief nicht weichen konnte. Ich sah wohl, wie ungemein der Brief wirkte, und beschloß, ihm diese Freude nicht unvergällt zu lassen. Ich veranlaßte ihn, ich weiß selbst nicht wie, an die Tante Romla zu denken; und schneller, als ich es erwartet hatte, kamen Anspielungen auf den Brief, so deutliche, so dankbare Anspielungen. O ich hätte ihn für diese bonhommie küssen mögen, so erwünscht kam sie mir. Ich spielte die Erstaunte, die Zweifelnde (seine Verlegenheit war köstlich!), und brach endlich mit dem pikirtesten Tone in Ausrufungen über seine Indiscretion aus. Ich hatte die Kühnheit ihm zu sagen: Diesesmal hat der Zufall gewollt, daß Sie Ihr Lob gelesen haben; denn wie sehr Sie mich auch bisweilen reizen mögen, ungerecht werde ich niemals seyn; aber ich rathe Ihnen nicht den Versuch

noch einmal zu machen. Sie könnten Dinge zu lesen bekommen, die wunderbar in Ihrem Kopfe spukten. Wissen Sie nicht, daß auch die beste Frau ihre Geheimnisse haben kann — und ich habe nicht die Eitelkeit mich zu den Besten zu rechnen — daß ein unschuldiges Wort, von der Laune oder dem augenblicklichen Muthwillen eingegeben, und nur der verständlich, an die es gerichtet ist, die allertollsten Grillen in einem Männerkopfe erzeugen kann? und daß eben deshalb die Briefe der Frau dem Manne ein Heiligthum seyn müssen, an das er nicht rührt, von dem er die Augen abwendet? In der That, Herr von Villach, so schloß ich meine Strafrede, ich hätte Ihnen mehr Zartgefühl zugetraut; und wenn ich mich in Ihren Willen resignire, auch da, wo ich nicht so glücklich bin, die Gründe desselben zu kennen, so darf ich hoffen, daß auch Sie die Achtung nicht aus den Augen setzen, die Sie einer gebildeten Frau, die Sie Ihrer Gemahlin schuldig sind. — Mein Ton und meine Mienen waren sehr ernst geworden. Der arme Mann war beschämt, verwirrt, niedergeschlagen, und die Apologie, die er versuchte, gerieth ihm nicht besser, als die Schmeicheleien, mit denen er mich bestechen wollte. Und da mußte ich wieder in meinem Herzen lachen, daß ein so großer Rechtsgelehrter und Präsident eines Collegii einer klugen Frau gegenüber eine so armselige Rolle spielen mußte.

So ging der Rest dieses Tages hin, und ich versichere Dich, daß ich mich recht gut amüsirte. Das treffliche Gelingen aller meiner Absichten, die sichere

Aussicht auf die vollständigste Genugthuung für das erlittene Unrecht, ja das widrige Wetter selbst — in meinem Kopfe war das beste — steigerte meine Laune bis zum Muthwillen, bis zur Ausgelassenheit. Mein guter Villach athmete allmählig wieder auf und glaubte mich ausgesöhnt, weil ich lustig war; aber ich erwartete nur die Zeichen dieses Glaubens, um ihn wieder, wer weiß wie weit, zurück zu werfen. Und mit diesen manoeuvres, die etwas Anderes sind als die Deines geistreichen Fürsten, kamen wir recht gut und ergötzlich nicht nur nach Villach, sondern hierher. Eine unglaubliche Erschöpfung am Tage nach der Ankunft in unserm ländlichen Arcadien — meine gestrige Ausgelassenheit war ja offenbar schon Ueberreizung und der Anfang einer Krankheit gewesen — heftige Anfälle von allen möglichen Uebeln, die mit der ängstlichsten Schnelligkeit wechselten; die Orakel des gefälligen Hausarztes, der, als ob er bestellt wäre, sich auf den ersten Wink eingefunden hatte — Alles das setzte meinen guten Villach in eine solche Angst, daß er mich schon am vierten Tage beschwor, um seinetwillen, aus Liebe zu ihm, meine Abneigung gegen Carlsbad zu überwinden — ich hatte erklärt, ich wollte lieber in Villach sterben, als in Carlsbad gesund werden. Wie hätte ich solchen Bitten widerstehen können? Aus Gehorsam, aus Liebe besiegt' ich mich selbst; und sieh', die herrlichen Tage, die ich hier gehabt habe, ich verdanke sie der Liebe, der glühendsten, süßesten Liebe! — Ah mon pauvre Villach!

Ich muß abbrechen. Da reitet über die Brücke her — o wenn Du ihn sähst! o wenn Du wüßtest! — Er sagt seinem Diener Etwas; der Diener reitet voraus. — Mein Zelter stampft an der Thür. Betty, Handschuh, Peitsche. — Auf Wiedersehen.

Den 16. Julius.

Drei Tage sind vergangen — nein, das ist ein zu schlechtes Wort — verflogen sind sie, verschwebt, verschwommen, seit ich diesen Brief angefangen habe; und Du brennst vor Neugierde, und weißt noch immer nichts, und erführst auch jetzt vielleicht noch nichts, wenn nicht der Regen in Strömen vom Himmel fiele. Ich fahre also fort, oder eigentlich, ich fange an, Dich in das Heiligthum meiner Geheimnisse einzuweihen. Wie doch Dein liebes Gesichtchen so neugierig hereinschaut! Wie Du umsiehst nach dem Verborgenen! Nur getrost herein! Ich schiebe nun den Nachtriegel vor, und ziehe die Stores zu, und wir sitzen vertraulich zusammen, Du ganz Ohr, ich ganz Mund (pfui, was für ein häßliches Bild! Aber so geht es, wenn man Styl haben, Anthithesen machen will). — Genug, Du hörst aufmerksam dem zu, was ich Dir aus vollem Herzen erzähle.

Aber eh' ich ein Wort weiter schreibe, daß Du ja nicht erwartest, Deinen Prinzen hinter dem Vorhange und in dem Allerheiligsten des Tempels der Liebe zu finden. Der ist freilich auch hier, und dreht sich mit seiner zuckenden, unruhigen Beweglichkeit um mich — mais quel plat personage! Nein,

wenn ich einen Augenblick das Ansehen hatte, sein süßes Liebäugeln zu verstehen, so war es nur ein Versuch, ob sich aus diesem verkalkten, erstorbenen Herzen nicht ein lebendiger Funke ziehen ließe. Wenn aber auch der Versuch gelänge — er gelänge sicher nicht — wahrlich, es wäre Schade um Zeit und Mühe. Und Du, mein schlaues Cousinchen, hast die Sache so ernsthaft nehmen können! — Zu Etwas indeß ist mir diese langweilige Durchlaucht doch gut. Mein guter Villach, den jemand in H... aufmerksam gemacht haben mochte, hielt auch hier noch an dem Wahne, und ich sah ihn erblassen, als die Ankunft des Prinzen gemeldet wurde. Indem er nun diese Spur verfolgt, und doch gar nichts entdecken kann, als des Prinzen eitles Bestreben mir zu gefallen, und das meinige, mich der höchsten und allerhöchsten Zudringlichkeiten auf das Beste zu erwehren, so sind meine Actien — um in seinem Style zu sprechen — dadurch außerordentlich bei ihm gestiegen, und er ist jetzt mehr als je überzeugt, eine Frau zu haben, wie es keine mehr gibt.

Die Beschreibung der ersten Tage meines hiesigen Aufenthaltes erläßst Du mir wohl. Sie waren weder recht langweilig, noch recht ergötzlich; ob ich gleich in der Gesellschaft meines theuern Gemahls das vollkommenste Recht auf die ausgezeichneteste und unverfälschteste Langeweile hatte. Auch hatte ich auf unserer Reise hierher aus diesem unversieglichen Quell reichlich getrunken, so daß ich mit einem großen Seufzer ausstieg, wie jemand, der eine schwere Bürde

niederlegt. Eine Badeliste lag auf dem Tische, eine Menge gleichgültiger Namen, bekannte und unbekannte — unter jenen, die kleine Valerie, jetzt Baronin Effner, und diese auch in den drei Staffeln wie wir. Das war nun recht artig. Unglücklicher Weise ist die niedliche Frau so unendlich mit ihrem kränkelnden Manne beschäftigt, daß man ihrer kaum einen Augenblick froh werden kann. Mitten in einem anziehenden Gespräch springt sie auf: Ich muß Sie verlassen. Ich bin schon allzu lange von meinem guten Manne weg! Mein guter Mann erwartet mich gewiß! Ich muß meinem guten Manne eingeben, u. s. w. Und so ist die allerliebste, geistreiche, lebendige Frau über den guten Mann für die übrige Welt so gut als verloren.

Einige alte Bekannte, die ich in dem Bienenschwarm am Neubrunn entdeckte, oder die mich entdeckten, halfen mir über die nächsten Tage hin. Ich stand früh auf, ging früh zu Bette, gähnte mehr, als ich lachte, und lachte mehr, als es mir um's Herz war. Mein Gestirn war noch nicht aufgegangen, und ich sah ziemlich gleichgültig in die bunte Welt, die sich früh und spät vor meinen Fenstern auf den Wiesen umhertrieb, um in einem geschäftigen Müssiggange der Langenweile zu entfliehen, die sich wie ein tückischer Kobold immer hinter ihnen her zu wälzen schien.

So waren beinahe sechs Tage vergangen, als ich zu einem Ball auf dem Posthofe eingeladen wurde. Ich kam zufällig etwas spät, und fand die Gesellschaft

verstört. Es hatte Streit beim Tanze gegeben. Ein polnischer Officier, der schon vorher nicht in gutem Kredit war, hatte seine Dame beleidigt, und die jungen Leute hatten ihm den Weg gezeigt. Während des Wortwechsels tritt ein schöner Mann in französischer Uniform herein, und hat kaum den Polen in's Aug gefaßt, als er auf ihn zugeht, ihm einige Worte in's Ohr flüstert und mit ihm verschwindet. Der Tanz hatte nun zwar wieder angefangen, aber es war kein Leben dabei. Alle Gedanken waren auf den Fremden gerichtet, den niemand von der Gesellschaft zu nennen wußte; und so fand ich die meisten in dem liebenswürdigen Zustande von Leuten, die das Wort zu einem Räthsel suchen, das sie vor Augen haben und doch nicht finden können.

So ging es einige Zeit langweilig genug, und ich hätte fast schon zu dem letzten Hülfsmittel der gähnenden Geselligkeit, zum Spiel, meine Zuflucht genommen — zum Tanz war ich nicht wohl genug — als endlich die Officiere zurückkamen, die den Fremden und seinen Gegner begleitet hatten. Alles drängte sich ihnen entgegen; der Tanz hörte auf; Jedermann wollte Etwas wissen. Der Zweikampf war in dem benachbarten Wäldchen vor sich gegangen; der Pole hatte einen Hieb über die Stirne, der Andere eine unbedeutende Wunde am Arm bekommen. Beide waren von den Secundanten auf ihren Droschken nach Hause gebracht worden. Der Fremde war nun auch bekannt. Von seiner Kaltblütigkeit, von der Gewandtheit, mit welcher er den Säbel geführt, spra-

chen jene mit Entzücken. Schon mehrmals hatte der Pole sie zu seinem Nachtheil erfahren.

Ich könnte Dir nun den lieben Namen nennen, meine neugierige Freundin, und wahrhaftig, ich brenne vor Begierde es zu thun, wie ich den Rest jenes Abends vor Verlangen brannte, den interessanten Fremden mit dem berühmten Namen zu sehen. Zauberhaft wirkte der Name. Jedermann kannte ihn; Jeder wußte Etwas von dem Manne zu erzählen, der ihn trug, und Jeder hoffte ihn bald wieder erscheinen zu sehen. Auch ich war unter diesen. Wie oft hatte ich den Namen gehört! wie oft im Stillen gewünscht, diesen hochgepriesenen, oft leidenschaftlich getadelten, aber auch dann noch gefeierten Alcibiades auf die Probe zu stellen. Aber die Hoffnung lag fern von dem Wunsche. Und nun war er mit Einemmale so ganz unerwartet in meine Nähe gebracht. Wie mir dabei zu Muthe war! wie mich Unruhe, Ahndung, Neubegier, Wünsche aller Art hin und her zogen! wie ich die Stunden bis zum andern Morgen zählte, nicht ohne geheime Besorgnisse, seine Wunde möchte ihn zu Hause halten! — Was ich in diesem exaltirten Zustande gesprochen, ich weiß es nicht; aber ganz anziehend mag ich gewesen seyn. Mehr als einer der trefflichsten Tänzer forderte mich auf — es wäre mir jetzt noch weniger als vorher möglich gewesen an dem Tanze Theil zu nehmen — aber wenn ich mich bei den dringend Bittenden entschuldigte, blieben sie bei mir und vergaßen den Tanz. Bald hatte ich einen ganzen Kreis dieser Planeten

um mich, die sich, statt nach der Tanzmusik, nach der Harmonie meiner Rede drehten, und in meinem Glanze sich sonnten. Ich war wirklich in einer Art von Verklärung, in mich hineingekehrt und doch außer mir, und mein inneres Leben hing an einem andern entfernten — etwa wie das einer Somnambule. Mein Rapport mit dem Herrlichen, Einzigen fing in dieser Abendstunde an. Ich kam überreizt nach Hause. Villach lag schon in tiefem Schlaf. Ich ließ mich schnell auskleiden. Betty fand mich erhitzt, als ob ich getanzt hätte; meine Hände glühten, wie im Fieber. „Aber was Ihr Gnaden heut wunderschön aussehen,“ sagte sie nach ihrer albernen Art; und doch hatte ich lange keine Schmeichelei mit so großem Vergnügen gehört. Ja, lache nur, ich besah mich noch Einmal im Spiegel, und fand, daß Betty gar nicht Unrecht hatte.

Wie ich die Nacht zubrachte? Sonderbar genug. Ich schlief nicht und wachte nicht; nur ein dünner Nebel von Schlummer hielt mich umsponnen, und durch den Nebel zogen die buntesten, groteskesten Gestalten, zerstört und wieder ergänzt, und sich umschaffend, bis endlich Alles in einem tiefen, dunkeln Azur zusammenfloß, und ich in Bewußtlosigkeit versank. Auch das war kein Schlaf. Nach wenigen Augenblicken war ich wieder bei mir, und so matt und abgespannt, als ob ich in Ohnmacht gelegen hätte. Ich ließ endlich Betty kommen und mir vorlesen. Was sie gelesen, weiß ich nicht; aber der summende Ton der schläfrigen Vorleserin beruhigte endlich meine

zuckenden, springenden Nerven, und als die Sonne herauf war, war ich eine der ersten am Brunnen.

Unnütze Eile! Die gestrige Ballgesellschaft fand sich bald wieder zusammen; aber der Fremde war nicht unter ihnen; auch sprach niemand von ihm. Ich hatte große Lust zu schmollen. Die jungen Herren, die gestern wie Mücken in meinen Strahlen getanzt hatten, drängten sich wieder herzu. Sie mochten glauben, ihre Nähe hätte mir alle die Funken und Blitze entlockt; und nun wollte Jeder der Begünstigte vor Allen, der Glückliche par excellence seyn. Die Zuversichtlichkeit der Gecken beleidigte mich. Ich wickelte mich siebenfach in meinen Shawl, schickte sie mit kurzen Worten fort, oder ließ sie stehen, höchlich erstaunt, ihre Verdienste so plötzlich verkannt, und sich mit allen ihren Trefflichkeiten mit Einemmale in eine solche Sonnenferne geworfen zu sehen.

Nie war mir die Zeit so lang geworden. Ich sehnte mich weg, und zankte schon beim fünften Becher mit dem Bedienten; er mußte und sollte sich um einige verzählt haben. Ich stürzte die übrigen schnell hinab, kehrte verdrüßlich nach Hause zurück und frühstückte mit meinem Herrn Gemahl, der die Gefälligkeit hatte, mein Maulen auf seine Rechnung zu nehmen. Dann ging ich, um die Langeweile zu variiren, mit der kleinen Valerie, die es einmal wagte ihren guten Mann zu verlassen, zu Avanzo, um Neuigkeiten zu besehen.

Während wir hier im Magazin an der Thür saßen, mit den Herrlichkeiten von Wien und Prag auf dem

Schooße und um uns her, ließ sich vom sächsischen Saale her ein Getös von Pferden hören; drei, vier bairische Officiere sprengten im verhaltenen Gallop vorüber — mein Herz klopfte — und indem ich den Zug musterte, und meine Blicke bei einem Reiter still hielten, der einen schnaubenden, schäumenden, steigenden Rappen bändigte, rief Valerie, die erst jetzt die Augen aufschlug, mit freudiger Ueberraschung: Ach Lothar!

Lothar! Nun ja, da steht der Name des Herrlichen, Unvergleichlichen. Klopft Dir das Herz nicht auch? Hast Du nicht auch ihn oft genug nennen, von seinen Siegen, seinen Abentheuern sprechen hören? Gutes und Böses freilich — je nachdem Liebe oder Mißgunst, Eifersucht oder Bewunderung sprach. Aber immer klang durch alle die verschiedenen Töne der Eine Grundton der unwiderstehlichsten Liebenswürdigkeit. — Diesem nun so nah', so nah'! Und mit allen diesen Ahndungen, mit diesem Bedürfnisse eines müssigen, sehnenden Herzens. O Amelie! Ich war schon in diesem Augenblicke meines Glückes gewiß.

* * *

Ich mußte hier abbrechen. Die Hast, mit der ich unter beständigem Herzklopfen geschrieben hatte, und alle die Erinnerungen von erfüllten, über alle Hoffnung hinaus erfüllten Wünschen hatten mich erschöpft. Funken flogen mir vor den Augen, und alle Töne der Aeolsharfe und Harmonika klangen vor meinem Ohr.

So warf ich denn die stumpfe Feder hin, und lief, da der Regen aufgehört hat, einigemal unter den Linden auf und ab. Ich fand da einige recht langweilige Gesichter von Brunnenfreundinnen, die die chronique scandaleuse von Carlsbad abhaspelten, und noch einige andere Chroniken nebenbei; auch den dicken Oberschenken des Fürsten von O., der sich keuchend hinter mir drein rollte, und mir mit schwerer Zunge die schönsten Dinge über die Wirkungen des Brunnens sagte, die er — an sich spüre; und als ich auch diesen los war, und gern noch einige Gänge allein gemacht hätte, sieh', da kam eben den Weg herein der Prinz mit seinem Pylades — das heißt die Langeweile mit der Trägheit. Meine guten Augen sahen ihn glücklicher Weise von fern, und da es mir jetzt ganz unmöglich war seine Fadaisen anzuhören, zog ich mich schnell in mein Haus, wie in eine Festung, zurück, und sitze nun wieder hier, um in der Geschichte meines hiesigen Lebens und Liebens — ist nicht beides Eins? — fortzufahren.

Wo war ich stehen geblieben? — Ach bei Valeriens Ausruf. Ich sah mich schnell nach ihr um; ihre blassen Wangen waren mit einem flüchtigen Roth der Freude überzogen, und da ich sie ansah, war es mir, als ob sie noch röther würde. Wirst Du glauben, daß mir hier die Eifersucht wie ein Pfeil durch das Herz fuhr? — Lothar hatte die Ausrufung gehört. Er sah schnell nach uns herüber und grüßte Valerien mit der Miene und dem Wohlwollen eines alten Bekannten. In diesem Augenblick stieg sein

Pferd. Es war fürchterlich! Noch eine Linie und es schlug über. Valerie erblaßte; ich stieß einen Schrei aus und hielt mir die Augen zu. Lothar aber lächelte vor sich hin, setzte dem stolzen Thiere die Sporn in die Seiten, und flog mit siegreicher Sicherheit davon.

Jetzt hatte ich ihn gesehen, er hatte mich gesehen; die Bekanntschaft war so gut als eingeleitet. Kennen Sie den schönen muthigen Reiter? fragte Valerie. — Ich sah' ihn zum erstenmal. Aber Sie nannten ihn Lothar, denk' ich? — Ja wohl; hätten Sie noch nicht von ihm gehört? — Gehört wohl. Aber Sie scheinen ihn genauer zu kennen.

Ich mochte dieser Frage etwas zu viel Ton gegeben haben. Valerie lächelte, und ein leises Roth kehrte auf ihre Stirn zurück; und ich dachte schon wieder Arges. Ich hatte ihr Unrecht gethan. Das, was ihr das Blut in die Wangen trieb, war nur die Freude, ihrem Manne sagen zu können, daß Lothar hier sey. Sie hatten sich in Paris kennen lernen. — Das gute Weib! Ich mußte sie für ihre Unschuld an mich drücken. — Und nun erzählte sie mir so Vieles von ihm; manches freilich mit Achselzucken. Er hat verdrüßliche Geschichten in Paris gehabt; aber sein guter Genius — —

Nun da haben wir's! Der Prinz läßt mir herauf sagen, er halte unten mit dem Wagen, und da er gesehen, daß ich vor ihm gelaufen, lade er mich zur Strafe zu einer Spazierfahrt ein. Ich sollte nur nicht glauben, ihm wieder zu entgehen. — Was ist zu thun? — au revoir, chère cousine.

Den 24. Julius.

Soll ich diesen Brief, dieses lange Bruchstück meiner Bekenntnisse — noch Einmal fortsetzen, oder soll ich ihn unvollendet abgehen lassen, oder ihn ganz vernichten? Wahrhaftig, ich weiß es nicht. Ich habe zu dem Einen so wenig Lust, als zu dem Andern.

Acht Tage sind vergangen seitdem. Acht Tage! Welche lange, und welche kurze Zeit! Und wie ganz anders gestimmt sitze ich heute hier als das letztemal — heute an dem hellsten, sonnenreichsten Tage, der je die Erde beschienen hat, düster in mich gekehrt, mit zusammengezogenem, schwer und mühsam klopfendem Herzen. Und damals bei strömenden Regengüssen, heiter, in meinem Innersten selig, siegreich, trunken, und ohne Schwere, wie die schillernde Libelle, von einer Blume der Freude zur andern wippend.

Ich kann nicht fortfahren. — Stößt mir nicht jede Erinnerung an die glücklichen Tage den Pfeil tiefer in die Brust? und hab' ich nöthig den bittern, herben Unmuth noch bitterer, noch herber zu machen durch das Andenken an das genossene und verlorne Glück? — Ich will ihn ja hassen, und wenn ich forterzählte, wie ich angefangen habe, behielte doch am Ende die Liebe den Sieg.

Da sitz' ich nun und sinne und sinne, was ihn nur von hier weggetrieben haben kann. Warum nur so hastig, so ohne Abschied, so unbegreiflich räthselhaft? — Geschäfte? Lächerlich. Laune? Vielleicht.

Aber was war denn seine Liebe, wenn ein Hauch der Laune darüber gebieten konnte?

O wankelmüthiges, falsches, treuloses Geschlecht! Was prahlt ihr mit Selbstständigkeit? Eure Selbstständigkeit ist der Eigensinn ungezügelter Willkühr; ein knabenhafter Troß, den ein Nichts erzeugt, die Nachsicht vermehrt, und nur eine harte Züchtigung bändigt. Und eure Liebe? O ich mag nicht davon sprechen. Unbändig greift ihr nach dem, was eines Andern ist; haltet ihr aber die Beute in euern rohen Händen, dann rupft ihr sie, Feder um Feder — und sie mag sich zu euern Füßen im Staube zerflattern, ihr seht vornehm und mit aufgeworfenen Lippen darauf herab. Wenn ihr begehrt, so ist das dünnste, seidenste Haar stark genug euch zu halten; habt ihr das Ziel erreicht, da mögen euch die Arme der Liebe noch so fest umstricken, ihr reißt euch durch, und ob ein Herz mit zerrissen wird, was fragt ihr darnach?

Ich schwärme — der Kopf thut mir weh — meine Augen brennen wie Feuer.

Und da ist nun mein Mann, der mich mit seiner Theilnahme quält, und gar nicht begreifen kann, daß die Wirkungen des Wassers mit Einemmal so umgeschlagen sind. Ich hätte zu heiß getrunken, meint er; zu hastig, und mich dann nicht genug geschont. Wie scharfsichtig! Und doch ist es, wenn man es nur eben recht versteht, nicht so unwahr.

Valerie, die etwas bessere Augen hat, erwähnt den treulosen Freund gar nicht gegen mich; aus

Schonung? aus Bosheit? ich weiß es nicht. Auch hat sie seit einiger Zeit wieder so viel mit ihrem Manne zu thun, daß ich sie fast gar nicht sehe. Oder vermeidet sie mich etwa, und hält sich für zu tugendhaft, wie einige andere Begueulen? — Aber geh' ich nicht auch in die Kirche, wie sie, und knie bei allen Heiligen herum, und bete um Lothars Rückkehr? Lache nur nicht. Ließ nicht ein Duc d'Albe Messen über Messen lesen, um eine Maitresse, die ihm entlaufen war, zurückzuzaubern? und steckt nicht die Fürstin D. ihrem Heiligen immer einige Kerzen mehr auf, wenn sie mit ihren Liebhabern zufrieden ist? Il faut tout mettre à profit.

Ich lasse diesen Brief endlich abgehen. Drei Tage sind nun zu Ende, und noch immer kein Wort von ihm. Jedermann wundert sich über das schnelle Verschwinden, und fragt mich, und kann nicht begreifen und nicht glauben, daß ich auch nichts weiß. Und noch soll ich vierzehn Tage hier harren; und der Prinz ist auch zudringlicher und lästiger als je! — Lebe wohl und beklage

Deine

gequälte Victorine.

Lothar an den Grafen von Ahlen.

Hof, den 25. Julius.

Dein Brief ist mir über Prag nach Carlsbad nachgekommen. Er fand mich im Rausche der Liebe,

kochend, sprudelnd, wie Du mich kennst. Wie ein Wasserstrom fiel er in die flammende Lohe herab, daß sie erschrocken niederstürzte, noch Einmal aufschlug, und sich dann demüthig in die Asche verkroch. Und nun sitz' ich hier, und störe in den Kohlen meines Herzens nach einzelnen Körnern gediegenen Goldes, um mir nur nicht gar zu arm, gar zu bettelhaft vorzukommen.

Entsetzlich hat mich die starre Kälte ergriffen, mit der Du schreibst „Mathilde ist todt." Ach wie viele Stimmen erwachten da in meiner Brust, die ich längst verstummt glaubte, und riefen mir immer von neuem und immer lauter und schrillender zu: Mathilde ist todt! Du hast sie ermordet! sie starb an gebrochenem Herzen durch Dich! — Und wie tückisch kam mir diese Botschaft! Ich kehrte spät vom Ball zurück, so berauscht von Liebe, so glücklich, wie fast noch nie. Ich fühlte die Erde nicht unter mir; das schönste Weib war mein; Victorine war mein. Ich war nicht von ihrer Seite gewichen. Dem Neide zum Hohn hatten wir beide unsere Siege gefeiert, und den Becher der Freude mit desto größerer Lust getrunken, da ihn die Eifersucht unserer Umgebungen würzte. Sie war anmuthiger als je; anziehend durch das, was sie gab, bezaubernd durch das, was sie gegeben hatte und noch verhieß. Unsere Gedanken begegneten sich in tausend Anspielungen; und die Funken des Witzes sprühten dem geistreichen Engel, wie flüchtige Küsse, von ihren süßen Lippen. So verließ ich sie, und noch zuckte der Druck ihrer Hand in

meinen Nerven — da fand ich Deinen Brief auf dem Tische. Ich nahm ihn begierig, aber eine sichere Ahndung ließ mich ihn wieder niederlegen. Doch nahm ich ihn wieder, besah das Gorgonenhaupt des Siegels, und dachte: „was kann es denn bergen, das furchtbarer wäre als es selbst? Alberne Furcht.“ — Und nun brach ich es hastig auf, und das Erste, was ich sah, war Mathildens Name. — Da saß ich nun mit dem Kopfe zwischen beiden Händen, und ein Leichenzug ging vor mir hin, und immer kehrte Mathildens blasse Gestalt in dem offenen Sarge zurück, der Mund lächelnd, wie sie im Leben that, wenn auch der Schmerz im Herzen wühlte; die Rechte deutend auf die blutende Brust; und da ich immer von neuem hineinsah, quoll das Blut heftiger aus der offenen Wunde, und strömte auf mich. Es war umsonst, daß ich aufsprang, im Zimmer umherlief, die Erinnerung dieser Nacht und aller vorigen glücklichen Tage zu Hülfe rief; es war umsonst. Immer drängte sich der Leichenzug herein in die üppigsten Bilder der Freude, und immer rief es in mir „Mord, Mord“ — und Victorine selbst stand wie ein Gespenst von fern, und zeigte mir einen Dolch mit blutgefärbter Spitze.

Wie man kindisch seyn kann! Die Furcht übermannte mich, und was diese kindische Furcht in mir sprach, kam mir, dem Aufgereizten, in jenem Augenblicke wie ein untrügliches Orakel vor. Ich müßte fort, rief es in mir; ich müßte das neue Glück von mir stoßen; durch dieses Opfer werde der zürnende

Schatten versöhnt werden. „Fort, fort," rief es immer von neuem und so laut in mir, daß ich es außer mir hörte, und erschrocken umher sah. Dominique stand schon lang, um mich auszuziehen. Ich befahl ihm auf der Stelle einzupacken; ich müßte fort. Er zögerte; er glaubte unrecht verstanden zu haben. Ich wiederholte den Befehl noch Einmal und so bestimmt, daß er keine Einwendung erlaubte. Und eh' der Tag anbrach, saß ich zu Pferd, und ritt und ritt, immer von schwarzen Gedanken verfolgt, bis ich erschöpft an Kräften hier ankam. Nun bin ich ruhiger, und habe meinen Verstand wieder beisammen, und sinne auf einen gescheidten Vorwand, um wieder in Armidens Gärten zurück zu kehren, aus denen mich ein abentheuerlicher Spuk mit häßlichen Larven, ich weiß selbst nicht wie, vertrieben hat.

Aber ein tiefer Unmuth ist doch in mir zurückgeblieben. Ich habe das Gefühl einer erlittenen Niederlage mitten im Sieg; einer Demüthigung in aller Befriedigung des Stolzes, und dieses Gefühl ist mir unerträglich. Warum mußte mir das, was vorbei war, wieder so zur Unzeit vor die Augen gerückt werden? Warum mußte sich das alte Vergehen in die neuen Siege drängen, als ob es mich höhnen wollte? War es nicht genug, Einmal Fesseln getragen zu haben? mußte mich ihr Klirren noch aus dem Grabe herauf erschrecken, und wie einen Knaben aus seinem Paradiese jagen? — Noch ist es nicht zum Tiefsinn Zeit. Ich habe Zerstreuung nöthig. Soll ich zurück? soll ich vorwärts? Victorinens blutiger Dolch kömmt

mir doch noch immer vor, und züngelt gegen meine Brust.

Ach daß Du bei mir wärst! Nie hab' ich Deinen frischen Sinn mehr vermißt. Du hättest in einer Viertelstunde alle diese Gespenster weggelacht.

Den 26sten.

Ich habe mich heute in der Gegend umhergetrieben, um zu einem Entschlusse zu kommen. Das steht jetzt fest in mir, zu Victorinen kehre ich nicht zurück. Das begonnene Opfer soll vollbracht werden; und wenn es kindisch war zu fliehen, so wäre es weibisch auf der Flucht umzuwenden und um Gnade zu flehen. — Ich habe Alles überlegt. Ueber lang oder kurz geschähe doch durch Absicht, was jetzt durch Zufall geschehen ist; und wenn dann gar die Trennung von ihr käme, wär' ich besser daran? Es ist wahr, Victorinens Gegenwart bezauberte mich; ihre launenhaften Reize berauschten mich; nichts ist süßer als ihr Geschwätz; nichts bethörender als ihre étourderie. Aber wie viel von dem Zauber ist schon in diesen wenigen Tagen entflohen? Kenn' ich etwa die Liebe dieser coquetten Weiber nicht? Ist es nicht immer ihr eigenes Ich, und nur ihr Ich, was sie feiern, wenn sie einen neuen Namen auf die lange Liste gesetzt haben? vorzüglich wenn dieser Name einige Berühmtheit hat. — Und wie rasch ging sie nicht! War es doch, als ob sie niemanden erwartet hätte als mich; und wenige Tage reichten hin, so war kein liebendes Paar in engerm Verständniß als

wir. Ein Ehrenkampf, den ich gleich beim Eintritt in Carlsbad ausfocht, mochte mir allerdings zu Statten gekommen seyn. So ein Bischen Tapferkeit verdreht den Weibern die Köpfe ganz unfehlbar; und es war mir darum schon recht, dem widerwärtigen Rudawski gerade in dem rechten Augenblicke zu begegnen, und ihn für allen den Verdruß, den er mir gemacht hat, mit noch einer Schmarre über die Stirn zu zeichnen. Alle Frauen sahen mich darauf an, als ich zum Erstenmal erschien; aber Victorine lief Allen den Rang ab. Wie viel Artiges wußte sie mir über den Vorfall zu sagen! wie viel Witziges über meine Kühnheit zu Pferd! und in all das leichte, zierliche, schmeichelnde Geschwätz flocht sie so viel Theilnahme, so einen Schein von Gutmüthigkeit und zartem Wohlwollen. Es war ein anziehendes, ein berauschendes Spiel!

Aber denn doch nur ein Spiel! Wohl mag sie jetzt noch über mein räthselhaftes Verschwinden pikirt seyn; wohl mag sie auch den Unmuth für ein Gefühl unglücklicher Liebe halten; sich selbst bereden, es sey so. Aber was gilt's? Wenn sie mich nicht zurückkehren sieht, sucht sie Trost. Fehlen kann es ihr nicht. Und so darf ich sie denn ganz ruhig ihrem Schicksale und ihren Sternen überlassen, und habe nicht nöthig weiter zu sorgen, oder mir eine Laune vorzurücken, in der ich ihr nur zuvorgekommen bin. Ich kenne diese liebenswürdigen Weiber auf ein Haar. Sie sind so beständig wie ein Apriltag, und ihre Farbe so unveränderlich, wie die Farbe des Chamäleons.

Du kannst sicher darauf rechnen, daß der Tag, wo ihre Liebe culminirt, der unheilige Abend ihrer Untreue ist. Bei Mathilden war es nicht so. Ich möchte sagen leider nicht. Sie liebte — sie liebte ohne Kunst, einfach, und recht mit vollem Herzen. Aber eben das entfernte mich von ihr. Solche Liebe zu erwiedern, war ich nicht neu genug; in solcher Gluth mich aufzuzehren, lag die Welt und das Leben noch zu weit und zu lockend vor meinen Wünschen. Und doch waren die ersten Monate eine glückliche Zeit. Ach in diesen Sommermonaten ehelicher Zärtlichkeit — denn das war eben mein Unsinn, dieses Band fest zu schlingen — in dieser Probezeit der Leidenschaft glühte die Flamme ihrer jugendlichen und treuen Liebe mein Herz aus; nur eine todte Asche blieb zurück; und war es da ein Wunder, daß der erste frische Athemzug der Luft die ganze beschwerliche Last von einander trieb? — Daß sie so fest an der ersten Liebe hängen sollte, wer hätte es gedacht? Ich nahm sie wie andere Frauen — nur etwas stolzer, etwas blöder mochte sie seyn. — Aber es war nicht so. — Doch das ist vorbei, und ich will nicht weiter daran denken, und mich nicht peinigen, daß das seltenste Geschöpf der Zeit, daß ein treues, schuldloses, selbst bei des Mannes erkannter Schuld noch treues Weib mir, gerade mir in die Arme gefallen. Ich beklage sie, ohne mich selbst härter anzuklagen, als ich verdiene. Jeder Mensch, jedes Wesen ist an seine eigenthümliche Natur gebunden; hätte ich aus der meinigen herausgehen und eine Mummerei mit mir

treiben sollen, die doch am Ende sich selbst Lügen gestraft hätte? Tückisch war es allerdings von dem Verhängnisse, uns zusammenzuführen; aber wahnsinnig wäre es gewesen von mir, das Unverträgliche unserer Naturen zu erkennen, und aus einer Grille von Beständigkeit und Treue, so recht wider den Willen der Natur, wie der Schmetterling an der Nadel, sich zu Tode zu flattern. Wahrlich, ich habe hart gebüßt, und meinem stolzen Herzen mehr als Ein Joch auferlegt, eh' ich endlich die Ketten sprengte, die mich schon allzu lang von mir selbst, von der Freiheit und der Freude des Lebens getrennt hatten. Mit diesem Gewaltstreich schien meine Natur wieder in ihre Rechte zurückzukehren. Die unselige Verwirrung der Verhältnisse in Paris hat sich besser gelöst, als ich hatte hoffen können; das Schicksal scheint ausgesöhnt; und meine Erfolge in Carlsbad haben mir die Ueberzeugung gegeben, daß ich mit der Rückkehr zu mir selbst auch die Fülle meiner Kraft wieder gewonnen habe. Auch mein jetziger Entschluß überzeugt mich davon. Du kennst Victorinen, und gewiß würdest Du es verzeihlich gefunden haben, wäre ich nach dem Erwachen aus der ersten Bethörung in ihre Arme zurückgeeilt. Ich schwankte lang. Aber der bessere Genius hat obgesiegt, meine Freiheit ist gesichert, und ich darf nach diesem Siege nicht mehr fürchten, das Spielwerk eines Weibes zu seyn, wenn es auch mit allen Grazien oder mit allen Geistern der Hölle im Bunde wäre.

Seit jener Zeit, wo ich zuerst in mir selbst er=

wachte, und mit einem Riß — es war die erste kühne Handlung meiner Jünglings-Kraft — die Gängelbänder der Kindheit von mir warf, und den Lehrern entlief, die, ohne es zu wissen, mich selbst gelehrt hatten, ihre hohlen Worte zu verachten, seit jener Zeit steht der Zweck des Lebens klar vor mir, ich weiß bestimmt, ohne Schwanken und Halbheit, was ich will. Zwang, Unterdrückung, Gehorsam stößt mein freier Sinn von sich. Frei will ich seyn, in jedem Verhältnisse frei, auch mitten im Rausche des Genusses besonnen und frei. Das will ich, und wenn ich es nicht immer konnte — die Zeit der Erfahrung ist nicht verloren. In meinen Niederlagen selbst habe ich siegen gelernt, und ich bin stärker und kräftiger aufgestanden von jedem Fall.

Also vorwärts, mein Freund, vorwärts auf der Bahn der Freiheit und des Sieges. Ich habe Erholung nöthig. Zu lange schon habe ich hier für eine Schuld gebüßt, die das Schicksal gewirkt hat. Ich gehe jetzt über Dresden nach Prag zurück, und gegen Ende des Herbstes vielleicht nach Wien. Schreibe mir bald, wo Du Deine Siegesfahnen aufgesteckt hast, und vergiß die thörichte Schwachheit Deines Freundes, über die er jetzt erröthet, und die er den Augen eines jeden Andern entziehen würde.

Lothar.

Lothars Voraussagung, auf die Kenntniß verderbter Frauen gegründet, ging bald in Erfüllung.

Victorine suchte ihres Verdrusses zu vergessen, und ihn bei Andern durch eine neue Verbindung in Vergessenheit zu bringen. An Gelegenheit fehlte es nicht. In dem zahlreichen Flore schöner Frauen, die sich in jenem Jahre um die Heilquellen versammelt hatten, waren nur wenige, die ihr den Rang der Schönheit streitig machen konnten; an Geist, feiner Bildung und schlauer Kunst kam ihr nicht Eine gleich. An einer Auswahl reicher und vornehmer Jünglinge fehlte es auch nicht. Das Verhältniß, in welchem Victorine mit Lothar gestanden, hatte einen noch größern Glanz auf sie geworfen, und indem sie die Eifersucht anderer Frauen dadurch erregte, zog sie die Wünsche der müssigen, anspruchsvollen Jugend nur noch stärker an. Unter dieser glänzenden Jugend zeichnete sich der Fürst Panin durch den Glanz seines Aufzugs, die Menge seiner Diener und Pferde, und eine gewisse Zuversicht und Dreistigkeit des Betragens aus, die den Mangel an Bildung und Geist, wenn auch nicht ersetzte, doch auf den ersten Anblick verbarg. Victorine schien ihm eine seiner würdige Eroberung, und Lothar hatte kaum den Platz geräumt, als er sich zu ihr drängte und zum Ersatz für den Verlornen anbot. Seine Bewerbungen fanden Beifall, und nach wenigen Tagen war er eben so Victorinens Begleiter auf Spatziergängen und Bällen, bei Cavalcaden und Lustfahrten, wie es bisher Lothar gewesen war.

Der Prinz, welcher eigentlich nur um Victorinens willen im Bade blieb, sah jetzt die Hoffnung

von neuem erschüttert, mit der er sich bei der Abreise des allzugefährlichen Nebenbuhlers geschmeichelt hatte. Victorine zwar, so sehr er ihr auch im Herzen zuwider war, hatte den Faden, an welchem sie ihn hielt, nie ganz fahren lassen, und Erwartungen in ihm erregt, die sie ganz und gar nicht Willens war zu erfüllen; und sie wollte auch jetzt noch dieses hinterlistige Spiel fortsetzen, mit dem sie bis dahin die Eifersucht ihres Mannes so glücklich getäuscht hatte. Auf diesen Betrug war Lothar, dessen Lieben nur ein immer fortgesetztes Betrügen war, mit aller ihm eigenthümlichen Feinheit eingegangen, und hatte es so geschickt einzurichten gewußt, daß Herr von Villach ihn für den Vertrauten des Prinzen halten mußte; und da er sich vollkommen überzeugt glaubte, daß der Prinz nie einen Platz in dem Herzen seiner Frau haben würde, so war er über dieses Verhältniß vollkommen beruhigt, und ließ Victorinen um desto mehr Freiheit, je öfter ihn sein Jähzorn, der fast immer nur bei Kleinigkeiten ausbrach, in den Fall setzte, ihre Nachsicht zu suchen. Auch war er in der That ein so biederer und rechtlicher Mann, daß er von den Ränken und der tiefen Verdorbenheit seiner Frau schlechterdings keine Ahndung hatte. Er hielt sie für launisch und leichtsinnig; aber von diesen Fehlern glaubte er, daß sie ihrem ganzen Geschlechte gemein wären. Gegen ihre Sitten hegte er keinen Verdacht, nur hätte er gewünscht, daß sie den Schein mehr schonte.

Dieses feine Spiel der Täuschung zu unterstützen

hatte der Fürst weder Geschick noch Neigung. Auch der Schein eines Mitbewerbers beleidigte seinen Stolz, und da sich der Prinz oft die Miene eines begünstigten Liebhabers bei Victorinen gab, so entstand zwischen beiden eine Spannung, die jeden Augenblick die verdrüßlichsten Folgen befürchten ließ. Victorine mußte jetzt alle ihre Künste aufbieten, um beide Nebenbuhler von einander zu halten, und das Betragen des Fürsten nöthigte sie bisweilen, sich unter vier Augen gefälliger gegen den Prinzen zu zeigen, als ihr Wunsch und ihre Absicht war. Aber dieser, dessen immer gereizte Eifersucht mit den wachsenden Ansprüchen, die ihm seine Geliebte gab, stieg, mißtraute ihr, und verführte, um seiner Sache gewiß zu seyn, ein Dienstmädchen durch Geschenke und Versprechungen, ihm Victorinens Papiere und Briefe auszuliefern. Diese Briefe, unter denen sich viele von Lothar fanden, enthielten eine Menge der boshaftesten Bemerkungen über den Prinzen und Herrn von Villach, deren Leichtgläubigkeit und Gutmüthigkeit ein unerschöpflicher Gegenstand des Hohnes zwischen den beiden Liebenden war. Denn daß auch Victorine ihrer Seits auf allen Muthwillen und Spott eingegangen war, ja Vieles zuerst veranlaßt hatte, war unverkennbar. So wie der Uebermuth der beglückten oder bethörten Liebenden kein Maaß gehabt hatte, so kannte auch die Wuth und Rache des Prinzen keine Gränzen. Nachdem er also diejenigen Papiere vernichtet hatte, die ihn betrafen, machte er aus den übrigen ein Paket für Herrn von

Villach, reiste unter einem scheinbaren Vorwande plötzlich ab, und ließ von der ersten Station das unglücksschwangere Paket an den betrogenen Mann zurückgehen.

Victorine befand sich, ohne alle Ahndung einer Gefahr, bei einer von dem Fürsten veranstalteten Lustpartie in dem Felsenthale, während ihr Gemahl, seiner Gewohnheit nach, mit einigen Freunden beim Spiele saß. Hier erhielt er das tückische Paket; da er es aber für einen Geschäftsbrief hielt, öffnete er es erst, als das Spiel geendigt und die Freunde entfernt waren. Seine Bestürzung brauchen wir nicht zu schildern. Er sah hier eine Tiefe der Ruchlosigkeit, die sein argloses Gemüth nie geahndet hatte, Tugend und Sitte verspottet, und sich selbst auf die unverdienteste und grausamste Weise gemißhandelt. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er rief die Kammerfrau, befragte sie, und nachdem er ihr durch Drohungen Bekenntnisse abgezwungen hatte, die den Inhalt der Briefe auf das Vollkommenste bestätigten, befahl er ihr das Nothwendigste für seine Frau zusammenzupacken, und ließ Postpferde bestellen, die, wenn Victorine mit ihrer Gesellschaft zurückkehrte, bereit stehen sollten. Ein Bediente erhielt Befehl sich fertig zu halten, um sie zu begleiten und auf der Reise zu bewachen. Seine Absicht war, sie in ein Kloster in Böhmen zu schicken, dessen Vorsteherin eben die Frau von Romla war, deren oben Erwähnung geschehen ist. Einige Zeilen an diese baten, ohne bestimmte Bezeichnung von Victorinens Schuld,

um Aufnahme für sie, und versprachen bestimmtere Erklärungen in einer ruhigern Stunde.

Alles war jetzt bereit und Villach ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab, als er noch vor Untergang der Sonne die Gesellschaft zurückkehren hörte. Schon von weitem tönte der Hufschlag ihrer Rosse, und in der Nähe schallte ihr lautes fröhliches Gespräch herauf. Der Fürst ritt neben Victorinen, die in dunkelblauem Reitkleide, mit schwankenden Federn auf dem zierlichen Hute, wie ein Stern durch die Abenddämmerung schien, so daß alle Lustwandelnden stehen blieben und sie lange mit ihren Blicken verfolgten. So kamen sie bis an die Thüre des Hauses, wo sie beim Absteigen dem Fürsten die Hand reichte, ihm dankte, und mit einem Adieu, Prince; bon repos! von ihm Abschied nahm. Dann stieg sie ab, klopfte mit ihrer weißen Hand den Hals des schönen Pferdes, das die ihm erwiesene Gunst mit Stolz zu erkennen schien; dann noch einmal Adieu, und mit drei Sprüngen die Treppe hinauf. Herr von Villach stand in der geöffneten Thür ihres Zimmers; mit einem leichten bon soir schlüpfte sie an ihm hin, und war im Begriff sich auf den Sopha zu werfen, als sie eine Unordnung im Zimmer gewahr wurde, die auf eine Abreise zu deuten schien. Was ist das? sagte sie, indem ihr eine schlimme Ahndung durch den Sinn fuhr; um Gottes Willen, Herr von Villach, was bedeutet das? — Nichts weiter, antwortete dieser mit verbissenem Zorn, als daß Sie sich sogleich in den Wagen setzen, der drüben

unter den Linden hält, und heut' Nacht noch eine Reise machen, die Sie vor weitern Thorheiten und mich vor neuen Beleidigungen schützen wird. Es stört diese Einrichtung vielleicht manchen angenehmen Plan; aber Sie werden mir verstatten, mich wenigstens Einmal meiner Rechte zu bedienen, und Ihnen Gelegenheit zu verschaffen, über sich selbst und Ihr bisheriges Leben nachzudenken. Leben Sie wohl. — Mit diesen Worten kehrte er ihr den Rücken. Sie wollte antworten. Sparen Sie die Worte, sagte er. Der Zauber Ihrer Künste ist gelöst; ich bin von Allem unterrichtet. — Und dabei zeigte er ihr das Paket, das er zu sich gesteckt hatte. Sie stürzte ihm weinend zu Füßen; er stieß sie zurück. Sie warf sich verzweifelnd zu Boden; er befahl sie in den Wagen zu tragen. Außer sich stürmte sie die Treppe hinab, und eilte dem Flusse zu; aber ein Diener faßte sie um den Leib, und hob sie in den Wagen. Betty setzte sich zu ihr. Ein treuer Diener nahm auf dem Kutschersitze Platz.

Nicht so treu war der Kammerdiener des Präsidenten, jener Franz, welcher in Ameliens Briefen erwähnt wird. Ob er gleich das Vertrauen seines Herrn im vorzüglichen Grade genoß, unterstützte er doch, im Einverständnisse mit Betty, deren Liebhaber er war, die Ränke Victorinens, und trug durch sein treuherzig-listiges Geschwätz nicht wenig dazu bei, ihn über die Gesinnungen seiner Gemahlin zu täuschen, und bei allen ihren Unordnungen sicher zu machen. Auch jetzt suchte er zu ihrer Gunst die Maaßregeln seines Herrn zu vereiteln, indem er ei-

nem der Diener des Fürsten von den Vorfällen im Hause einen Wink gab. Zufälliger Weise war der Fürst nicht so bald vom Pferde gestiegen, als er sich in einen Spielwinkel begeben hatte, den niemand wußte, als sein Kammerdiener, und dieser war nirgends anzutreffen. So geschah es, daß der Fürst die räthselhafte Entführung seiner Geliebten erst am Morgen erfuhr, als er berauscht nach Hause kam, und noch einiger Stunden Erholung bedurfte, ehe er sich zu Pferde setzen und der Flüchtigen nachjagen konnte.

Victorine war die ganze Nacht gefahren, und die Sonne war schon hoch herauf, als der Wagen die Straße nach Prag verließ, und sich nördlich gegen Saaz wendete, in dessen Nähe das Kloster lag. Victorine saß in tiefes Schweigen versunken, und sah auf ihren Schooß; der Diener war eingeschlafen, nur Betty schaute munter umher und hoffte auf Rettung. Auf Einmal stieß sie einen Schrei der Freude aus, bei welchem Victorine auffuhr, in die Höhe sah, und freudig ausrief: Er ist es! — Es war Lothar, der von Einem Diener begleitet, die Straße herab ritt, um nach Prag zu gehen, da er in Dresden seine Rechnung nicht gefunden hatte.

Lothar war nicht weniger überrascht, Victorinen zu begegnen. Er sah ein Abentheuer vor sich, das er sich nicht erklären konnte; und einige flüchtige Worte, die sie ihm sagte, verwirrten ihn noch mehr. Er mußte Erklärung haben; auch Erklärungen geben mußte er; und da die Straße eben steil und gefährlich hinauf stieg, gab er sein Pferd dem Diener zu

halten, hob Victorinen aus dem Wagen und geleitete sie zu Fuß längs dem Walde die beschwerliche Straße hinauf.

Die Erklärung war von beiden Seiten schwierig. Keines war vorbereitet; keines konnte aufrichtig und vom Herzen sprechen; doch war Victorine im Vortheil, da sie ihr Unglück auf Lothars Rechnung schreiben konnte. Ihm zu grollen hätte sie in ihrer jetzigen Lage nicht vermocht; er aber fühlte, daß er ihrer Nachsicht bedurfte. So kamen sich beide wieder schnell entgegen, und die vorige Liebe trat als Vermittlerin zwischen sie. Während der Wagen zurückblieb, hatten sie sich auf einen bemoosten Stein, wo sich der Weg wendete, im Schatten der Bäume niedergesetzt, und pflogen Rath. Weinend und flehend warf sich hier Victorine an seine Brust. Er hielt sie in seinen Armen, und indem sie an ihm hinauf sah, küßten seine Lippen die Thränen von ihren Augen, und fingen die Seufzer von ihrem Munde auf.

In diesem Augenblicke tönte der Hufschlag eilender Rosse neben ihnen in dem Wald, und der Fürst Panin, von seinem Stallmeister und einigen Dienern begleitet, hielt plötzlich vor dem liebenden Paar. Lothar sprang auf, Victorine verbarg ihr Gesicht und rang ängstlich die Hände. Also dazu, rief der Fürst, haben Sie mich hierher beschieden, um Zeuge Ihrer Zärtlichkeit gegen diesen Herrn zu seyn? Hier ist Einer von uns zu viel, und Sie werden wohl thun, Herr irrender Ritter, sich von hier weg zu packen, eh' ich Ihnen, sammt Ihrer Dulcine, den Weg in die Hölle zeige. — Lothar riß mit der einen Hand

den Säbel aus der Scheide, und mit der andern den Fürsten vom Pferde, und ein wüthendes Gefecht zwischen beiden begann. Umsonst warf sich Victorine zwischen die Kämpfenden; ihre Gegenwart entflammte ihre Wuth noch mehr. Der Fürst sank von mehrern Wunden getroffen. Seine Diener, die ihn für todt hielten, griffen zu den Waffen; es entstand ein neues Gefecht, in welchem Lothars Diener verwundet, Lothar selbst aber durch einen Stich in den Rücken zu Boden gestreckt wurde. Verzweifelnd warf sich Victorine über ihn her; aber ihr Klaggeschrei verhallte umsonst; seine brechenden Augen erkannten sie nicht mehr, und ihr Jammer und ihre Thränen riefen ihn nicht aus dem endlosen Schlummer zurück.

Der Wagen war unterdessen heran gekommen. Die Diener des Fürsten bemächtigten sich seiner mit Gewalt, um ihren Herrn darin nach dem nächsten Orte zu bringen; und nachdem sie, trotz alles Widerstandes, das Gepäck abgerissen und in den Weg geworfen hatten, verließen sie Victorinen und ihre Begleiter mit Schelten und Fluchen auf der einsamen Straße.

Es war eine Scene der Verwüstung und des Grausens. Victorine kniete neben der Leiche Lothars in gränzenloser Verzweiflung. Mehr als Einmal sank sie ohnmächtig auf ihn, und wenn ihre Kammerfrau sie wieder ins Leben zurück rief, schalt sie und verwünschte eine so grausame Hülfe. Es war umsonst, sie von dem Todten entfernen zu wollen. Immer kehrte sie mit lautem Geschrei zu ihm zurück, rief seinen Namen, klagte sich als seine Mörderin an,

warf sich auf ihn, und mischte ihre Thränen mit seinem Blute.

So waren einige Stunden vergangen, als der Diener aus einem benachbarten Orte ein anderes Fuhrwerk herbei brachte. Mehr todt als lebendig wurde Victorine hinein getragen. Vor ihr her trugen sie Lothars Leichnam weg. Um Mitternacht kam sie zu dem Kloster, das ihr zum Aufenthalte bestimmt war.

Nachdem sie hier ungefähr drei Monate zugebracht hatte, schrieb sie an die Gräfin Ahlen folgenden Brief:

„Mit zerknirschtem und zerrissenem Herzen schreibe ich Dir diese Zeilen, die letzten, die von mir in eine Welt gehen, die ich jetzt eben so verabscheue, als ich sie geliebt habe, und als sie mich ohne Zweifel verabscheut. Doch nein, der Sinn der Welt billigt meine Verbrechen, und entschuldigt sie vielleicht; und die, welche auf meinen Wegen wandeln, beklagen mich wohl in ihren sündhaften Herzen, wenn mich auch ihre Lippen zum Schein verurtheilen und zerreissen. Aber auch ihre Stunde wird kommen, und vielleicht zu spät wird sie die unerbittliche Hand der Strafe erreichen, wie sie mich erreicht hat, um für wenige Jahre irdischer Lust eine lange, endlose Buße zu dulden.“

„Eine Reihe von Tagen bin ich hier, ausgestoßen aus der Welt; aber diese Wohnung der Frommen ist keine Freistatt für mich. Ich suche Trost und Beruhigung — Viele fanden ihn hier — mich flieht er. Denn ach in mir selbst finde ich nur den Wust der Sünde und innerer unauflöslicher Verworrenheit; ja

oft drängt sich — wie ich auch immer kämpfen mag — die Erinnerung sträflicher Genüsse grausenhaft durch die Bilder von Wunden und Blut, und quält mein Herz bis zur Verzweiflung. Die heiligen Frauen, die dieses Haus bewohnen, unbekannt mit der Welt und ihren Lockungen, können die Tiefe und Schwärze meiner Sünden nicht begreifen; und der milde Trost, den sie sich in mein Herz zu schütten beeifern, stürzt in die bodenlose Tiefe hinab, ohne sie auszufüllen, ja, ohne auch nur eine Spur seines Daseyns zurück zu lassen. Ich höre Worte des Heils; aber sie haben keinen Sinn für mich; ich sehe die gottesfürchtige Absicht mitleidiger Seelen; aber ihr Mitleiden legt sich nicht kühlend und wohlthuend an mein glühendes, wundes Herz; ich versuche zu beten; aber meine Gebete sind ein leerer Schall, der in die Luft zerstiebt, und von dem ehernen Himmel zurückgewiesen wird. Und wenn ich vor dem Altar knie, und meine starren, trocknen Augen auf den Heiland der Welt gerichtet sind, wandelt sich seine blasse Gestalt in die des Unglücklichen, dessen Tod ich verschuldet habe, und der aus meinen Armen, in seinen Sünden dahin gegangen ist, wo keine Rettung erscheint. Dann fliehe ich von dem heiligen Orte, wo Andere sich Trost erflehen, in verzweifelnder Angst hinweg, mit neuer und schwerer Sünde auf meinem Haupte, daß ich das Bild des Heilandes entweihe, und vor dem fliehen muß, der doch allein meine Rechnung zu tilgen und den Zorn der ewigen Gerechtigkeit zu versöhnen vermöchte."

„In dieser Trostlosigkeit wüthe ich mit verzweifelndem Grimme gegen mein eigenes Fleisch, und nur die-

ses Wüthen kühlt die Flammen, die mein Inneres verzehren. Jene weichen und üppigen Gewänder, welche meine Eitelkeit nährten, haben einem Sacke Platz gemacht; mein Leib ruht auf Asche, mein Haupt auf einem Stein. Cilicien gürten meine Lenden, und die schonungslose Geissel reißt täglich die alten Wunden von neuem auf. Aber die Regel dieses Hauses reicht für die Tilgung meiner Sünden nicht aus; dieser milde Geist der Frömmigkeit ist zu schonend für mich. Ein Grab muß meine Wohnung seyn, und ein ewiges Schweigen muß die Lippen verschließen, die so sträfliche Worte gesprochen haben. Uebermorgen verlasse ich dieses Haus und seine allzu nachsichtigen Bewohnerinnen, um mich in die Mauern der Karthause zu vergraben, die mitten im Gebirge, von schroffen Felsen umstarrt, ein düsteres, grausenvolles Grab der Lebendigen ist. Dort will ich täglich mein Grab wühlen, bis ich von Reue und Wunden aufgezehrt, wühlend hineinfalle. Dorthin, nach diesem Winkel der Erde, ist mein Sinn gerichtet; dort nur sehe ich Ruhe, wenn es irgend für mich Ruhe und Rettung gibt. Mit Ungeduld erwarte ich den Augenblick, wo meine Prüfungen anfangen werden, um mir den Schleier zu verdienen, der zwischen mich und die Welt gebreitet, vielleicht — ach vielleicht nur! — meine Sünden zudeckt und mich mit dem Himmel und mir versöhnt."

„Du aber, Amelie, die Du mit mir den Weg des Verderbens gingst, Du, deren listige und glatte Worte so oft den sündhaften Neigungen meines eiteln Herzens Nahrung gegeben, Du, die mir so oft die

Hand geboten, um mich dem Abgrunde zuzuführen, in welchen ich jetzt schaudernd hinabsehe — richte Deine Blicke auf mich, die in der Welt Deine Freundin hieß, und auf den endlosen Jammer meines Daseyns, ehe auch Dich ein unheilbares Unglück ergreift und an die Pforten des Todes stellt. Indem die Welt mit ihren sündhaften Freuden hinter mir versinkt, ruf' ich Dir noch Einmal zu, und deute auf die Leichen, die mich umringen, auf die Dornen, die meine Füße verwunden, auf alle die Peinigungen, durch die ich die Gluth meines Innern zu löschen suche. Siehe, die Thore des Grabes thun sich mir auf und laden mich zu sich ein; aber ehe sie sich ewig über mir schließen, beschwör' ich Dich, Buße zu thun, und wenn Dir dieß die Welt nicht verstattet, ihre Ketten in der Zeit zu brechen, und sie freiwillig zu fliehen. Lebe denn wohl, für immer lebe wohl; und wenn Du beten kannst, so bete für Dich und mich. Noch Einmal, lebe wohl, das heißt, tödte Dich selbst ab, ehe der ewige Tod Dich ergreift. Nur aus Schmerzen können uns Freuden blühen, nur aus dem Tode das Leben."

Dieser Brief fand Amelien nicht mehr. Wenige Tage vor seiner Ankunft war sie das Opfer ihrer Ränke geworden. Auch ihr hatte Eitelkeit und Gefallsucht kein Stillstehen gestattet; und da sie immer kühner und zuversichtlicher jeder Rücksicht spottete, war sie in verworrene Verhältnisse gerathen, die selbst an einem verderbten Hofe ihrem Rufe nachtheilig waren. Der Graf kehrte aus den Bädern zurück, in denen er sich den Sommer über nach seiner Weise umhergetrieben hatte; und so viel er sich auch selbst vor=

werfen mußte, so ertrug er doch das Betragen seiner Frau nicht mit Gleichgültigkeit. Es kam zu den heftigsten Vorwürfen, und da sich diese, bei der Strafbarkeit beider Theile, immer von neuem, und mit immer größerer Bitterkeit wiederholten, entwickelte sich bald zwischen beiden ein unauslöschlicher Haß, dem der Unmuth des Grafen über die Zerrüttung seines Vermögens immer neue Nahrung gab.

Amelie, die auf dem Fuß einer reichen Frau zu leben gewohnt war, und den Gedanken an eine Beschränkung nicht ertrug, knüpfte damals ein Verhältniß mit einem Engländer an, welcher großen Aufwand machte, und wußte ihn so gut zu umstricken, daß sie auf eine Verbindung mit ihm hoffen durfte, wenn sie nur frei gewesen wäre. An eine Auflösung der Ehe war nach den Grundsätzen ihrer Kirche nicht zu denken; ihr Mann stand dem, was sie für ihr Glück hielt, im Wege, und dieser Mann wurde ihr täglich verhaßter und verächtlicher. Sie beschloß also sich seiner zu entledigen; und dieser Plan schien desto leichter auszuführen, da er oft berauscht nach Hause kam, und dann, ehe er schlafen ging, in ihrem Zimmer einige Gläser Limonade zu trinken pflegte. Dennoch mißlang die Ausführung. Der Graf, welcher an dem verhängnißvollen Abend, der ihm den Tod bringen sollte, zufälliger Weise nüchterner war, als seine Frau glaubte, bemerkte bei den ersten Tropfen, die seine Zunge berührten, den fremdartigen Geschmack; die Ahndung der Wahrheit fuhr ihm durch den Kopf, und da er seine Frau, mit dem Glase am Munde, forschend anblickte, und diese zu erblassen

schien, zwang er sie, den für ihn bereiteten Becher auszuleeren. Seinen Drohungen war kein Widerstand entgegenzusetzen. Sie leerte das Glas unter den heftigsten Vorwürfen, und starb mit Haß im Herzen und Verwünschungen auf ihren Lippen. Der Graf aber entfernte sich, noch ehe sie starb, und fand seinen Tod in der Schlacht bei Austerlitz, wo er unter Napoleons Fahnen focht.

Was Victorinen betrifft, so war ihr Loos nicht weniger schrecklich. Ihre Flucht vor der Welt half ihr nichts, und die Mauern ihres Klosters konnten sich nicht zwischen sie und ihr Gewissen stellen, das, nachdem es Einmal aus seinem langen Schlummer erwacht war, ihr ein rastloser unerbittlicher Quäler wurde. Die Religion gab ihr keinen Trost; sie kannte nur ihr äußeres, starres Gerüst; wahre Gottesfurcht war ihr fremd. Die grausamen Büßungen, mit denen sie den Himmel erstürmen wollte, — Büßungen, welche der Wahnsinn erfunden und Heuchelei als verdienstlich empfohlen hat — konnten ihr keine dauernde Linderung geben; und da sie Alles vergeblich erschöpft hatte, was sie für Religion hielt, blieb ihr nichts als der Wahnsinn übrig. Sie starb nach einigen qualvollen Jahren ohne Hoffnung und Trost. Allein ihre Mitschwestern, die nur ihren gewaltthätigen Eifer sahen, ihren innern Zustand aber nicht begriffen, staunten über so seltene Beispiele von Bußfertigkeit, und nach dem Tode der Unglücklichen ging die Sage von Wundern, die an ihrem Grabe geschehen seyn sollten.

Der Namenstag.

In den gesegneten Fluren Campaniens wohnte Antonio Barbutolo, ein schöner und rüstiger Mann von mittelmäßigem Vermögen, wovon ein Weinberg das Vornehmste war. Diesen zu bearbeiten hatte er von seinem Vater gelernt; aber auch außerdem war er in mancher Kunst erfahren. In Schnitzarbeit that es ihm keiner zuvor; auch Gefäße verstand er zierlich aus Thon zu drehen und nach alter Weise mit Farben zu malen. Wenn er aber von der Arbeit rastete, und im Schatten der Weinlaube saß, die er vor seinem Hause gezogen hatte, dann sang er zur Cither Lieder ab, die er oft selber verfertigte, so wie die Weisen, nach denen er sie sang. Dabei war er voll Kurzweil und neckte gern; aber sein Scherzen war unschuldig und forderte Andere zur Fröhlichkeit heraus. Deshalb war er auch von Allen geliebt und gesucht, und die Nachbarn versammelten sich gern um ihn, wenn er den Abendstern mit seinen Liedern begrüßte, oder kurzweilige Geschichten erzählte; und auch die Weiber lauschten von fern, und ergötzten sich noch mehr an ihm selbst, als an dem, was er sprach. Gar oft, wenn er früh aus der Thür trat, fand er die Pfosten mit Kränzen von Epheu und Blumen umhangen, und auch im Getümmel des Tanzes

flog oft von fern ihm ein Straus zu, ohne daß er wußte woher; und wenn er dann still stand und in dem Kreise der Weiber umher sah und rief: Wer ist die Neckende? daß ich sie strafe! — da kicherten Alle, und er drohte sie Alle zu küssen, daß sie von einander stoben und sich hinter den Büschen und Zäunen versteckten.

Weil nun Antonio immer so frohen Muthes war und mit Allen auf gleiche Weise scherzte, meinten Viele, es läge ihm nichts an der Liebe. Aber sie irrten. Seine Fröhlichkeit verhüllte nur die Liebe, die er im Verborgenen zu einem Mädchen eines benachbarten Dorfes fühlte, das, mit der Pflege einer kranken Mutter beschäftigt, von den Versammlungen der Landleute und ihren muntern Festen fern blieb. Antonio, lang schon ihres Hauses Freund, hatte sie in der Verborgenheit aufwachsen sehen, und ihre jungfräuliche Schüchternheit, und ein herber Stolz, der auf den Augenbraunen des Kindes und seinen Lippen saß, hatte ihn fast noch mehr gereizt, als die zierliche Anmuth ihrer Gestalt. Irene hatte daher kaum das fünfzehnte Jahr zurückgelegt, der aufbrechenden Rosenknospe gleich, aber über ihr Alter groß und schlank, als er im Stillen um die jetzt Verwaiste warb, und sie den Nachbarn unerwartet als sein Weib zuführte. Da waren nun wohl Viele, die ihr den schönen Barbutolo mißgönnten; aber wer hätte seine Wahl tadeln mögen, wenn sie mit gesenkten Blicken neben ihm ging, die braunen Locken um ihren weißen Nacken spielten, oder den zarten Purpur ihrer Wan-

gen beschatteten? oder wenn sie sich schüchtern und liebend an seine Seite schmiegte, und mit großen hellen Augen unter den seidenen Wimpern hervor, wie um Schutz und Liebe bittend, zu ihm hinauf sah? Er selbst schien noch schöner in ihrer Nähe als zuvor; die Lieder, die er an ihrer Seite sang, klangen begeisterter, und seine Töne schienen sich gefälliger und weicher an die Worte anzuschmiegen. Dem Scherz aber blieb er auch jetzt noch hold wie zuvor, und da geschah es wohl zuweilen, daß er Irenens noch kindischen Sinn neckend verletzte, oder sie durch Muthwillen erzürnte. Aber diese Zwiste flogen schnell vorüber, wie im Mai zartes Gewölk über die Sonne fliegt, oder ein flüchtiger Regenschauer, der den Glanz des Tages erhöht und das Azur des Himmels reinigt.

Als Irenens Namenstag zum Erstenmal nach ihrer Verehelichung nahte, wollte ihr Antonio eine Freude bereiten. In dem Weinberge ragte ein kahler Felsen über die Hügel empor; wenn man ihn mit Mühe erklimmt hatte, sah man tief in das Meer hinaus, und das grüne, von Weinbergen schwellende, mit Dörfern und Villen durchwebte Land breitete sich wie ein bunter Teppich rund umher aus. Irene hatte ihn einmal mit ihm erstiegen, und er hatte sich ihres Entzückens gefreut. Nun sollt' es ihr leichter werden. Er versuchte es, Stufen in den Felsen zu hauen, die von Absatz zu Absatz bis auf den Gipfel führen sollten; und als er einiges lockere Gestein ausgebrochen, kam er auf Stiegen, die schon bereitet, aber mit dickem Erdreich und Schutte verborgen lagen.

Freudig reinigte er sie, und grub sie auf; und eines Tages, da er schon bis zur dritten Terrasse empor gedrungen war, klang es ihm hohl unter dem Eisen und hallte wieder wie ein gemauertes Gewölb. Da grub er noch emsiger, aber vorsichtig; und als er einigen Schutt bei Seite geworfen, trat ein zierlicher Knauf einer Säule hervor, und dann ihr Schaft mit hohlen Rinnen umgeben; dann Stufen und rechts eine zweite Säule. Hoch erfreut setzt' er die Arbeit in den folgenden Tagen mit Emsigkeit fort, und bald stand der vordere Theil eines kleinen Tempels aufgedeckt, oben mit einem zierlichen Gebälke und Dreischlitzen; unten drei Stufen, breit und bequem, und in dem Schooße der Erde wohl erhalten. Nun befreite er auch die Thür von dem Schutte, der sich hineingedrängt hatte; und als er im Innern den Boden entblößte, glänzte ihn ein buntes Gestein an; erst zierliche Mäander und Blumengewinde; dann Lauben von Geißblatt und reissende Thiere darin; auch ein Schiff, das im Meere ruderte, und, als ob ihm das Schönste seine Freude zu krönen aufgespart wäre, ein Jüngling von göttlicher Gestalt mit dem Thyrsus in der Hand, vor einer Jungfrau stehend, die auf dem Boden saß, und die er zu trösten schien. Da dachte Antonio bei sich: „Sieh, wie mir das zu statten kömmt! Ich wollte für Irenen einen bequemen Aufgang bauen und einen Sitz zur Aussicht in die Ferne, und da haben ihr die alten Heiden einen Tempel gebaut, recht wie ein Putzzimmer. Oder gleicht nicht dieses Weib hier Irenen? Ihr

weih' ich dieses Gemach, das auch für eine Fürstin nicht verächtlich wäre." — Gesagt hatte er ihr von seiner Entdeckung nichts; erst an ihrem Namenstage, wenn er Alles aufgeschmückt und gesäubert hätte, wollte er sie hierher führen, und sie sollte sich gleich des vollendeten Werkes freuen. Daher ging er auf Umwegen zur Arbeit, und kam bisweilen erst spät nach Hause; denn die Arbeit wuchs ihm unter den Händen, weil ihm immer neuer Schmuck und neue Verzierungen einfielen. Und wenn ihn dann Irene fragte, wo er so lange weile, gab er bald dieses, bald jenes vor, oder umging auch wohl die Antwort mit Scherz; so daß sie bisweilen zweifelnd den Kopf schüttelte und nicht wußte, was sie denken sollte.

So war endlich der Vorabend des Festes gekommen, und Antonio wollte noch einmal nach dem Weinberge gehen, um das Letzte zu ordnen. Da sagte Irene zu ihm: „Bleibe mir nur nicht wieder so lange aus, wie neulich; denn mir wird bang so allein. Auch sagtest Du ja, Du gingest nach Gragnano; und doch, da ich dorthin nach Dir aussah, kamst Du nicht auf dem Wege von Gragnano her. Neulich sagtest Du auch, Du gingest zum Schmid nach St. Nicolo, um das Geräth umschmieden zu lassen; und doch hab' ich heut' das Geräth unangerührt unter dem Dache gefunden. Was soll ich dazu sagen, Antonio? Warum berichtest Du mich mit Unwahrheit, und gibst dieses und jenes vor, was nachher nicht so ist? Bist Du etwa auch, wie andere Männer, die dem Spiele nachgehen oder gar fremden

Weibern, und die ihrigen betrügen? Ich möchte das nicht von Dir glauben; aber Deine heimlichen Gänge machen mir das Herz schwer.“ — Indem sie so sprach und ihre Wangen sich höher färbten, glich sie der Ariadne in dem Tempelbilde noch mehr; und Antonio, der ein gutes Gewissen hatte, und nur an sein Fest dachte, lachte und sagte: „Hast Du gemeint, Irene, ich sey der einzige Mann auf der Welt, der nur Ein Weib liebt, und Du hättest diesen Phönix im Käfich?“ und dabei wollt' er sie küssen; aber Irene schmollte, wand sich schnell und unmuthig los, und setzte sich mit untergeschlagenen Armen und vor sich hinsehend in den entferntesten Winkel. Da nahm Antonio den Hut und ging. Unter der Laube vor der Hausthür blieb er stehen und dachte: „Sagst du's ihr wohl?“ Sie aber öffnete in dem Augenblicke das Fenster, um ihm nachzusehen; und da sie ihn weilen sah, schlug sie es schnell wieder zu. Da ging er seines Wegs weiter und dachte: Morgen sag' ich ihr Alles; und wenn sie auch heut' noch schmollt, so ist morgen die Freude desto größer.

Und nun ging er wie gewöhnlich um das Dorf herum nach dem Weinberg. Alles war jetzt aufgeräumt, der Boden gewaschen, das wenige Schadhafte nothdürftig ausgebessert. Beseelt und lebendig stand das Bacchanal vor Augen; und an den Wänden umher waren auch zierliche Gestalten sichtbar geworden, die mit Frucht- und Blumenkörben auf den Häuptern einherschritten, oder tanzend das Tamburin schlugen, während andere an Altären flöteten. In

der Tiefe der Celle aber hatte Antonio einen wirklichen Altar aufgebaut und mit bunten Gefäßen geschmückt, aus denen Blumen hervorquollen, und sechzehn dichte Kränze waren rund umher aufgehangen nach der Zahl von Irenens Jahren. Auch eben so viele Kerzen standen auf zierlichen Gestellen dazwischen. Vor der Thüre hatte er eine Laubpforte erbaut, und eine unten beim Anfange der Stiegen, und auf jedem Absatze eine. Durch diese sollte Irene in das Heiligthum eingehen. Mit Zufriedenheit beschaute er jetzt sein Werk bald näher, bald ferner; und nachdem er noch dieses und jenes gebessert hatte, stellte er sich unter die Thür, und sah in die Gegend hinaus, die sich in die Strahlen der untergehenden Sonne kleidete, und dann wieder in den Tempel zurück, und genoß schon zum Voraus das Entzücken seines Weibes, wenn sie hinaus in das Meer schaue, wie das holde Weib hier auf dem musivischen Boden.

Aber indem er so zum Voraus den morgenden Festtag in seinem Herzen feierte, hatte sich etwas zugetragen, das nicht blos seine nächste Freude, sondern das Glück seines Lebens bedrohte. So bald er nämlich das Haus verlassen hatte, hatte sich Irene wieder in ihren Winkel geworfen. Antonio's Scherz hatte sie verwundet; sie zürnte auf ihn und die Eifersucht schlug in ihrem Herzen Wurzel. Je mehr sie selbst ihn liebte, und je schöner und liebenswerther er ihr schien, desto mehr glaubte sie an die Lockungen anderer Weiber, die ihr wohl einen solchen Besitz nicht gönnen möchten. Je mehr sie aber sann und

kann, und je weniger rechten Grund sie zum Verdacht fand, desto peinlicher ward ihre Unruhe. Sie wünschte Gewißheit, von welcher Art sie auch seyn möchte. „Bonaviso ist Antonio's bester Freund," dachte sie; „ich will zu seiner Frau gehen; gewiß weiß diese etwas. Und wenn sie nichts weiß, und auch andere nichts wissen — nun, so hab' ich den Trost mich geirrt zu haben." Mit diesen Gedanken stand sie auf, trocknete ihre Thränen, schlug ein Tuch um Kopf und Nacken, und ging zu Bonaviso's Frau, die ihre Wohnung nah' am Ufer hatte. Sie fand sie bei der Arbeit und befragte sie zum Vorwand nach irgend einem häuslichen Geschäft; von dem aber zu sprechen, weshalb sie eigentlich gekommen war, scheute sie sich. Endlich sagte sie: „Ist Dein Mann nicht zu Haus?" und jene erwiederte: „Er ist nach Salerno gegangen, um buntes Garn einzuhandeln für die Weberei; und auch für Antonio bringt er etwas mit; aber ich darf es nicht verrathen; es ist, denk' ich, für Dich. Aber weißt Du wohl," setzte sie hinzu, „daß Du die Perle aller Männer hast?" Und nun ergoß sich das gesprächige Weib in Antonio's Lob, und pries Irenens seltenes Glück, einen solchen Mann zu besitzen. „Und glaubst Du auch, daß ich ihn ganz allein besitze?" fragte Irene erröthend. — „Maria und Joseph," rief die Andere, „wie Du fragen kannst? Das ist eben das Außerordentlichste an ihm, daß er auf keine Lockung achtet; und ob er gleich mit allen Frauen scherzt, doch für keine Augen hat, als für Dich." — Gottlob, dachte Irene, und

erröthete noch mehr vor innerer Freude; und dann dachte sie doch wieder: wo er aber nur hingehen mag? Aber Unruhe machte ihr dieser Gedanke nicht mehr. Argwohn und Groll waren verschwunden, und sie sehnte sich nach Antonio's Rückkehr, um Alles wieder gut zu machen.

Indem sie nun nach Hause eilte und Floriane — so hieß Bonaviso's Frau — ihr das Geleit gab, und sie sich da trennen wollten, wo der Pfad um einen mit Aloen und wildem Gebüsch bewachsenen Hügel bog, ward ihnen plötzlich von drei fremd gekleideten Männern der Weg vertreten. Irene ging ihnen zunächst; diese ergriffen sie; Floriane aber entschlüpfte, und lief, von Furcht beflügelt, nach der Gegend zu, wo Barbutolo wohnte. Umsonst schrie Irene um Hülfe; niemand hörte sie; umsonst fiel sie auf ihre Knie und flehte die bärtigen Räuber um Barmherzigkeit an; sie wurde von ihnen aufgerafft, und, trotz ihres Geschreis und Widerstrebens, im vollen Laufe nach einem Kahne getragen, der in der nächsten Bucht hinter einer Klippe befestigt war. Zwei der Räuber ruderten; der dritte hielt die Gefangene in seinen Armen fest, die immer nach Antonio rief und sich loszuwinden bemüht war, um sich in das Meer zu stürzen. Schnell kamen sie so zu einem Vorgebirge, hinter dem eine leichte Schebecke verborgen lag, die mit tunesischen Corsaren bemannt war. Sie hatten nur die Rückkehr der drei Männer erwartet, die nach Lebensmitteln ausgesendet waren,

um nach einer der benachbarten Inseln überzusetzen, wo sie ihren Raub in Sicherheit brachten. Jene waren daher kaum eingestiegen und hatten Irenen, mehr todt als lebendig, an den Bord des Schiffes gehoben, als jeder seinen Platz am Ruder nahm, und so viel an ihm lag, die gemachte Beute zu sichern eilte.

Antonio war unterdeß nach vollendeter Arbeit frohen Herzens zurückgekehrt, und hatte sich nach der Straße von Salerno gewendet, um Bonaviso zu begegnen, der ein bestelltes Festgewand für Irenen mitbringen sollte. Nicht weit von dem Orte traf er den rückkehrenden Freund, und nahm das wohlverwahrte Kleid unter den Mantel; und indem sie eine Strecke zusammen gingen, erzählt er ihm von seinen festlichen Anstalten und von Irenens Eifersucht, und wie er sie diesen Abend noch zur Strafe dafür mit allerlei kleiner Schalkheit zu necken gedenke. Indem sie nun so unter Scherz und Lachen an der Ecke weilten, wo sich die Wege trennten, kömmt von der andern Seite Floriane athemlos herbei, und mit dem blassen Schrecken auf ihrem Angesicht, warf sie ihre Arme um den Nacken ihres Mannes, ängstlich umschauend, als ob sie noch die Verfolgenden fürchtete. Zu sprechen vermochte sie nicht, und da beide Männer, über diese Erscheinung bestürzt und irgend ein großes Unglück ahndend, sie mit Fragen bestürmten, deutete sie mit der Hand nach dem Meere, und stieß aus keuchender Brust die Worte heraus: — „Deine

Frau — Räuber —!" Antonio bedurfte nicht mehr. Sogleich warf er seinen Mantel von den Schultern weg, und was er sonst bei sich hatte, und flog dem Ufer zu, wohin Floriane ihm deutete, und da er in der Ferne ein Schiff rudern sah, das er der Bauart nach für ein Raubschiff erkannte, warf er sich, von keiner Bedenklichkeit zurückgehalten, in das Meer, und schwamm auf das Fahrzeug zu, das schnell rudernd vor ihm zu fliehen schien. Mehr als einmal fing ihm die Kraft an zu schwinden; aber immer spornte ihn die Verzweiflung von neuem, und er kam endlich nah' genug, daß ihn die Räuber erblickten. „Laßt uns anhalten," sagten sie, „hier schwimmt uns ein Fang in's Netz." Und so ließen sie die Ruder ruhen und warfen ein Tau hinaus, das der Entkräftete kaum noch zu fassen im Stande war, und zogen ihn an Bord. Wie aber seine zitternden Füße das Verdeck berührten, brachen ihm die Knie zusammen; er sank zu Boden; seine Augen verfinsterten sich. Doch ermannte er sich wieder, und noch auf den Knien liegend, rief er so laut, als er es vermochte, Irenens Namen.

Diese lag unter dem Verdeck, fast sinnlos, in einer finstern Kammer, mit dem Gesicht nach der Erde gekehrt, mit ausgebreiteten Armen, und vergoß Ströme von Thränen. Ihr Unglück erschien ihr als eine göttliche Strafe wegen des ungerechten Verdachtes, den sie auf ihren Mann geworfen, und wenn sie an seine Rückkehr nach Hause dachte, ergriff sie

eine solche Verzweifelung, daß sie wild ihre braunen Locken zerriß, und nach dem Tode rief. An das, was ihr zunächst lag, an ihr bevorstehendes Schicksal dachte sie nicht. Nur an Antonio dachte sie und an seinen Schmerz und an ihre eigene Schuld.

Indem sie nun so jammerte, glaubt sie ihren Namen zu hören; sie erhebt ihr Haupt ein wenig vom Boden, horcht, und hört sich noch einmal rufen; zugleich erkennt sie Antonio's, obgleich veränderte und heisere Stimme. Schnell rafft sie sich auf, stößt die Thür ein, eilt die Leiter hinauf, und eh' noch jemand ihr Kommen gewahr wird, stürzt sie mit einem Schrei nach Antonio hin, der noch kniet, und kaum die Augen zu öffnen vermag. Er erkennt sie, schlingt seine Hände um ihre Knie, nennt ihren Namen noch einmal, und indem seine Arme schlaff an ihr herabgleiten, sinkt er todtenbleich und bewußtlos zur Seite nieder.

Irene, die ihn jetzt für todt hielt, warf sich einer Wahnsinnigen gleich auf den geliebten Mann, indem sie die kläglichsten Laute ausstieß und sich als seine Mörderin anklagte. Ihre Wangen ruhten an den seinigen, ihre Thränen badeten sein Gesicht; aber seine Augen öffneten sich nicht, um in die ihrigen zu schauen, und die Todtenblässe wich ihren Küssen nicht. Nachdem sie oft seinen Namen gerufen und ihn mit den rührendsten Bitten beschworen hatte, in das Leben und zu ihr zurückzukehren, und ihre Stimme nur in die Luft verhallte, erhob sie sich end-

lich, so wie sie neben ihm lag, ein wenig, sah ihn starr und schweigend an, als ob sie sein Bild noch einmal tief in ihre Seele drücken wollte; sprang dann auf mit den Worten: „Ich folge Dir, wie Du mir gefolgt bist!“ und schritt rasch nach dem Bord hin, um sich mit ausgebreiteten Armen in die Fluthen zu stürzen. Die Räuber hatten dem traurigen Schauspiele stumm und nicht ohne Theilnahme zugesehen; auch die, welche die Worte nicht verstanden, erriethen doch ihren Sinn. Ihr rohes Geschäft hatte sie dem Gefühle nicht so ganz entfremdet, daß nicht die meisten von der Verzweiflung des unglücklichen Weibes gerührt wurden; und die übrigen bewunderten doch die Entschlossenheit des Mannes, der sich um seines Weibes willen in die Fluthen gewagt und der Freiheit freiwillig begeben hatte. Als nun Irene nach dem Rande des Schiffes eilte, faßte sie einer der Männer behend um den Leib, zog sie mit starker Hand zurück, und setzte die Widerstrebende neben Antonio nieder. „Die Wellen haben Dich verschont,“ sagte sie jetzt, „aber der Himmel hat sich Deiner und meiner nicht erbarmt; und nun hält mich ein grausames Mitleiden zurück, mich mit Dir zu vereinigen.“ Dabei drückte sie ihre Stirn gegen die seinige, schlang ihre Arme um seinen Nacken und sagte: Sie sollen mich doch nicht hindern, vor Schmerz mit Dir zu sterben. — In diesem Augenblick regten sich seine Lippen; ein leiser Athemzug hob seine Brust; dann ein stärkerer; seine Augen öffneten sich, das Leben

kehrte zurück und das ebbende Blut fluthete wieder in seinen Adern. Irene jubelte, nahm ihn in ihre Arme, strich die nassen Locken von seiner Stirn zurück, koste und dankte und beklagte ihn abwechselnd, und vergaß alles Leiden so, als ob sie mit ihm nicht auf dem Verdeck eines Raubschiffes, sondern vor ihrem Hause in dem Schatten der Weinlaube säße.

Während dem hatte das Schiff sich dem Ufer der Insel genähert. Die Rudernden gaben ein Zeichen, das mit einem Freudenrufe beantwortet wurde, und sogleich traten hinter einem Felsen, der die Bucht beschützte, mehrere Männer hervor, deren einer vornehmer als die andern schien. Das Schiff wurde am Ufer befestigt, die Beute ausgeladen und in die Hütten geborgen, die von Zweigen geflochten, unter den überhängenden Felsen lagen. Nachdem der Hauptmann Alles besehen hatte, nicht unzufrieden, wie es schien, mit dem eroberten Raub, sagte er: „Aber wer sind die dort auf dem Verdeck, die sich um nichts zu kümmern scheinen?“ — „Diese,“ antwortete der Botsmann, „sind der beste Theil unserer Beute; zur Hälfte erobert, zur Hälfte durch Glück gewonnen. Es sind die schönsten Sclaven, die wir Dir je zugeführt haben; ein Weib, das den Harem eines Pascha zieren würde, und ein Mann wie der wackerste unter den Glaubigen.“ — Und nun erzählte er, wie Alles gegangen, wie sie das Weib entführt, und er ihr nachgeschwommen; auch seine lange Ohnmacht, ihre Verzweiflung, und, als er zum Leben zurückgekehrt,

ihren Jubel, erzählten sie ihm. Nachdem der Hauptmann Alles mit Ernst vernommen hatte, befahl er die Gefangenen vor ihn zu bringen. Antonio betrat das Ufer zuerst; und ob ihm gleich der Gedanke der Sclaverei die Brust beklemmte, stand er doch unter den Räubern so stolz und groß, daß man hätte meinen sollen, Er sey der Gebieter, den seine Knechte umringten. Irene folgte ihm auf dem Fuße nach, schüchtern und die Augen nicht aufschlagend, und ließ seinen Arm nicht los. Der Hauptmann besah beide lange mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen, befahl dann, dem Antonio trockne Kleider zu geben, und ihm nebst seinem Weibe in einer der Hütten ein gutes Lager zuzubereiten. Dann befahl er ihnen, gutes Muthes zu seyn, und auszuruhen; sie hätten von ihm nichts Böses zu fürchten. Und nachdem er dieses mehr als einmal mit milder Stimme und freundlichen Geberden wiederholt hatte, entließ er sie mit einem Gruße, und begab sich in seine Hütte zur Ruhe.

Die Räuber befolgten die Befehle ihres Hauptmanns mit Pünktlichkeit. Antonio bekam trockne Kleider; ein buntes Tuch ward um seine nassen Haare gewunden, und er sah in der morgenländischen Tracht noch schöner und würdiger aus. In der Hütte aber waren Felle zum Lager auf einander gelegt, und ein weicher Teppich darüber gebreitet. Auch Speisen wurden ihnen gebracht; aber diese berührten sie nicht; denn ihr Herz war beklommen, und der ersten Freude

war tiefe Trauer gefolgt. Schweigend saßen sie neben einander auf ihrem Lager, und sahen sich lange gleichsam forschend an; denn Alles, was sie umgab, rief ihnen ihr Unglück zu; und ungewisse, vielleicht schreckliche und grausame Ereignisse drohten von fern. Als sie nun allein gelassen waren, und die Wächter vor der Hütte schliefen, sank Irene an Antonio's Brust, weinte bitterlich, und indem sie ihm Alles bekannte, was sie gedacht und gethan hatte, klagte sie sich mit herzdurchschneidenden Worten über ihr gemeinsames Unglück an. „Aber wenn ich die Strafe des Himmels verdiente,“ fuhr sie fort, „wie ich sie gewiß verdient habe, warum mußtest Du mit mir büßen und Deiner Freiheit verlustig werden? Kommen denn die Sünden der Frauen auch auf des Mannes Haupt? und erntet er von süßer Liebe so bittere Frucht? Und dennoch“ — setzte sie noch heftiger weinend hinzu — „dennoch ist es mir, als müßt' ich Gott auch für dieses Unglück danken, weil mir durch dasselbe eine so große und unermeßliche Liebe in Dir kund geworden ist, wie ich sonst nimmer hätte begreifen oder glauben können. Wäre es möglich, daß uns Gott aus dieser Noth und aus den Händen der Räuber rettete, so sollte der Rest meines Lebens nur Ein Hauch des Dankes und der Liebe seyn. Aber ach, wo ist ein Retter in dieser Einsamkeit? oder wer könnte ein Lösegeld für uns zahlen, das diesen erbarmungslosen Corsaren genügte? Sie werden uns mit sich fortschleppen und an fernen Küsten verkau-

sen, und Du, den das Meer nicht von mir trennen konnte, wirst dann vielleicht durch die gefühllose Grausamkeit der Menschen von mir getrennt werden. Ich werde dann nicht mehr zu Deinen Füßen sitzen und Dir mein Unrecht abbitten, noch werd' ich den Schweiß von Deiner Stirn trocknen können.“ — Bei diesen Gedanken wurden ihre Thränen so heftig, daß sie den Fortgang der Rede erstickten und sie sich schluchzend an der Brust ihres Mannes verbarg. Dieser aber beugte sich über sie, und indem er die Jammernde sanft an sich drückte, sagte er: „Mit Unrecht klagst Du Dich an, da ich es war, der neckend mit Deiner Liebe und Deiner Eifersucht spielte. Das war auch nicht recht, wie ich nun wohl erkenne, und wenn hier Strafe des Himmels ist, so trifft sie mich wohl noch gerechter als Dich. Aber ich verzage noch nicht. Hat mich doch das Meer in so weiter Ferne zu Dir getragen, als ein Zeichen, daß Gott unsre Trennung nicht will? Und hat er nicht auch das Herz des Hauptmanns erweicht, daß er uns mit milden Worten empfing und Gutes zu hoffen gebot? Vielleicht nimmt er ein geringes Lösegeld von uns an, wie wir es ihm geben können; und wenn nicht, so ist doch schon mancher Christ aus der Knechtschaft der Ungläubigen durch eigene Kühnheit gerettet worden. Wenn es aber Dich und die Freiheit gilt, so ist keine Gefahr so groß, daß ich ihr nicht trotzen könnte. Darum verzage nur nicht, und weine nicht. Der Himmel kann uns noch so gute Tage geben, als ich uns auf morgen zu bereiten gedachte.“

Bei diesen Worten fühlte sich Antonio von seinem Gefühl übermannt. Der Kopf sank ihm auf die bewegte Brust, und er saß lange schweigend und stumm vor sich hinsehend. Denn er dachte der Zubereitungen, die er so emsig betrieben, der Freude, die er sich versprochen, die er zu geben und zu genießen gehofft hatte, und der tiefe Schmerz über die Gegenwart, und die Besorgniß einer noch schlimmern Zukunft zog sich wie ein dunkler Flor über das heitere Bild, das für den Augenblick in seiner Seele aufgestiegen war. Irene ahndete wohl, daß sein Herz nicht so voll von Vertrauen war, wie seine Worte, und daß er selbst des Trostes bedürfe, den er ihr geben wollte. Doch hatten seine letzten Worte einen Strahl von Hoffnung in ihre Brust gesenkt; ihre Seele wendete sich nach der Heimath hin; leise regte sich die Hoffnung, und von ihr gehoben stieg sie zu der Quelle alles Vertrauens und aller Liebe auf. Still betete sie in sich hinein; dann leise, dann lauter. Bald war auch Antonio von gleicher Rührung ergriffen, und beide beteten, dankten, flehten und hofften, wie aus Einem Munde und aus Einem Herzen.

So ging die Nacht vorüber und neigte sich dem Morgen zu; die Sterne wurden blässer, und die Fluthen des Meeres zerschellten mit lauterem Geräusch an dem glatten Fels. Noch schlummerten die Wächter an der Thür der Hütte; aber Antonio wachte mit seinem Weibe, und sie vernahmen von fern den Fußtritt eines Kommenden. Da trat ein Bote des

Hauptmanns an die Thür, rief die Wächter bei Namen, und befahl den Gefangenen ihm nachzufolgen. Hier sind wir schon, sagte Antonio, und indem er Irenen an der Hand faßte, ging er furchtlos dem Boten nach. Sie sahen sich lächelnd an, indem sie gingen; Hoffnung war in ihren Blicken, aber in ihren Herzen Ergebung in jedes mögliche Geschick. So traten sie Hand in Hand in die Hütte des Hauptmanns ein, der, das Haupt auf seine Rechte gestützt, wie in tiefen Gedanken, unbeweglich auf seinem Polster saß. Wie er das Geräusch der Eintretenden vernahm, sah er zögernd und gleichsam wie unwillig zu ihnen hinauf, sah sie mit ernsten Blicken an, und sagte endlich mit rauhem Tone und gerunzelter Stirn: „Wer ihr auch seyn mögt, ich habe nichts mit euch zu schaffen.“ — Und dann nach einigem Stillschweigen mit gemäßigtem Tone: „Der Himmel wacht über euch. Eure Treue ist durch die Wolken gedrungen, und der Einige Gott hat mir Träume gesendet und Anzeichen, daß ich euch nach eurer Heimath zurückschicken soll. So geht denn in Gottes Namen. Ein Kahn soll euch zurückbringen, und wenn ihr euch der Freiheit und eures Vaterlandes erfreut, so betet für Ahubal, und denket, daß ihr die Ersten seyd, die er auf diese Weise aus seinen Händen entläßt.“

Wie bei diesen Worten jenen zu Muthe war, hätten sie selbst nicht zu sagen vermocht; doch waren sie nicht eben überrascht wie von einem unerwarteten Ereignisse, sondern als ob das Erwartete nur schneller erschienen wäre. Als der Hauptmann geendigt

hatte, traten sie zu ihm hin, faßten und küßten die hingebotene Hand, und von Irenens Augen fielen Thränen darauf. Der Nachen stand schon am Ufer bereit. Die nämlichen Männer, die sie entführt hatten, saßen am Ruder darin. Irene zitterte bei ihrem Anblicke; ihre Füße versagten ihr den Dienst. Da faßte sie Antonio um den zarten Leib und stieg zugleich mit ihr ein, und sie sank, von seinen Armen gehalten, zwischen Antonio's Füßen auf den Boden nieder. Ihre Blicke hingen an seinen Augen; aber die seinigen gingen unverwandt nach dem Ufer der Heimath hin; er hielt es mit den Augen wie mit dem Herzen fest. Schon erschienen die Pappeln, die über Bonaviso's Haus emporragten und ihre Wipfel in dem frischen Morgenwind wiegten; auch der wildbewachsene Hügel, wo der Raub geschehen war, dämmerte von fern; und weiter hin und über ihn hinaus der Felsen, der in Antonio's Weingärten nach dem Meere schaute. Stumm vollbrachten sie die Fahrt; die Freude lag noch gefesselt an der Furcht vor einem möglichen Entschwinden des ungehofften Glücks; sie athmeten kaum. Jetzt stieß der Nachen an das Ufer; sie sprangen auf, und den Ruderern dankend, die ihren Dank gleichgültig erwiederten, eilten sie an das Land. Und als jene sich abwärts gewendet, sanken sie, wo ihre Füße zuerst den heimischen Sand berührt hatten, auf die Knie nieder, drückten die Stirn gegen den Boden, und hoben die gefalteten Hände mit stillem Gebete zum Himmel auf. Zu sprechen vermochten sie nicht. Als aber Antonio zuerst aufge-

standen war, umfaßte Irene seine Knie, bat ihm noch einmal ihre Schuld ab, und lag dann entsühnt, ihrem Glücke kaum glaubend, lange an seiner Brust. In diesem Augenblicke glitten die ersten Strahlen der noch verborgenen Sonne über die Weinhügel, und vergoldeten die Gipfel der hohen Pappeln, und weckten die Vögel auf, die in ihren Zweigen geschlummert hatten. Jetzt stand Antonio mit Irenen an der Thür der Freunde. Leise klopften sie an; scheu und nur halb wurde das Fenster geöffnet. Es war Floriane. Mit einem Schrei der Freude fuhr sie zurück, und stürzte gleich darauf zur Thür heraus in die Arme der Geretteten. Ihr Mann folgte ihr auf dem Fuße nach. Die Freude von beiden Seiten, das Zusammenlaufen der Nachbarn, die gegenseitigen Begrüßungen, der Jubel, das Glückwünschen, das Fragen und Erzählen ist mit Worten nicht zu beschreiben. Alte und Junge, Männer und Weiber, Knaben und Jungfrauen standen und jauchzten und tanzten um die Geretteten her, und Eines erzählte dem Andern, was es eben vernahm. Da sich nun jene nach ihrem Hause wendeten, blieb niemand zurück, sondern das ganze frohe Getümmel begleitete sie. Unter der Weinlaube vor seiner Thür blieb Antonio stehen, wendete sich nach seinen Begleitern um und sagte: „Theure Nachbarn und Freunde, wie ihr mich aus gutem Herzen hierher begleitet habt, so helft mir nun auch aus Liebe das heutige Fest begehen. Es ist heute, wie ihr wißt, der Tag der H. Irene und meines Weibes Namenstag; lasset uns also zu-

vörderst in die Kirche gehen und Gott danken, daß er auf die Fürbitte dieser Beschützerin mich und mein Weib so wunderbar aus großer Noth gerettet, und wieder mit euch, theure Nachbarn, vereinigt hat; dann aber geleitet mich auch in meinen Weingarten, wo ich gestern ein Fest bereitet habe, das ich nun heute, gegen alles Erwarten und Hoffen, durch Gottes Fügung, doch noch begehen kann." Da nun alle einstimmten, faßte er Irenen bei der Hand, und ging voraus, und Paar und Paar folgten die Andern zur Kirche nach. Und nachdem sie hier ihre Andacht verrichtet und inbrünstig gedankt und gebetet hatten, wendeten sie sich nach dem Weinberge hin. Bonaviso aber, der allein von Allen um Antonio's Geheimniß wußte, war auf den Wink seines Freundes voraus geeilt, und hatte Alles, was nöthig war, bereitet; und auch das bunte Gewand nicht vergessen, das er für Irenen von Salerno gebracht hatte. Wie sie nun an den Fuß des Felsen gelangten, wo die erste Laub-Pforte an dem Eingang zur Treppe war, kniete Antonio auf der untersten Stufe nieder, und sagte: „Laß mich nie vergessen, o Gott, welche Wunder Du an mir gethan hast, und segne mein Weib." Dann stand er auf und geleitete Irenen, der dieß Alles ein unbegreifliches Zauberwerk schien, die alten bequemen Marmorstufen hinauf, durch einen Laub-Bogen um den andern, bis zu dem Eingange des Tempels, dessen Vorplatz mit Blumen bestreut und in Wolken von Weihrauch gehüllt war, die aus umhergestellten Gefäßen dampften. Die Thür des Tem-

pels war offen; in der Tiefe erhob sich der Altar; sechzehn Kerzen brannten darauf vor einem Bilde der H. Irene, das ihm ein Freund nach der Aehnlichkeit seines Weibes gemalt hatte. Aber an den Wänden hinauf erhoben sich Gefäße über Gefäßen, zierlich und bunt, mit prunkenden Blumen angefüllt, so daß die Gemälde der Wand auf den Blumen zu schweben und zu tanzen schienen. Sprachlos stand Irene vor aller der Herrlichkeit, und unter dem Laubbogen, der sich vor der Thür erhob, wie zum schmückenden Bilde geworden, sahen alle Begleitenden nur auf sie. Da legte sie sich tief gerührt an die Brust ihres Mannes und sagte: „O Antonio, wie hoch erhebst Du und wie demüthigst Du mich!" — Dann schritt sie feierlich über die Schwelle, demüthigte sich vor dem Bilde der Heiligen, und erst nachdem sie still zu ihr gebetet hatte, beschaute sie mit Muße den Wunderbau und das köstliche Bildwerk des Fußbodens, das ihr wie ihre eigne Geschichte vorkam, und allen den Aufputz von Antonio's Erfindung, und zuletzt auch das ihr bestimmte Gewand. Alle Begleiter aber freuten sich dieser neuen Zierde der Gegend, die sie nie schöner gesehen hatten, als von dieser Felsenhöhe herab und von den Stufen des Tempels her; und einer, der ein Jäger war, und scharf in die Ferne sah, erblickte am Rande des Meers die Schebecke, welche gestern Irenen entführt hatte, und jetzt mit ihrem aufgespannten Seegel wie ein Stern an dem Azur des Himmels vorüberflog.

Der ganze Tag verstrich in festlicher Freude. Die Alten tranken den Wein, den Antonio gab; die Jugend tanzte, und Männer und Weiber waren an diesem Tage freundlicher gegen einander und zuvorkommender als je. Antonio aber hielt Irenen im Arm und sah in stiller Seligkeit dem Jubel der Andern zu, und so glich er dem Gotte auf dem Boden seines Tempels, wie Irene der Ariadne glich. Das Gewand aber, das er von den Corsaren erhalten, hing er zum ewigen Gedächtniß neben dem Altar der Heiligen auf.

Die abgewehrte Rache.

Es ist wahrscheinlich, daß, wenn Gott Strafe über ein lasterhaftes Gemüth verhängt, er vorher die Regungen desselben durchschaut, ob es sich vielleicht zur Reue neigt, und ihm, wenn es nicht in Bosheit verstockt ist, Zeit zur Besserung gibt.

Plutarch.

Langsamen Schrittes folget die Gerechtigkeit dem Bösen nach, doch sicher greift ihn ihre Hand.

Euripides.

Vor dem Ausbruch der Revolution wohnte zu Montpellier ein reicher Kaufmann, Le Pelletier, eben so sehr durch das Glück und die Einsicht, mit welcher er seine Geschäfte betrieb, als durch die Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen ausgezeichnet. Eine schöne und liebenswürdige Frau machte das Glück seines Lebens, und das Band der Liebe, das sie vereinte, wurde durch einen hoffnungsvollen Sohn und zwei Töchter, die ihrer Mutter an Schönheit und Anmuth gleich zu werden versprachen, noch fester geknüpft.

Die ältere dieser Töchter hatte kaum ihr fünfzehntes Jahr zurückgelegt, als der Marquis von Saint-Aumale, welcher seiner Gesundheit wegen einen Winteraufenthalt in Montpellier machte, sie im Conzert sah, und zu seiner Beute zu machen beschloß. Es gelang ihm, in dem Hause ihres Vaters Zutritt zu erhalten; und indem er durch den Schein der rechtschaffensten Gesinnungen das Vertrauen der Eltern zu gewinnen wußte, machte er insgeheim bei ihrer Tochter die Ueberlegenheit geltend, die ihm der Glanz seiner Geburt, die Anmuth seines Betragens und alle Künste der großen Welt über die Unerfahrenheit und Unschuld eines Kindes gaben. Sophie

ward das Opfer seiner Ränke, und als sie ihm die Folgen ihres Fehltritts verzweifelnd bekannte, verließ er die Stadt, ohne Abschied zu nehmen, und vergaß in den Zerstreuungen von Paris und des Hofs von Versailles die Unglückliche, die dem Wahne von ihm geliebt zu seyn, das Glück ihres Lebens geopfert hatte. Sie verfiel in eine tiefe Schwermuth, die in ein auszehrendes Fieber überging, und sie nach wenigen Monaten an den Rand des Grabes brachte. Vor ihrem Tode bekannte sie ihrer Mutter die Schuld, welche ihr jetzt das Leben kostete, und übergab ihr die Briefe ihres Verführers, die das ganze Gewebe seiner boshaften Ränke enthüllten. Nach wenigen Tagen bedeckte das Grab ihre Verirrung vor den Augen der Welt.

Le Pelletier, ein Mann von heftiger Gemüthsart und der empfindlichsten Ehrliebe, fühlte die ihm zugefügte Beleidigung nicht weniger tief als den Verlust einer schönen und geliebten Tochter. An dem Abend, da er von ihrer Beerdigung zurückkam, sagte er zu seinem Sohne: „Sophie ist jetzt bei Gott und klagt ihren treulosen Verführer an. Aber die göttliche Rache geht langsamen Schrittes. Der Name Le Pelletier ist durch einen Nichtswürdigen schändlich befleckt. An Deiner Stelle, Aubin, würde ich wissen, was ich zu thun hätte.“ Die Worte des Vaters sprachen nur den eignen Wunsch des Sohnes aus. Noch an demselben Abend nahm er Post, und mit guten Pistolen bewaffnet, langte er nach wenigen Tagen in Paris an, fest entschlossen, nicht eher

zu ruhen, als bis er im Zweikampf den Tod seiner Schwester an ihrem Mörder gerächt hätte.

Sein Vorhaben mißlang. Während er die nöthigen Erkundigungen über den Aufenthalt des Marquis einzog, hatte ihn dieser zufällig an einem öffentlichen Orte gesehen und erkannt, und mit der sichern Ahndung des bösen Gewissens seine Absicht errathen. Er beschloß ihm zuvor zu kommen, und es gelang ihm durch die lügenhaftesten Vorspiegelungen und durch die Gewalt seines Einflusses einen Verhaftsbefehl zu erhalten, dem zu Folge der junge Mensch schon am folgenden Abend auf der Straße ergriffen, und ohne daß jemand etwas von seinem Schicksal erfuhr, in das Schloß von Vincennes eingesperrt wurde.

Mit der größten Ungeduld harrte indeß Le Pelletier auf Nachrichten von seinem Sohne, und da endlich Briefe aus der Hauptstadt ankamen, erfuhr er durch seine Handelsfreunde, daß man den jungen Aubin nur drei Tage lang in Paris gesehen, und, da er nicht mehr in die Häuser seiner Bekannten gekommen sey, vermuthet habe, er sey durch irgend ein plötzliches Geschäft anderswohin abgerufen worden. Le Pelletier wartete noch einige Posttage ab; da aber keine weitern Nachrichten eintrafen, beschloß er selbst nach Paris zu gehen und Nachforschungen anzustellen. Die Bitten seiner Frau hielten den ungeduldigen, heftigen Mann nicht zurück, so wenig als die Furcht vor den Unruhen, die damals in Frankreich ausgebrochen waren. Aber indem er die nöthigen Vorbereitungen traf, um die dringendsten,

unaufschieblichsten Geschäfte zu beseitigen, Tag und Nacht rastlos arbeitete, ward er in Folge dieser Anstrengungen und seiner innern Unruhe krank. An die Reise war jetzt nicht zu denken.

Der Fortgang der Revolution, die sich wie eine Lavine unaufhaltsam und immer mächtiger fortbewegte, öffnete den Kerker des jungen Le Pelletier. Auch er hatte hart an einer schweren Krankheit darniedergelegen, die durch seine Ungeduld, das Gefängniß verlassen zu können, nur noch verlängert wurde. Aber als ihm endlich der Arzt erlaubte, von seiner Freiheit Gebrauch zu machen, eilte er unverzüglich, obgleich noch kraftlos und blaß, nach Paris, um seine Verfolgungen fortzusetzen. Auch jetzt war es ihm nicht bestimmt, das, was er für seine heiligste Pflicht hielt, auszuführen. Der Marquis hatte, nach der Aufhebung des Geburtsadels, mit vielen seines Standes den, wie er meinte, entehrten und entwürdigten Boden von Frankreich verlassen, um von der Gränze her die Hyder der Freiheit zu bekämpfen, und die unveräußerlichen Rechte seiner Geburt, die sein Vaterland nicht mehr anerkennen wollte, im Auslande geltend zu machen. Es war zu vermuthen, daß er sich in der Nähe des Rheins in einem der Sammelplätze der Ausgewanderten befinden werde. Der junge Aubin beschloß, ihm unverzüglich nachzueilen, indem er sich nur so viel Zeit nahm, seinem Vater von seinem Vorsatze Nachricht zu geben. Er kam in Coblenz an; aber welche Schritte er hier weiter gethan, ist unbekannt. Nur so viel ist bekannt geworden, daß, als

er am Tag seiner Ankunft gegen Abend ausgegangen, er nicht wieder zurückgekehrt war. Einige Tage darauf fand man einen Leichnam an die Brücke der Mosel angeschwemmt, und der Eigenthümer des Hauses, in welchem der Jüngling eingekehrt war, glaubte diesen in dem Todten zu erkennen. Der Leichnam hatte mehrere Wunden im Rücken.

Die Nachricht von diesem unglücklichen Ereignisse kam nach Montpellier, und der unglückliche Vater erlag dem Schmerz, einen hoffnungsvollen und geliebten Sohn heimtückisch geopfert zu sehen. Auch seine Gattin, von vielfältigem Grame verzehrt, folgte ihm bald unter die Erde nach. Jetzt war von der ganzen, vor wenigen Jahren noch so glücklichen Familie nur Adelaide übrig, die mit den Papieren ihrer unglücklichen Schwester und dem Vermögen ihrer Eltern auch den tiefsten und unversöhnlichsten Haß gegen den Mann geerbt hatte, der unter der Larve eines Freundes, um schnöder Begierde willen, durch die tückischsten Ränke das Glück ihres Hauses vernichtet hatte.

Adelaide, die bei dem Tode ihrer Schwester noch ein Kind war, und in einer Pension erzogen wurde, stand jetzt in ihrem siebzehnten Jahre und in der Blüthe einer hohen und wunderbaren Schönheit; und ihr Geist war durch die mächtige Zeit und durch die traurigen Schicksale, die ihr Haus betroffen hatten, an schneller Reife ihren Jahren vorangeeilt. Ein tiefer Ernst wohnte in ihrem Herzen, und behauptete sein Recht, auch wenn anmuthiger Scherz auf ihren

Lippen spielte; und wenn sie auch der Welt ein heiteres Angesicht zeigte, war doch ihr Inneres mit dem Schleier der Melancholie umhüllt. Viele Männer suchten ihre Gunst; sie aber begehrte nicht einen Gatten für sich, sondern einen Rächer der Todten, mit deren Bildern sie sich unaufhörlich umgab, und die sie in der Stille der Nacht, ja oft mitten in der heitersten Gegenwart zu mahnen schienen. Nur den meinte sie lieben zu können, der ihr Ruhe gäbe; *ihre* Ruhe aber hatte sie an die Rache geknüpft. Viele kamen und gingen, und die, welche die Heftigkeit ihrer Leidenschaft am lautesten rühmten, wichen vor jener Bedingung am schnellsten zurück. Nur Einer, der lange im Hintergrunde gestanden hatte, so lange die dreistern Bewerber die nächsten Plätze um Adelaiden einnahmen, erbot sich zu der Erfüllung ihres Verlangens, wenn sie ihn mit der Hoffnung ihrer Liebe beglücken würde. Adelaide, freudig überrascht, gelobte ihm Alles; und zufrieden ihre Hand geküßt zu haben, eilte er schon am folgenden Morgen, von der Unruhe einer tiefen und heftigen Liebe getrieben, den Gränzen von Deutschland zu.

Die Ausgewanderten hatten in Folge der neuesten Ereignisse die Ufer des Rheins verlassen, ihr Glück von den Flammen erwartend, die mit immer größerer Wuth über ihrem Vaterlande zusammenschlugen. Die Gefahren, welche von außen drohten, hatten im Innern den Schrecken an die Tagesordnung gebracht, und Verrath und Mißtrauen wütheten hier mit größerer Erbitterung als das Schwert der Feinde gegen

die Bürger des unglücklichen, in wilder Gährung begriffenen Landes. Aller Verkehr mit dem Auslande war auf das strengste verboten; der leiseste Verdacht einer Gemeinschaft mit dem Feinde reichte zur Verurtheilung hin; und die zügellose Heftigkeit, mit der sich jetzt Alles bewegte, verstattete keine Erörterung. So geschah es auch, daß Adelaidens Geliebter nah' an der Gränze aufgegriffen und der Auswanderung beschuldigt wurde. Die ansehnliche Baarschaft, mit der er versehen war, unterstützte jene Beschuldigung; und da er die wahre Veranlassung seiner Reise nicht wahrscheinlich machen konnte, ward er zum Tode verurtheilt, und starb mit Adelaidens Bilde im Herzen und ihrem Namen auf seinen Lippen.

Adelaide, die den schönen und sittsamen Jüngling liebte, vernahm die Nachricht von seinem Tode mit unaussprechlichem Schmerz; aber der Haß, den sie dem Mörder der Ihrigen geschworen hatte, erstickte den Vorwurf, den sie sich wegen seines Todes zu machen hatte. Jetzt beschloß sie, kein fremdes Leben wieder auf das Spiel zu setzen, sondern mit eigener Hand den Feind ihres Vaterlandes und ihres Hauses zu strafen, und so auf eine rühmlichere Weise die zürnenden Schatten ihrer Geschwister und Eltern auszusöhnen. In tiefer Stille und mit kluger Heimlichkeit machte sie die Zurüstungen zu ihrer Flucht, zog von ihrem Vermögen so viel sie nur konnte, zusammen, und kam, unter mannigfaltigen Verkleidungen, nach tausend Gefahren und unzähligen Schrecknissen, über die Alpen nach Deutschland.

Der Marquis hatte jetzt seinen Aufenthalt in einem kleinen Städtchen von Niedersachsen genommen, wo er von der Unterstützung eines deutschen Hofes in ziemlicher Beschränkung lebte. Alle Wege, Etwas aus seinem Vaterlande zu ziehen, waren ihm abgeschnitten; die übrigen Ausgewanderten waren meist in demselben Fall, und die Wenigen, die sich in einer günstigern Lage befanden, dachten mehr auf die möglichen Bedrängnisse der Zukunft, als auf die gegenwärtige Noth ihrer Unglücksgenossen. Von Langerweile und Unmuth gequält, hatte der Marquis mit einer adelichen Wittwe, die ganz in der Nähe des Städtchens auf ihrem Gute lebte, eine angenehme Bekanntschaft angeknüpft; und da sie noch in ihren besten Jahren stand, von gefälliger Bildung und einigem Vermögen war, glaubte man, daß er sie heirathen würde. Die Dame schien einer Verbindung nicht abgeneigt; der Marquis aber, dem sie nicht vornehm, und für eine Mißheirath nicht reich genug war, behandelte sie wie eine Zuflucht in der Noth; und indem er die Rolle eines gesetzten Liebhabers spielte, wußte er jede bindende Erklärung — zu der es, wie er meinte, immer noch Zeit wäre — mit schlauer Kunst zu vermeiden.

Adelaide wurde auf ihren Nachforschungen bald nach Niedersachsen geleitet, und je näher sie den Sammelplätzen der Ausgewanderten kam, desto ungünstiger waren die Urtheile, die sie über sie vernahm. Auch St. Aumale wurde mit den übrigen genannt. Sobald sie in Braunschweig seinen Aufent=

halt erfuhr, sann sie darauf, ihm, ohne Verdacht zu erregen, nah' zu kommen, nahm einige Bedienten in Sold, und nachdem sie sich als eine Frau von Rang und Vermögen eingerichtet hatte, kam sie auf einem Umwege in einem stattlichen Reisewagen mit vielem Gepäck gegen Abend in A... hausen an, wo ihr der enge und unfreundliche Gasthof einen höchst unbequemen Aufenthalt darbot.

Die Nachricht von der Ankunft einer reichen und schönen Dame mit einem Gefolge, das das Gerücht verdoppelte, lief noch an demselben Abend durch die Stadt, und kam auch dem Marquis zu Ohren, als er von Frau von Bony zurückkam, wo er den Tag, wie gewöhnlich, zugebracht hatte. Sie war vollkommen geeignet, einen Mann zu reizen, dem bei der ungewohnten Einförmigkeit seines Lebens jedes neue Ereigniß erwünscht kam. Eine Französin, eine Frau von Stand, wie es schien — was konnte sie in diesem armseligen Neste suchen, das nicht einmal eine Poststation war? Ihren Namen wußte man noch nicht; sie konnte also wohl gar eine Bekannte, eine Freundin aus einer glücklichern Epoche seyn. Auf jeden Fall war es seine Pflicht, sie zu besuchen, ihr seine Dienste, seine Gesellschaft anzubieten. Während er dieses bei sich bedachte, ward ihm ein Billet aus dem Gasthof gebracht. Den Namen der Unterzeichneten, Adelaide von Bellegarde, kannte er nicht; aber sie schrieb ihm: „da sie zu ihrer Verzweiflung in diesen elenden Winkel verschlagen worden, sey es ihr ein großer Trost gewesen, zu hören, daß sich

einer ihrer Landsleute hier aufhalte; und der Name des Herrn Marquis D'Aumale lasse sie hoffen, keine Fehlbitte zu thun, wenn sie ihn ersuchte, ihr am nächsten Morgen seinen Besuch zu gönnen."

Der Marquis ließ sich am andern Morgen nicht lange erwarten. Adelaide schauderte, als sie ihn die Stiegen heraufkommen und von dem Bedienten seinen Namen hörte; und als er über die Schwelle schritt, war sie der Ohnmacht nahe. Doch ermannte sie sich. Sie erzählte ihm mit schwacher und zitternder Stimme, daß sie auf dem Weg nach Wien sey, vorher aber, zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit, eines und das andre der böhmischen Bäder besuchen wolle. Ihr Wagen sey auf den abscheulichen Wegen beschädigt worden, und da sie die Station nicht habe erreichen können, habe man sie hierher gebracht, wo man ihr keine Hoffnung zu einer schnellen und soliden Ausbesserung mache. Auch fühle sie sich jetzt eben so sehr außer Stand die Reise fortzusetzen, als in dieser armseligen Schenke zu verweilen, wo es ihr an jeder Bequemlichkeit mangle. Sie erbäte sich also seinen Rath, seinen Beistand. — Dieses Alles, und was noch sonst zur Ausschmückung ihrer Geschichte diente, sagte sie mit der Stimme einer Person, der es an Athem fehlt; und dieses, so wie die Blässe, die ihre Stirn bedeckte, war zur Unterstützung ihres Vorgebens vollkommen geschickt. Der Marquis, der nicht das geringste Mißtrauen in ihre Erzählung setzte, antwortete mit Lebhaftigkeit, daß er sich glücklich schätzte, ihr seine Dienste anbieten zu dürfen,

und daß er von diesem Augenblick an mit dem Schicksal ausgesöhnt sey, das ihn, wahrscheinlich zur Strafe für seine Verirrungen, in dieses abscheuliche Land geschleudert habe. „Allerdings," fuhr er fort, „ist dieser Aufenthalt Ihrer allzu unwürdig. Erlauben Sie mir also, gnädige Frau, Ihnen einen Vorschlag zu thun, der sich ganz von selbst darbietet, und der eben so sehr Ihrer Bequemlichkeit als Ihrer Gesundheit zusagen dürfte. Hier ganz in der Nähe wohnt eine Dame auf ihrem Gut; diese Dame ist meine Freundin; sie ist so gut eingerichtet, als man etwa in diesem Lande, welches nicht das Land der Verheißung ist, erwarten kann. Sie hat überdieß etwas mehr Verstand, als man gewöhnlich hier hat, ist eine Freundin unsrer Nation, und wird sich glücklich schätzen, Frau von Bellegarde bei sich aufzunehmen. Ich habe dann das Glück, Sie so oft zu sehen, als Sie es mir erlauben wollen, und Sie können mit Ruhe den Zeitpunkt erwarten, wo Ihnen Ihre Gesundheit erlaubt, Ihre Reise fortzusetzen." Diesem Vorschlage fügte er noch so viel Verbindliches hinzu, und wußte jede Einwendung, deren allerdings keine ernstlich gemeint war, so siegreich abzuwehren, daß Frau von Bellegarde nicht umhin konnte, nachzugeben, und es ihm zu überlassen, die Sache nach seinem Gutdünken einzuleiten.

Adelaidens Planen konnte nichts besser zu statten kommen, als dieser Vorschlag. Sie wollte sich dem Marquis nähern, ihm Vertrauen einflößen, und ihn dann allein an irgend einen geheimen und günstigen

Ort locken, um die Rache an ihm zu nehmen, die sie den Schatten der Ihrigen geschworen hatte. Ein Aufenthalt auf dem Lande konnte eine solche Gelegenheit schneller herbeiführen; und um ihn in vollkommner Sicherheit zu erhalten, konnte die Anwesenheit einer dritten Person, die zwischen ihnen stand, überaus nützlich seyn. Aber auch der Marquis verband mit seinem Vorschlage, der nur die Eingebung des Wohlwollens und einer unter Landsleuten natürlichen Gefälligkeit scheinen wollte, eine tiefere Absicht, die sich ihm in dem Augenblick darbot, als die schöne und liebenswürdige Fremde seinen Rath in Anspruch nahm. Die Eroberung einer solchen Frau hätte ihn zu jeder andern Zeit gereizt; wie viel mehr jetzt, bei dieser Langenweile, gegen die der Umgang mit einer schlichten, gutmüthigen deutschen Frau nur ein schwaches Gegenmittel war. Diese Eroberung nun in dem Hause und unter den Augen der Frau zu machen, die sich schmeichelte, in seinem Herzen zu herrschen, schien ihm pikant; endlich schien auch Adelaidens Wesen, und das, was ihm Stolz dünkte, seine Eitelkeit herauszufordern. So vielen Aufforderungen, sich mit ihr zu beschäftigen, und was Eins war, sie zu Grunde zu richten, konnte er nicht widerstehen.

Frau von Bony, arglos, wohlwollend und hülfreich, bot dem Wunsche ihres Freundes gern die Hand. Noch an demselben Tage war Adelaide bei ihr eingeführt, und in einem Flügel des Schlosses, der für die Aufnahme fremder Gäste bestimmt war,

auf das Bequemste eingerichtet. Ihre Leute schickte sie nach dem Städtchen zurück, unter dem Vorwande, ihre gütige Wirthin nicht unnützer Weise zu belästigen. Ihren Absichten sagten so nahe Umgebungen auf keine Weise zu.

Wir haben schon oben gesagt, daß Frau von Bony noch in ihren besten Jahren stand. Ohne vorzüglich schön zu seyn, machte ihre Gestalt den erfreulichsten Eindruck, indem sie über die Anmuth und Milde ihres Charakters keinen Augenblick in Zweifel ließ. Es war in ihr, wie in ihrem ganzen Wesen, der gefälligste Zusammenklang und eine gleichförmige Haltung und Mäßigung, die vielleicht aus einer gewissen Mittelmäßigkeit der einzelnen Elemente ihrer Natur entsprang, aber eine wohlthätige, beruhigende Wirkung hervorbrachte. Vielleicht war es eben so wenig möglich, sich einer heftigen Leidenschaft für sie hinzugeben, als sie ohne eine achtungsvolle Zuneigung zu kennen, ja ihr mit Zärtlichkeit anzuhängen; und wenn man schon sich von ihrem Thun und Reden nur wenig erinnern konnte, so war es doch nicht wohl möglich, ihr anmuthiges und heiteres Bild zu vergessen, wenn man sie in kleinern Zirkeln oder in ihren häuslichen Verhältnissen gesehen hatte. Für den Marquis war sie allzu schlicht, und keineswegs strahlend genug; mehr eine Zuflucht als ein Umgang; ein Wechsel der Langenweile mehr als eine Unterhaltung. Das gutmüthige Mitleiden, das sie mit dem Unglück der Ausgewanderten fühlte, hatte zuerst eine Verbindung veranlaßt; die Annehmlichkeiten sei-

nes Umgangs, und der Anschein von Tugenden, den er sich zu geben wußte, hatte sie angezogen, und die Sicherheit seines Wesens allmählig unterjocht. Sein ganzes Benehmen mußte sie glauben machen, daß er sie liebte, und daß sie es auf sein Zartgefühl und die Lage, in der er sich befand, schreiben müßte, wenn er sich nicht erklärte. Sie aber achtete ihn darum nur desto höher, und glaubte ihn zu lieben, weil sie sich von ihm beherrschen ließ.

Wenige Stunden reichten hin, Adelaiden mit ihrer liebenswürdigen und wohlwollenden Wirthin zu befreunden, und die Natur des Verhältnisses zu erkennen, in welchem sie mit dem Marquis stand. Sie sah in Julien ein neues Opfer seiner tiefen Nichtswürdigkeit, das sie ihm zu entreißen bestimmt sey; aber der Irrthum, in welchem jene sich wiegte, peinigte sie. Ihr Vorsatz stand fest; der zur Ausführung geweihte Dolch ruhte an ihrer Brust; aber so einfach, wie ihr Plan zuerst entworfen war, schien er jetzt nicht auszuführen. Sie hatte den Muth zu der That, aber nicht den, ungerechtfertigt vor den Augen einer Frau zu stehen, die ihr Achtung und Liebe abnöthigte. Wie sollte sie ihr über den Marquis die Augen öffnen, ohne sich selbst zu verrathen? Und wie konnte sie Hand an ihn legen, ohne zugleich ein Herz, das der zartesten Schonung so würdig war, auf das grausamste zu zerfleischen?

Diese Betrachtungen stürzten sie in die peinlichste Unruhe. Sie schien wirklich krank, und die Aufmerksamkeit, mit welcher Julie für sie sorgte, vermehrte

ihre Bangigkeit noch, indem sie sich immer mehr zu diesem gutmüthigen, liebenden Wesen hingezogen fühlte. Ihrer Unschuld gegenüber und der Unbefangenheit, mit der sie oft im vertraulichen Gespräch ihr argloses Herz enthüllte, ward ihr die falsche Rolle, welche sie spielte, fast unerträglich. Das quälende Geheimniß stand trennend zwischen Julien und ihr; und das angenommene Verhältniß machte eine Menge von Erdichtungen und Unwahrheiten nothwendig, die ihr in der Nähe dieser wahrhaften und reinen Seele immer peinlicher wurden. Alle diese Qualen aber warf sie auf den Marquis, der sie durch seine Schuld in dieses verwirrende Labyrinth gestürzt habe; und so wie sich die Schwierigkeiten einer Rettung daraus vermehrten, wuchs ihre Begierde, durch die Vollbringung der That endlich ihr schwer belastetes Herz zu erleichtern. Die Plane des Marquis rückten dabei nicht vor. Adelaide fand in ihrem Uebelbefinden einen Vorwand, ihn so lange entfernt zu halten, bis seine Stunde geschlagen hätte, und da Julie sie selten verließ, konnte er sie niemals allein sehen. Diese Schwierigkeiten spornten ihn an. Sie erschien ihm täglich schöner und geistreicher, und wenn er bisweilen in ihrer Nähe ein gewisses Mißbehagen fühlte, wie in der Nähe eines Feindes, so glaubte er die Ursache davon in der Störung seiner Absichten suchen zu müssen, und erwartete Zufriedenheit und Ruhe von dem Augenblicke, wo er seine Leidenschaft erklärt, und sich dadurch den Weg zum Siege geöffnet hätte.

So waren schon mehrere Tage in mannigfaltiger

Pein vergangen, als ein Besuch aus der Nachbarschaft Juliens Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und dem Marquis die Hoffnung gab, seinem Ziele einen Schritt näher zu kommen. Ein Spatziergang nach dem nahen Wäldchen ward vorgeschlagen und angenommen. Die Gesellschaft hatte sich in mehrere Gruppen gesondert; Julie war mit ihren deutschredenden Gästen zurückgeblieben, und der Marquis ergriff diese Gelegenheit, da er sich endlich einmal mit Adelaiden allein sah, nach einer wehmüthigen Klage über den Unstern, der ihn in diesen Tagen verfolgt habe, ihr die Leidenschaft zu gestehen, die ihn von dem ersten Augenblick an, wo er sie gesehen, ergriffen, und mit einer solchen Gewalt beherrsche, daß, wenn sie seine Wünsche nicht erhöre und seine Liebe erwiedere, ihm das Leben unerträglich seyn würde. — Adelaide fühlte sich durch diese Erklärung, so unerwartet sie ihr kam, weniger überrascht als empört. Die ganze Ruchlosigkeit des Mannes trat vor ihre Seele. So, dachte sie, wird er mit Sophien gesprochen, mit solchen Worten wird er ihr argloses Herz beschlichen, mit solchen Netzen ihre Unschuld umstrickt haben. So klang ihr seine Rede wie ein Todesurtheil, das er sich selbst spräche; ihre Rechte fuhr nach dem Dolch an ihrer Brust; aber in dem Augenblick, wo sie den Stahl berührte, hatte der Sturm, der in ihrem Innern tobte, ihre Kraft besiegt. Sie erblaßte, wankte, und wäre ihrem Begleiter in die Arme gesunken, wäre nicht der Abscheu vor ihm ihr zu Hülfe gekommen. Ein Schrei des Entsetzens, wel-

cher ihr unwillkührlich entfuhr, zog die übrige Gesellschaft herbei; man fand sie erblaßt, wie aus einer Ohnmacht erwacht, ihre Miene verstört, den Marquis bestürzt; niemand wußte den Vorfall auszudeuten. Adelaide ermannte sich zuerst, indem sie vorgab, eine plötzliche Anwandlung von Schwäche gefühlt zu haben; aus Furcht zu fallen, habe sie das kindische Geschrei ausgestoßen. Die Andern glaubten dieß, indem sie sich nur über die sonderbaren Aeußerungen der französischen Lebhaftigkeit wunderten; den Marquis aber setzte Adelaidens Benehmen in eine Unruhe, die er selbst nicht zu erklären, aber auch nicht zu beherrschen wußte. Er konnte sich nicht verbergen, daß in ihrem Betragen gegen ihn ein auffallender Widerspruch war, ein Suchen und Fliehen; ein berechnetes Entgegenkommen und ein unwillkührliches Zurückweichen; Erscheinungen, die er gern als den Kampf einer sich entwickelnden Leidenschaft deutete, aber doch nicht immer, und am wenigsten nach dieser letzten Scene auf eine günstige Weise auslegen konnte. Er mußte hierüber Klarheit haben. Es schien ihm lächerlich, wie ein Neuling einer beunruhigenden Leidenschaft preisgegeben zu seyn, und da, wo er siegen wollte, zum Spielwerk zu werden. Diesen Betrachtungen zu Folge faßte er seinen Entschluß. Er schrieb ihr noch an demselben Abend, schilderte ihr die Unruhe einer über alles mächtigen Liebe, und beschwor sie, ihm den nächsten Morgen eine Stunde zu schenken, wo er allein und ungestört ihr sein Herz ausschütten könnte.

Als Adelaide diesen Brief erhielt, glaubte sie das unvermeidliche Schicksal zu erkennen, das den Feind ihres Hauses durch seine eigene Veranstaltung in ihre Hände und der Strafe dahin gebe; und sie glaubte dem höhern Willen ohne weiteres Bedenken und Zagen folgen zu müssen. Mit wenigen Worten erwiederte sie seinen Brief, und ohne sich auf den übrigen Inhalt einzulassen, beschied sie ihn während der Stunde, welche Julie ihren Geschäften zu widmen pflegte, nach dem Wäldchen hin, wo er eben erst durch ihre unverzeihliche Zaghaftigkeit, wie sie meinte, gerettet worden war. Der Marquis war mit dieser Antwort zufrieden. Es schien ihm eine günstige Vorbedeutung, daß sie eben den Ort zur Zusammenkunft wählte, wo er ihr seine Liebe zuerst gestanden hatte. Triumphirend hielt er das Glück verkündende Blatt in die Höhe, und rief aus: Sie ist mein! O sie ist mein! Kein Gott soll sie mir entreißen, wenn es einmal zu Unterhandlungen kömmt. —

Mit diesen Gedanken, voll von freudigen Erwartungen, begab sich der Marquis zur Ruhe. Adelaide erschien ihm im Traum. Aber es war auch nicht Adelaide, was ihm erschien, sondern Etwas, das an sie erinnerte, und das er wie in weiter Ferne nicht recht zu erkennen im Stande war. Mit unruhiger Neugierde sah er immer und immer nach dem zarten luftigen Bilde hin, und erkannte endlich das Bild der unglücklichen Sophie, die ihm zu winken und zu drohen schien. In dem Augenblick aber, wo er sie erkannte, ward er durch eine heftige Bewegung des

Schreckens aufgeweckt, und ohne dem flüchtigen Traumbilde weiter nachzusinnen, richtete er seine Gedanken auf Adelaiden und die Zusammenkunft, die ihn erwartete.

Adelaiden war die Erquickung des Schlafes nicht gegönnt. Sie ging lange in ihrem Zimmer auf und ab, setzte sich, sprang wieder auf, trat an das Fenster, weinte und sprach mit sich selbst. Ihr Kopf war erhitzt, ihr Herz klopfte hörbar. Bisweilen war es ihr, als gehe sie mit einem Unrecht um; aber sie stieß diesen Gedanken als eine Eingebung der Verzagtheit von sich, und warf ihre Blicke auf seinen Brief. Hier glaubte sie das Todesurtheil zu lesen, das er sich selbst geschrieben; der Wille des Schicksals schien ihr klar. Und damit sie nicht wankte und mit strafbarer Schwachheit sich selbst verließe, rief sie die Todten aus ihren Gräbern auf, und vernahm ihr Wehklagen über ihr früh zerstörtes, in Verzweiflung und namenlosem Jammer erloschenes Leben. Sie sah ihre Schwester im Leichenkleide; ihrer Mutter von Gram verzehrte Gestalt; ihres Bruders blutigen Leichnam; die zornflammenden Augen ihres Vaters, mit denen er den Mörder der Seinigen noch sterbend zu suchen schien. Mehr als einmal sank sie auf ihre Knie nieder; sie versuchte zu beten, aber sie konnte nicht; die That, auf welche sie sann, stand zwischen Gott und ihr. Indem sie so kämpfte, dämmerte der Morgen; die ersten Strahlen der Sonne stahlen sich durch die Vorhänge und beleuchteten den Dolch, der entblößt auf dem Tische lag. Sie stand auf, ergriff

den funkelnden Stahl, und seine Kühle that ihren glühenden Händen wohl. „Du sollst mir Ruhe geben," sagte sie. Dann ergriff sie die Feder, um an Julien zu schreiben. Mit wenigen, aber glühenden Worten nahm sie Abschied von ihr, und ohne ihren Vorsatz bestimmt auszusprechen, beschwor sie die Freundin, eine lang erwogene That nicht nach dem Anscheine zu verurtheilen, und die Schmerzen, die sie einem ihr so theuern Herzen verursache, auf die Rechnung des feindseligen Geschicks, das sie rastlos verfolge, zu schreiben. Den Brief des Marquis legte sie bei. Hierauf schrieb sie auch ihrem Bedienten den Befehl, sogleich nach Empfang dieser Zeilen in aller Stille zu packen, Pferde zu bestellen, und den Wagen an dem Ausgange einer Allee halten zu lassen, die das Wäldchen, wohin der Marquis bestellt war, mit der Landstraße verband.

Nachdem sie dieses Billet nach der Stadt geschickt, den Brief an Julien aber überschrieben und zu sich gesteckt hatte, um ihn nach ihrer Flucht an sie zu senden, fühlte sie sich etwas beruhigter. Die verhängnißvolle Stunde nahte, und Adelaide sah durch das Fenster den Marquis auf dem Wege nach dem Orte der Zusammenkunft. Er schien vor sich hin zu sinnen; bisweilen warf er den Kopf übermüthig zurück; sein Gang war ungleich, bald hastig, bald zögernd. Ihr schauderte; aber ohne weitern Gedanken Raum zu geben, ergriff sie hastig den Dolch, und eilte, in ihren Shawl gewickelt, die Stiegen hinab, um unbemerkt auf einem kleinen Umwege

durch den Park des Schlosses nach dem Wäldchen zu gehen.

Nicht weit von dem Eintritte in den Park trat sie ein freundlicher, gelblockiger Knabe an, und bat mit entblößtem Haupt und rührender Stimme um Almosen für eine todtkranke Mutter. Adelaide griff in ihren Beutel und warf dem Knaben, ohne sich aufzuhalten, etwas zu; mit dem Gelde aber entfiel der Eilenden unvermerkt der Brief an Julien. Diesen Brief fand der Knabe, indem er das Geld zusammen suchte, als Adelaide schon in die verschlungenen Gänge verschwunden war. Er trug ihn also in das Schloß, gab ihn einem Diener, und dieser brachte ihn seiner Herrin, an die er überschrieben war. Julie öffnete den Brief und fand in der Unterschrift einen Namen, der ihr zur Hälfte unbekannt war. Den dunkeln Inhalt begriff sie nicht; und erst nachdem sie das beigelegte Billet des Marquis überlaufen hatte, glaubte sie zu verstehen, daß Adelaide im geheimen Einverständnisse mit dem Marquis sie unter einem angenommenen Namen getäuscht, und jetzt die Flucht mit ihm ergriffen habe. Genügend war diese Vermuthung freilich nicht; aber das Schmerzliche selbst, was sie für Juliens gekränkte Liebe enthielt, gab ihr bei dem Mangel einer andern Deutung, für den Augenblick wenigstens eine gewisse Wahrscheinlichkeit.

Empfindlich gekränkt durch den doppelten Betrug, den sie so gar nicht geahndet hatte, suchte Julie Aufklärung des häßlichen Geheimnisses. Der Knabe

wurde ausgefragt und Diener auf den Weg geschickt, den Adelaide genommen hatte. In ihrem Zimmer fand sich nichts verändert. Auf dem Boden lag die Scheide eines Dolchs. Das Bett war unberührt, und man sah, daß sie sich in der vergangenen Nacht nicht niedergelegt hatte.

Während Frau von Bony mit diesen Untersuchungen beschäftigt war, kam die Nachricht, daß ein Reisewagen mit Gepäck, der am Ausgange der Allee gehalten, sich rasch nach der Landstraße gewendet habe. Gleich darauf sah man Adelaiden dem Schlosse zu eilen. Sie schien vor etwas zu fliehen; ihr schwarzer Shawl flog weit in die Luft; ihre Locken flatterten zerstört im Winde; eine tödtliche Blässe bedeckte ihr Angesicht, und sie sah sich bisweilen scheu nach der Seite um, als ob sie verfolgt würde. So eilte sie, ohne auf etwas zu achten, an den Dienern vorüber, die ihr verwundert nachsahen, stürzte in Juliens Zimmer, und warf sich, wie eine die Rettung sucht, der Erstaunten an die Brust.

Sie mit Theilnahme zu empfangen, vermochte Julie nicht. Der feindseligste Argwohn umlagerte ihr Herz. Sie sah in ihr eine Betrügerin, die des Wohlwollens der Leichtgläubigen spottete, eine beglücktere Nebenbuhlerin, oder im besten Fall eine Wahnsinnige. Ihre Liebenswürdigkeit vergrößerte ihre Schuld, und sie schien um desto mehr Haß zu verdienen, je leichter sie Freundschaft und Liebe gewonnen hatte. Julie riß sich empört aus ihren Armen los und hielt sie mit beiden Händen von sich

entfernt. Adelaide, die diesen Abscheu nicht begriff (denn von dem Schicksal ihres Briefes wußte sie nichts), aber in diesem Augenblicke keines Nachsinnens fähig war, warf sich zu Boden, umfaßte Juliens Knie, und rief, wie in Verzweiflung: Fliehe mich nicht; verabscheue mich nicht; mein Herz ist rein von Schuld.

Diesen Tönen, die aus der Tiefe des Herzens quollen, widerstand Julie nicht. Sie sah verwundert auf sie herab, und sagte mit einem trocknen Ernst: Wen hab' ich vor mir? Die Frau von Bellegarde oder Adelaiden Le Pelletier? — Adelaide antwortete nicht; aber sie schlang sich noch fester um die Knie der Fragenden. — Stehen Sie auf, fuhr Julie fort, wer Sie auch seyn mögen; ich darf diese Stellung nicht dulden. — Und da Adelaide nur weinte und schluchzte, sagte sie noch einmal mit milderm Ton: Stehen Sie auf, Adelaide, und erklären mir die Räthsel, die mich verwirren.

Adelaide verstand den Umfang ihrer Frage nicht. „Ich bin unglücklich," rief sie, „aber rein von Schuld. Ein schreckliches Verhängniß verfolgt mich. Der Himmel verläßt mich, weil ich mich selbst verlasse."

Frau von Bony, durch diese Worte noch mehr verwirrt, hob sie auf, und sagte mit zweifelndem Tone: Sie wollten von hier fliehen — ein Reisewagen erwartet Sie. Hat Ihr Begleiter Sie vergessen? Suchen Sie ihn bei mir? Er ist nicht hier. — Mein Begleiter? fragte Adelaide mit Bestürzung. Ich verstehe Sie nicht. — Der Marquis, ohne Zwei-

fel, erwiederte Julie, und sah sie mit einem forschenden Blicke an, der sie zu verwirren schien. — Der Marquis? sagte sie, die Hände ängstlich ringend. O hätt' ich ihn zur Hölle hinabgeschickt, aus der er erstammt! O daß Sie ihn kennten! O daß ich allen Abscheu, den ich gegen ihn fühle, in Ein Wort zusammendrängen könnte, um mit diesem Worte sein Andenken auf ewig in Ihrem schönen Herzen auszutilgen.

Indem sie dieses sagte, erhob sie die krampfhaft gefalteten Hände, sah zum Himmel, dann auf Julien. Ihr Blick war unsicher, wie ihre Bewegungen. Alles kündigte den Kampf ihres Innern an.

Julie hatte sich indeß gesetzt, und zog Adelaidens Brief aus dem Busen hervor. Dieser Brief, sagte sie, indem sie ihn auf den Schoos legte, dieser räthselhafte Brief ließ mich andre Gesinnungen vermuthen. Oder wäre er nicht von Ihnen und nicht an mich?

Er ist von mir, antwortete Adelaide hastig, und an Sie, wie er auch in Ihre Hände gekommen seyn mag. — Dann faßte sie Juliens Hände, drückte sie sich gegen die Augen, und sagte, indem sie ihr wieder zu Füßen sank: Gönnen Sie mir einen Augenblick Gehör. Es gilt nicht meine Rechtfertigung allein; es gilt auch Sie selbst und die Ruhe Ihres Herzens.

Frau von Bony sah sie zweifelnd und ungewiß an; aber auf ihrer freien Stirn war kein Betrug. Ihr Blick war flehend; ihre Stimme weich und zum

Herzen dringend; die Hände der Freundin ließ sie nicht los. Es wird mir schwer, sagte Julie, Böses von Ihnen zu denken. Schütten Sie Ihr Herz gegen mich aus. Es wird uns beide beruhigen.

Adelaide stand auf, nachdem sie Juliens Hände dankbar geküßt hatte, und nach einigen Augenblicken, deren sie bedurfte, um sich zu fassen, fing sie ihre Erzählung an. Sie schilderte mit kräftigen Farben das Glück, das in ihrem väterlichen Hause bis zu dem Augenblicke geherrscht habe, wo es der Marquis wie ein feindseliger Dämon betrat, um die Freistatt der Unschuld und Tugend durch seine Laster zu verunheiligen, und das, was so geordnet und ruhig war, zu verwirren. Ueber seine Ränke ging sie schnell hinweg, indem sie der Freundin die Mittheilung der Briefe versprach, durch die er Sophien verderblich umsponnen hatte; und durchlief die Geschichte der schmerzlichsten Unfälle, die auf seine That gefolgt, und der Verbrechen, durch die sie noch überboten worden. Sie erzählte nun, wie sie allein gestanden mit ihrem Jammer über ihr verwaistes Haus, mitten unter den Schrecknissen der innern Verwirrung ihres Vaterlandes, umgeben von den Geistern ihrer theuersten Verwandten, von der peinlichsten Unruhe gefoltert, und zur Rache fortgetrieben gegen den Mann, der ihres Hauses, wie ihres Vaterlandes Feind sey; wie sie dann beschlossen, die heilige Pflicht selbst zu erfüllen; wie sie ihm rastlos nachgezogen, ihn hier in Juliens Nähe gefunden, und die Vollbringung ihres Vorsatzes um der Freundin willen aufgeschoben

habe. So kam sie in ihrer Erzählung bis auf den Augenblick, wo ihr der Verhaßte mit dem Antrage seiner Liebe noch verabscheuungswürdiger geworden, und sie, wie durch ein göttliches Verhängniß getrieben, fast aufgefordert habe, ihrem Zaudern ein Ende zu machen, und die unvermeidliche That ohne weitern Aufschub zu vollbringen. —

Julie, die sich bis hierher zu beherrschen gesucht hatte, hielt sich nicht länger und rief, beide Hände erhebend und zurückschaudernd: „Und Sie vollbrachten diese entsetzliche That?" —

Ich vollbrachte sie leider nicht, antwortete Adelaide, aber es war nicht meine Schuld. Seine Stunde hatte noch nicht geschlagen. Als ich mich dem Wäldchen näherte, wo er von mir Gehör erwartete, und wo ich ihm, ehe er den beschiedenen Weg beträte, die Namen derer, welche er gemordet, ins Herz rufen wollte, sah ich zu meiner größten Bestürzung meinen Vorsatz vereitelt. Ein reges Leben herrschte unter allen Bäumen; Männer und Frauen, von ihren Kindern umwimmelt, saßen festlich gekleidet im Schatten, um ausgebreitete Tücher her, die mit Früchten bedeckt waren, und eben von der Linde her, die zur Zusammenkunft bestimmt worden, erhob sich eine leise Musik, die immer stärker und stärker anschwoll, und mehrere der zerstreuten Gesellschaften zu sich heran zog. Da ich mich so getäuscht sah, eilte ich nach der Stelle, wo ich meinem Wagen zu halten befohlen hatte, um ihn zurückzuschicken, ehe ihn jemand gewahr würde, und eilte, nachdem dieses

geschehen war, von widerstreitenden Gefühlen zerrissen, durch den Park zurück. Indem ich aber die Wiese durchschnitt, glaubte ich den Marquis in Gedanken vertieft von der Brücke her kommen zu sehen; es kam mir sogar vor, als ob er mich bemerkte, und seine Schritte beschleunigte. Diese Bemerkung oder dieser Wahn setzte mich in einen so unbeschreiblichen Schrecken, daß ich meiner nicht mehr mächtig war. Ich floh, als ob mich das Verbrechen in seiner Gestalt verfolgte, und kam so, wie eine Wahnsinnige, zu Ihnen zurück, wo ich, durch einen neuen Zufall, mein Geheimniß durch mich selbst verrathen finde. Es kömmt auf Sie an, ob dieser Zufall für mich erwünscht, oder ob er unglücklich seyn soll. Sie kennen mich jetzt; Sie kennen auch den Mann, dessen Bestrafung das Schicksal in meine Hände gelegt hat. Wenn Sie ihn jetzt so verabscheuen, wie er verdient, wenn er, wie ich überzeugt bin, keinen Vorsprecher an Ihrem Herzen findet, so kann das Vertrauen, das ich Ihnen bewiesen, mir nicht schaden, und Sie werden mich nicht abhalten, ein Vorhaben auszuführen, das ich den zürnenden Schatten meiner Freunde tausendmal auf das heiligste gelobt, und vielleicht nur aus strafbarer Zaghaftigkeit so lange verschoben habe.

Nachdem sie so gesprochen hatte, hielt sie inne, und erwartete mit klopfendem Herzen die Antwort der Freundin. Obgleich auf das heftigste erschüttert und empört in ihrem Innersten, konnte Julie doch über das, was ihr zukam, keineswegs in Zweifel seyn. Sobald sie daher ihre Stimme wieder fand,

rief sie aus, indem ihr die Thränen unbewußt von den Wangen rollten: Nie, nie! — Ich verabscheue den Marquis. — Er hat auch mich getäuscht — er verdient kein Mitleiden, keine Schonung. — Aber nie, nie werde ich geschehen lassen, daß sich Deine Hände mit seinem Blute beflecken, und daß Verbrechen durch Verbrechen gesühnt werde.

Adelaide faßte beide Hände der Freundin zwischen die ihrigen, und sie emporhebend sagte sie: Und soll das erwiesene, schamlose Verbrechen immerfort mit frecher Stirn auf der Erde wandeln, sich immer weiter wälzen, die Unschuld vergiften und die reinste Güte auf das schändlichste mißbrauchen?

Juliens Thränen floßen heftiger, und sie wiederholte immer: Nie, nie!

Ich weiß wohl, fuhr Adelaide noch dringender fort, daß die Menge zur Bestrafung einer Unthat mancherlei Zurüstungen fordert, Gesetze, Richter, Verhöre, ausdrückliches Eingeständniß, ein förmliches Urtheil, ein Blutgerüst endlich, und ich weiß nicht welche feierlichen Anstalten; auch mag das gut und löblich seyn bei Verbrechen, die das Gesetz klar bestimmt und verurtheilt. Aber wie viele gräßliche Unthaten gibt es nicht, die kein Gesetzbuch erwähnt! wie viele, die bei der größten Gewißheit dennoch unerweislich sind! Der schlimmste Verbrecher ist nicht der, welcher einem Gesetze Trotz bietet, sondern der, welcher es heimlich umschleicht, und, wenn er der Hand des Gerichts nicht anheim fällt, das Vorrecht der Unschuld begehrt. Soll ihm dieses zugestanden

seyn? Soll die feige, umsichtige, heimtückische List besser fahren als die kühne Gesetzlosigkeit, die doch wenigstens männlich ist, oft Bewunderung verdient, und den Widerstand auffordert? — Nimmermehr. Gegen den dreisten Verbrecher schützt das Gesetz; den schleichenden Frevel kann nur Selbstwehr hemmen; und es ist eine heilige Pflicht, da zu retten, wo kein Gesetz schützt, und da zu rächen, wohin die Hand der Gerechtigkeit nicht reicht. Trifft nur mein Stahl ein schuldvolles Herz, so steh' ich, als ein Werkzeug der göttlichen Rache, freigesprochen von meinem Gewissen, mit blutiger Hand zwar, aber mit reinem und makellosem Herzen, vor Gott, und jedes edle Herz spricht mich frei, wenn mich auch vielleicht der Buchstabe des Gesetzes verurtheilt.

Adelaide sprach diese Worte mit einer Begeisterung, die aus tiefer, langgenährter Ueberzeugung entsprang, und auch wohl Ueberzeugung zu geben fähig war. Der Ton ihrer Stimme war fest; ihr Blick feurig und ernst, fast furchtbar; es war etwas Hohes in ihrem ganzen Wesen, wie einer Person, die von falschen Anklägern verläumdet, sich mit siegreichem Bewußtseyn vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit vertheidigt.

Sinnend hatte Julie den Kopf auf die Hand gestützt, und sich sanft nach der Freundin neigend, sagte sie mit erstickter Stimme: Ich bin zu heftig bewegt; ich kann nichts fassen, nichts beschließen. Aber durch all diese Verwirrung ruft mir etwas aus meinem Innern zu, das die eigenmächtige That verdammt.

Die Rache ist mein, sagt Gott. Wie soll der Mensch sich anmaßen, was Gottes ist?

In diesem Augenblick wurde der Marquis gemeldet, und beide Frauen erschraken, als wären sie auf einem Verbrechen ergriffen worden. Er erhielt zur Antwort, man könne ihn jetzt nicht annehmen; auch würden die Damen allein speisen; er möchte sie entschuldigen.

Stumm saßen die Freundinnen einander gegenüber, als der Bediente das Zimmer verlassen hatte. Beide schienen auf Mittel zu sinnen, sich der Bürde zu entledigen, die auf ihren Herzen lastete. Julie brach das Schweigen zuerst. Warum wollen wir uns durch die Nähe dieses Menschen ängstigen lassen? sagte sie. Warum soll er länger die Luft verunreinigen, die uns umgibt? Ihn wieder zu sehen, scheint mir unmöglich. Ich kann weder eine falsche Rolle gegen ihn spielen, noch ihm sagen, was ich denke, und was er verdient. Das Beste ist, ihm auf der Stelle den Abschied zu geben. — Nach den Gesinnungen, die Sie hegen, antwortete Adelaide, bleibt Ihnen in Ihrer Lage kaum etwas Anderes übrig. Auch für mich ist es so besser, da es nun doch nicht mehr möglich wäre, hier, unter Ihren Augen, ein Vorhaben auszuführen, zu dessen Mitwisserin ich Sie gemacht habe, und dessen Theilnehmerin Sie jetzt scheinen würden.

Julie ließ das jetzt gut seyn, und schrieb dem Marquis: „eingetretene Verhältnisse erlaubten ihr nicht, ihn wieder zu sehen. Er möchte nicht nach der

Ursache dieser Aeußerung forschen, sondern, wenn er ihren Rath einiger Aufmerksamkeit werth hielte, diese Gegend so schnell als möglich verlassen." In diesen Zeilen sah der Marquis nur die Sprache der Eifersucht einer Frau, die sich seiner Liebe geschmeichelt hatte, und sich jetzt von einer andern verdrängt glaubte. Diese Erscheinung befremdete ihn also nicht sehr, und er traute sich Geschicklichkeit genug zu, um eine Empfindlichkeit zu besiegen, die ja eben nur aus gekränkter Liebe entsprungen wäre. Weit mehr beunruhigte ihn Adelaidens Betragen; ihre Flucht, ihr Zusammenseyn mit Julien; die gestrige Scene; es war ihm schwer, hier die Lage seiner Sache zu erkennen, und Zeichen der Zuneigung daraus zu erkünsteln, unmöglich. Er schrieb sogleich zurück: „er sey in Verzweiflung über den Inhalt eines Billets, das er, trotz seiner Unterschrift und der Züge, die ihm bis jetzt nur Freundschaft und Zärtlichkeit verkündigt hätten, kaum für das Werk des sanftesten Herzens halten könne. Es sey unerhört, auf eine solche Weise verbannt zu werden. Er beschwöre sie bei aller der Freundschaft, die sie ihm bis jetzt bewiesen, und der er sich nie unwerth gemacht habe, nicht die Erfüllung eines Befehls zu verlangen, den er nicht zu deuten wisse, und den, ohne Kenntniß seiner wirklichen oder vermeintlichen Verschuldung, zu erfüllen, ihm die Gesetze der Ehre verböten." Frau von Bony antwortete auf der Stelle: „Fliehen Sie, ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen. Fliehen Sie ohne Verzug, oder es werden Namen in Ihren Ohren schallen, bei

denen Sie erstarren werden, wenn Ihr Gedächtniß nicht eben so falsch ist, als Ihr Herz.“ Zugleich befahl sie, dem Marquis unter keinem Vorwand den Eintritt in das Schloß zu gestatten.

Die beiden Freundinnen glaubten jetzt ruhiger seyn zu können, als sie den Marquis entfernt wußten; aber weiter den Gegenstand ihrer Sorgen zu verfolgen, wurden sie durch Besuche gehindert, die von mehrern Seiten herbeigefahren kamen, um an dem Kinderfeste Theil zu nehmen, das, einem alten Gebrauche zu Folge, an diesem Tage in dem Birkenwäldchen gefeiert wurde. Während diese Fremden, lauter nahbefreundete Nachbarn, die, wie unbequem sie auch gerade kamen, doch nicht weggewiesen oder vernachläßigt werden konnten, Juliens Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, zog sich Adelaide, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, dem ihre Blässe zu statten kam, auf ihr Zimmer zurück. Indem sie hier die Lage ihrer Sache von neuem überlegte, glaubte sie immer mehr, nicht die Umstände, die ihr in den Weg getreten, sondern ihre eigene Zaghaftigkeit und eine schimpfliche Liebe zum Leben anklagen zu müssen, welche allein sie gehindert, einen so lang gehegten, nach so vielen Kämpfen fest beschlossenen, durch so viele Schwierigkeiten und Gefahren verfolgten Vorsatz zur Ausführung zu bringen. Sie sah, daß jetzt die Lage der Sache selbst jeden weitern Verzug verbiete, und beschloß, unverzüglich nach der Stadt zurückzukehren, den Marquis unter dem Vorwande einer höchst dringenden Erklärung zu sich zu

bescheiden, und ihm, was auch immer die Folgen für sie selbst seyn möchten, den Dolch in die Brust zu stoßen. Das Leben war ihr jetzt nicht bloß gleichgültig, es war ihr eine unerträgliche Bürde geworden, so lange das, was ihr heilige Pflicht schien, unerfüllt auf ihrem Herzen lag. Juliens Widerstand trieb sie noch mehr zu der That. Sie war jetzt dennoch der Achtung ihrer Freundin gewiß, und es war ihr erwünscht zu sterben, wenn sie nur, wie sie hoffte, mit freier Brust und mit dem Bewußtseyn stürbe, ihrer Pflicht gegen Eltern, Geschwister und Vaterland Genüge gethan zu haben.

Juliens Entfernung von Hause, indem sie mit ihren Gästen in dem Wäldchen verweilte, schien der Ausführung ihres Vorhabens zu Hülfe zu kommen. Der Tag fing an sich zu neigen; es war keine Zeit zu verlieren; der Marquis konnte Juliens Rath befolgen und noch in der Nacht abreisen. Sie ließ also den Wagen, der wegen des beständigen Verkehrs mit der Stadt immer bereit stand, anspannen, steckte den Dolch in die Brust, setzte sich ein, und fuhr, von einem Bedienten begleitet, rasch dem Städtchen zu.

Auf dem nämlichen Wege kehrten jetzt die zahlreichen Gesellschaften nach Hause, die aus der ganzen Umgegend zu dem jährlichen Kinderfeste in dem Birkenwald zusammen gekommen waren, die meisten zu Fuß in fröhlichen lauten Gesprächen begriffen, andre zu Pferd, auch mancherlei Fuhrwerk. Auf einmal entsteht ein Geschrei; die Pferde an einem der Wagen sind flüchtig geworden; das Hülferufen der darin

Sitzenden scheucht die Rosse noch mehr; die Fußgänger stieben nach allen Seiten aus einander. Auch Adelaidens Pferde werden unruhig in dem allgemeinen Getümmel, und als der flüchtige Wagen rasch an ihnen vorbeistreicht, springen sie erschreckt zur Seite nach dem Graben hin, reissen den Wagen vom Steindamm herab, und bleiben, als er danieder liegt, zitternd am Rande des Weges stehen. Auf der Erde liegend hielt der Kutscher die Zügel fest in der Hand; der Diener war von seinem Sitz in das Feld geschleudert worden, aber ohne Beschädigung.

Die Wanderer, welche dem Orte dieses Unfalls zunächst waren, sprangen herbei, um Hülfe zu leisten. Die Vorhänge waren zugezogen; mit Mühe wird die Thür des umgestürzten Wagens geöffnet; Adelaide liegt auf dem Boden, blaß, ohnmächtig und mit Blut befleckt. Man hob sie als todt heraus. Der Dolch, den sie im Busen trug, hatte sie beschädigt. Alle Umstehenden waren verwundert, bestürzt; und da niemand begreifen konnte, weshalb sich eine junge und schöne Dame auf dem sichersten Wege von der Welt mit einem so gefährlichen Werkzeug bewaffnet habe, erschöpften sich Alle in Vermuthungen, deren keine zum Ziel traf.

Der Wagen war endlich wieder in die Höhe gebracht, aber so beschädigt, daß man es nicht für rathsam hielt, den Weg nach der Stadt fortzusetzen. Man kehrte also nach dem näher gelegenen Schlosse um. Ein Wundarzt, der sich unter den Fußgängern befand, setzte sich in den Wagen, und hielt die Ver=

wundete im Arm, die noch kein Zeichen des Lebens gab, um ihr bei der Rückkunft nach Hause die mögliche Hülfe zu leisten. Schritt vor Schritt kehrte man zurück. Der Diener gieng neben her; auch der Kutscher war abgestiegen und führte die Pferde. Langsam, wie ein Leichenzug, bewegte sich der Wagen in den Schloßhof hinein. Julie sah ihn durch das Fenster. Eben nach Hause gekommen, hatte sie mit Schrecken Adelaidens Wegfahren gehört, und diese Art der Rückkehr schien irgend ein großes Unglück anzukündigen. Sie riß das Fenster auf und rief hinab; aber der Diener vermochte nur durch stumme Zeichen zu antworten. Bestürzt eilt sie die Stiegen hinunter, und als sie in die Thür tritt, wird die todte, blutige Freundin aus dem Wagen gehoben. Zugleich erfuhr sie die Art des Unglücks, das sie betroffen hatte.

Frau von Bony war eine der schönen Naturen, deren es, zum Glück der Menschheit, unter den Frauen nicht wenige gibt, die bei aller Weichheit und Zartheit des Gefühls, dennoch im rechten Augenblick Entschlossenheit, Muth und Besonnenheit haben. Alles, was die Umstände heischten, stand ihr jetzt sogleich vor den Augen; sie sorgte für Alles, legte überall Hand an und leistete Hülfe, wo sie am zweckmäßigsten war. Die Verwundete, Ohnmächtige ward zu Bett gebracht, und nachdem der erste Verband gelegt war, erhob sie die schweren Augenlieder, aber sie schien niemanden der Umstehenden zu sehen. Nur erst als sie die bleiche schlaffe Hand ausstreckte, fand

sie die Hand ihrer Freundin, erkannte sie, und schloß matt athmend die trüben Augen von neuem.

Die Nacht verging unter heftigen Beängstigungen; mehr als einmal kehrten tiefe und lange Ohnmachten zurück. Sprechen konnte sie nicht. Aber immer wendeten sich ihre Blicke nach der wachsamen Freundin, und ihre Lippen bewegten sich leise; aber kein Ton stieg aus der schmerzhaft bewegten Brust herauf.

Früh am Morgen kam der Arzt und untersuchte die Wunde. Seine Mienen sagten mehr als Worte. Beim Weggehen erklärte er Julien, nur ein Wunder könne hier Heilung wirken.

Bei großen Unfällen ist es den Menschen natürlich, nach den Umständen zu forschen, durch die sie hätten vermieden werden können, und sich dann über vieles anzuklagen, was sie vor dem Ereignisse durchaus nicht bedenklich gefunden hätten. So warf es sich Julie jetzt vor, daß sie Adelaiden allein gelassen, oder daß sie ihr nicht wenigstens das mörderische Werkzeug abgefordert habe, und sie vergaß die Umstände, die sie wider ihren Willen von der Freundin getrennt, und alle weitere Verhandlungen verhindert hatten.

Nach Verlauf von einigen Tagen hatte die Kranke so viel Kraft gewonnen, daß sie wieder sprechen konnte, doch nur mit schwacher Stimme und kaum vernehmlich. In einem dieser bessern Zwischenräume sagte sie zu Julien: „Gott hat gerichtet; er hat mich zugleich gestraft und bewahrt.“ Dann wiederum:

„Meine Seele hat vor Gott gestanden in den Augenblicken meiner Todesschwäche. Ich habe mich gedemüthigt vor der Weisheit seines Willens, und ihm mit Inbrunst gedankt, daß er mich den Vorsatz hat büßen lassen und nicht die That. Wohl sagtest Du recht: Die Rache ist mein, spricht Gott. Wie soll der Mensch sich anmaßen, was Gottes ist." Und ein andermal: „Von Leidenschaft und Stolz getäuscht, wähnte ich die Zeichen des göttlichen Willens in Allem zu sehen, was meinen Vorsatz begünstigte; aber ich achtete nicht auf die Winke, die mich warnten, und auf die Zeichen, die mir in den Weg traten. Erst jetzt versteh' ich sie, da es zu spät ist. Möge die ewige Güte mir den Irrthum verzeihen, den ich im Wahn einer Pflicht beging!"

Für Julien, welche ihre unglückliche Freundin keinen Augenblick verließ, war in ihrem großen und tiefen Schmerz die fromme Stimmung, in der sie Adelaiden sah, ein lindernder Trost. Sie selbst sprach ihr immer fromm und freundlich zu, und die Kranke dankte ihr für jedes beruhigende Wort mit einem leisen Drucke der Hand, oder einem freundlichen Blick. Auch schien sie immer heiterer zu werden, je näher sie ihrem Ziele kam. Ihre Schmerzen ertrug sie mit unbeschreiblicher Geduld. Oft phantasirte sie; in den ersten Tagen der frühern Stimmung gemäß, düster und ängstlich; späterhin immer heiterer, milder, versöhnter. Sie schien von den Geistern ihrer Geschwister, ihrer Eltern, ihres Geliebten umringt. Sie sprach mit ihnen, tröstete sie, weinte auch wohl wie aus tiefer Reue, und bat sie um Verzeihung des Irrthums, durch den sie ihren Willen unrecht gedeutet habe. Ihre Reden waren dann meist zusammenhängend, kräftig in Ausdruck, tief und innig in Gefühl; und oft endigten sie in Gebeten voll von Reue, Andacht und rührendem Dank.

Mitten in einem dieser Gebete stand ihr Herz still. Julie küßte die erblaßten Lippen, sah ihr noch einmal mit heißen Thränen in die gebrochenen Augen und drückte sie zu.

Dann kniete sie nieder neben ihrem Lager, betete und verehrte in Demuth die Wege der Vorsehung.

Der Marquis hatte kurz nach dem unglücklichen Ereignisse Adelaidens die Gegend verlassen. Manche verworrene Sage ging umher, in welcher ein wenig Wahrheit mit vieler Lüge vermischt war. So erzählte man, sie habe einem der Ausgewanderten nach dem Leben gestanden, der sie verführt und dann treulos verlassen habe; und als diesen Verführer bezeichnete ihn das Gerücht. So wenig er auch von dem innern Zusammenhange dieses wunderlichen Geredes begriff, so sah er doch, daß es ihm in Verbindung mit dem immer steigenden Hasse gegen die Ausgewanderten gefährlich werden könnte; nach der Verbannung von Julien, die er eben so wenig begriff, war ihm die Gegend überhaupt zuwider geworden; und nach einigen vergeblichen Versuchen, Adelaidens räthselhafte Geschichte aufzuklären, suchte er einen andern Aufenthalt, indem er einen herben, höhnenden Brief an Frau von Bony zurückließ. Auf seiner Reise kam er, ohne es zu ahnden, in die Nähe der französischen Heere, wurde aufgefangen, nach Frankreich gebracht, und in das Schloß von Vincennes eingesperrt. Der Zufall wollte, daß er eben den Kerker bewohnte, in welchem Sophiens Bruder auf seine Veranlassung so lange eingeschlossen gewesen war, und wo der Name des Jünglings mit dem seiner Schwester verschlungen, hin und wieder an den Wänden eingeschrieben war. Der Anblick dieser Namen rief ihm die Erinnerung an die alten lang vergessenen Verbrechen zurück; andere schauderhafte Erinnerungen knüpften sich daran; und er starb ohne Hoffnung und Trost, ehe das Urtheil, das ihn als Feind des Vaterlands zum Tode verdammte, an ihm vollzogen werden konnte.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobs, Friedrich, 1764-1847

Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten

Bd.: 2

Stuttgart 1820

P.o.germ. 668 tb-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111776-8